

R u t h e n i a,

o d e r :

Deutsche Monatschrift
in Rußland.

Fünfter Jahrgang.

Herausgegeben

von

F. B. Albers und F. C. Broße.

Erster Band.

1 8 1 1.

Riga, bey Deubner und Treuy.

Mit Bewilligung der Kaiserlichen Censur-Committee
zu Dorpat.

Der Druck dieses Buches wird unter der Bedingung bewilligt,
daß nach Abdruck und vor dem Debit desselben ein Exemplar da-
von für die Censur-Committee, eines für das Ministerium der
Aufklärung, zwey für die öffentliche Kaiserliche Bibliothek und
eines für die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften an die
Censur-Committee eingesandt werden.

Mitau, den 13ten April

1811.

G. B. Luther.

Inhalt des ersten Bandes.

Januar = Heft.

	Seite.
I. Festgesang zum ersten Januar. Von Herrn Professor Liebau	1.
II. Die letzte Mitternacht des Jahres. Von Herrn Professor Lehmann	3.
III. Russische Gesandtschaft nach China, im Jahr 1692 bis 1695	8.
IV. Das Leben Castrucci Castracani, Von Herrn Dr. Liepmann gen. Junker	21.
V. Größenlehre und Sprachlehre, als Hauptgegenstände des Unterrichts. Von Herrn Professor und Pastor Cruse	35.
VI. Das Hazardspiel, oder: wenn er nur Brod hat! Eine Erzählung. Von Albers	49.
VII. Theater. Lindenstein, der Komiker, in der Gastrolle des Schneider Fips	68.
VIII. Literatur. Ist das stete Fortschreiten der Menschheit ein Wahn? Sendschreiben ic. von Dr. Merkel	83.
IX. Nachricht, das unterdrückte Werk der Frau von Stüel betreffend	94.

Februar = Heft.

	Seite.
I. Gedichte.	
1. Der Blick der Liebe. Von Herrn Domvikar Voß	97.
2. Die Punschmetamorphose	98.
3. Epigramme	100.
II. Russische Gesandtschaft nach China. (Beschluß)	
	101.
III. Ueber Sprachreinheit und Sprachreinigung. Von Herrn Professor und Pastor Cruse	
	115.
IV. Bemerkungen über die Quellen der preussischen Geschichte und deren Benutzung von den Herren von Kozebue und von Baczko. Von Herrn Dr. Hennig	
	130.
V. Apophthegmen	
	145.
VI. Theater.	
Kevaler Bühne. (Fortsetzung)	148.
Nathan der Weise auf dem Theater in Riga	161.
Theater in Mitau	166.
VII. Literatur.	
St. Petersburger Theater = Almanach &c.	172.
Ueber die Hauptbegebenheit in der Hekabe &c.	175.

März = Heft.

	Seite.
I. Die Quelle in der Wüste. Von Broße	177.
II. Fragment aus einer Atellane: Die Totalfrüppel. Von Ebendenselben	179.
III. Ueber praktisch = philosophische Aphorismen. Von Herrn Joh. Daniel Braunschweig	186.
IV. Bemerkungen, veranlaßt durch das Manifest über den Handel des russischen Reichs fürs Jahr 1811	202.
V. Zwen Briefe über Satyre. Von Herrn Schulinspektor Dr. Thieme	214.
VI. Das Leben Castruccii. (Fortsetzung)	223.
VII. An die Korinther. Von Herrn Professor Lehmann	232.
VIII. Theater.	
Revaler Bühne. (Fortsetzung)	241.
IX. Literatur.	
De praelectionibus etc.	247.
Blechs Lehrbuch der Weltgeschichte	252.
X. Nicht = Literatur. Zeitung für Literatur und Kunst	254.

April = Heft.

	Seite.
I. Lebensgleichnisse. Von Broke	257.
II. Apologie der Adelsvorurtheile. Von Herrn Professor und Pastor Cruse	259.
III. Ueber Göthe's Wahlverwandtschaften Ein Dialog	296.
IV. Auszüge aus dem russischen Museum. (Fort- setzung)	309.
V. An die Herausgeber der Ruthenia	314.
VI. Theater. Revaler Bühne. (Fortsetzung)	322.
VII. Literatur. Ueber die Hauptbegebenheit in der Hekabe etc.	327.
Heauton timorumenos etc.	329.
Ist denn wirklich nicht zu helfen ic.	331.
Ortwins Dichterweihe ic.	334.
VIII. Antwort auf die Zuschrift eines Verlege- nen an den Verleger dieser Zeitschrift	337.

R u t h e n i a,

oder:

deutsche Monatschrift in Rußland.

Januar, 1811.

I.

Festgesang zum ersten Januar.

Stimm', o Muse, selbst du meine Feyer,
Herrsche mächtig durch der Saiten Klang,
Geuß zu dieses Tages hoher Feyer
In die Seele mir den Preisgesang.'

Einge selbst der Tage schnelles Flichen,
Wie die Sonne sinket und erseht,
Und der Zeitsturm, im Vorüberziehen,
Die Geschlechter, Blättern gleich, verweht.

Daß wir jede Freude tief empfinden,
Die der Horen Hand uns milde beut,
Blüthen haschen, ehe sie verschwinden
Und der Sturmhauch ewig sie zerstreut. —

Ja, du Erstling unbekannter Tage,
Der des Jahres dunkeln Echoß entsteigt,
Freundlich winkest du, und finstre Klage,
Echnell in Jubel umgewandelt, schweigt.

In den Lichtglanz, der dich sanft umringet,
 Strahlt der Hoffnung milder Lenzeschein;
 Ahnungsvoll, auf ihren Flügeln, dringet
 In der Zukunft Nacht der Sänger ein.

Seinem Blicke zeigen sich Gestalten,
 Die das Glück Ruthenia's erhöhn;
 Machtvoll sieht er ihren Herrscher walten,
 Sein Panier an fernen Meeren wehn.

Und der Friede wandelt durch die Fluren,
 Weiß verhüllet folgt die Treu' ihm nach.
 Ueberall des reichen Segens Spuren!
 Ueberall entflieht das Ungemach!

Und des Volkes Liebe ist die Mauer,
 Kühn gewunden um den Kaiserthron;
 Muthvoll sinkt und ohne Todesschauer
 Für das Vaterland der tapf're Sohn.

Darum, Erstling unbekannter Tage,
 Der des Jahres dunkeln Schooß entstieg,
 Winktest freundlich du, und finstre Klage,
 Schnell in Jubel umgewandelt, schwieg.

Liebau.

II.

Die letzte Mitternacht des Jahres.

Da nun liegt das große Land der Zeit, in seinen dreymal hundert Tagebrücken. Bald ist es abgemessen. Lachende Stunden hat es gebracht; aber auch Minuten, von denen noch lange glänzen wird die Thräne des Unfalls. Mancher ruft ihm nach, dem Jahr; und Mancher will es nicht wieder. Als das Rad seiner Tage noch nicht rollte, sagten wir, wir werden einen Traum erleben; nun wir ihm am Haupte stehen, werden wir bald sagen, wir haben ein Leben geträumt. Als das Jahr kam, sollte Wahrheit werden aus Bildern; nun es weggeht, werden Bilder aus Wahrheit. Was sind nun die Tage des Jahres mit der Geschichte, die ihren Rücken eingeschrieben ist? — Was der Weg des Vogels in der Luft ist, was die Furche des Schiffes in der See ist, was einer Schlange Weg an Felsenwänden ist; — sie sind, was die Zeit vor der Welt, das Leben im Grabe, und der Tod bey Gott ist. Alle Tage dieses Jahres sind Nacht geworden, und alle seine Nächte sind aus; seine Sonne ist erloschen, und sein Mond ist nicht mehr. Eine halbe Welt liegt in seinen Sekunden begraben. Der Mann hat sich um Ein Jahr mehr in den Greis verloren, und der Jüngling um Ein Jahr mehr in den Mann. Wir finden uns nicht wieder, ach! ich finde mein

junges Leben nicht wieder, die Tage nicht wieder, welche gezeichnet sind mit reiner Freude, mit Kraftgefühl und Empfänglichkeit für alles Gute, und welchen ich die Länge einer Ewigkeit geben möchte, weil ihr Pulsschlag die Stärke einer ewigen Jugend hatte; — ich greife nach Land, wie der gestrandete Schiffer, will mich an der Sonne halten, wie der ängstliche Traum, der mich zwischen Wolken fallen läßt, aber — ich finde nicht Land, nicht Sonne, es reißt mich fort, es läuft und kommt nicht wieder, wird nie, nie wieder gelebt.

Da liegt nun das Jahr. Doch sagten wir nie: nun ist es. Als es anfing, lagen seine Tage noch in der Zukunft. Auf seiner Mitte lag seine Hälfte schon wieder im Grabe. Und so wir sagen: es ist, — ist es zu Ende und nicht mehr. In ihm hat Gott das Seyn mit dem Nichtseyn vermählt. Der Wechsel ist ein Vater, der seine Kinder verzehrt, und ein Kind, das seinen Vater gebärt; das Jahr frißt seine Kinder, die Tage, und die Tage zeugen ihren Vater, das Jahr. Immer zeuget das Jahr Tage, und sein Erzeugen ist ein Verstößen der Kinder. Das ist unser Seyn; in solch einem Nichts liegen wir mit unsern Wünschen, unsern Thaten! Eine bange Bemerkung, die aber gut endet, denn der Wechsel ist es, durch welchen Gott seine ewige Wahrheit durchscheinen läßt; und sind wir ganz auch das Leben eines andern

Geistes, so ist es Gott doch, der in uns sein Leben treibt.

Sterben ist keine Kunst; es verstehn ja diese Kunst die Tode, das Kind und der Wurm. Ein Jahr ist der sichtbare Tod tausend sterbender Stunden. Aber bey vollen Kräften sich sterben sehn, sich so lebendig begraben, ist eine seltne Kunst. Und wenn uns das Jahr an den Tod gewöhnt durch seine sterbenden Tage, so nimmt es doch nicht von uns die Schmerzen eines Lebens, was durch alle Tage bleibt, indem es jeden Tag stirbt.

Zähle die Stunden des Jahrs, so hast du wahrlich wohl ein Register von Sünden. Dieses Jahr hat in manches Haus Thränen gebracht, und Hunger auf manchen Tisch, und manches Bette mit Krankheiten beladen; — es hat Kriege gebracht und ganze Schöpfungen in Blutströme ersäuft, und zwischen Mann und Weib, zwischen Vater und Sohn den Tod gestellt, daß er der Liebe Adern zerreiße. Rette die Weisheit, wenn du dies siehest! Doch, du rettetest sie, denn sie warf alle diese Uebel in den Wechsel, daß auch sie ein Ende nehmen.

Jeder hatte eine merkwürdige Stunde in diesem Jahre; er zeichne sie sich. Wer eine süße Stunde hatte; er zeichne sie sich. Wer eine große That gethan; er zeichne sich ihre Stunde. Nun hole er diese Stunde wieder herauf ins Leben! Wie gebannt steht er von Ferne, wie angenietet

am Nichts hängt diese Eine Stunde. Er greift nach sie, und tausend Sekunden eilen ihr nach, und decken sie mit Abgrund. Kannst du sie wieder rufen? Vielleicht bist du ein König, ein Held, ein Weiser, bist schön, daß dir eine ganze, junge Schöpfung folge, bist reich, daß eine Welt dir diene; und Eine Stunde ist ja klein, — komm, und rufe sie wieder! Du kannst nicht? Was für ein Held! Schlägst Völker zu Staub, und bist nicht Einer Stunde Herr? Was für ein Weiser! Bringst Milchstraßen in ein Buch, und bist nicht Einer Stunde mächtig? Komm, steige von deinem Triumphwagen du, und du von deiner Sternwarte, sey du reich, du schön, — umarmet mich und euch, seyd Alle schwach wie ich, seyd Sklaven Einer Stunde, die der Herr schuf, kommt zusammen in der großen Liebe, und in der demüthigen Andacht.

Doch, du willst diese Stunde nicht wieder. Es ist gut, daß sie ein Laufen hat, die Zeit. Ich will meine Jugend nicht wieder. Hatte ich im Knabenjahre den Hochgenuß reifer Tugenden, wie ich ihn nun haben kann? Konnt' ich als Knabe zum Männerherzen so sprechen, und mit Männern Bruderliebe pflegen? Fühlte ich als Kind die ehelichen Zauber? Wie, wenn Gott spräche: wohlan, ihr klagt, daß ich euch zu Männern gemacht habe, und sollet wieder Kinder seyn! Dein

Haus, du, soll wieder ein Schulhaus seyn; dein Weib und Kind, du, soll eine Florpuppe werden, und dein Pferd, du, ein Stock. — Würden wir nicht sagen: eile, Zeit, und mache mich zum Manne, daß dieser Stock laufe und diese Florpuppe mich küssen könne?

Nun fällt das Jahr; die letzte seiner Stunden schlägt. Schon ist ein neues im Angange. Nun ist alles Alte ein Bild. Nur die Vernunft bleibt mir. Sie soll mir bleiben, daß sie mir helfe ertragen den Wechsel. Ich will mit Gott nicht rechten über den Wechsel; nicht hängen bleiben an vergangenen Bildern. Aufwärts zum Neuen will ich mich heben. Des Menschen großes Wesen ist in der Zukunft. Die Vergangenheit trägt mich nicht, sie trage mich denn ein träge beschauendes Wesen. Aber ich soll nicht träge seyn. Gott sendet mir neue Stunden, die ich mit neuen Thaten füllen soll. Was du bringen wirst, Jahr, dessen Erste Stunde nun über mich läuft, weiß ich nicht. Du fängst in einer Nacht an. Aber was ich thun soll, weiß ich wohl. Für Menschen soll mir dies Jahr laufen. Bilden soll ich sie und mich, und trösten ihre Schmerzen. Mit dieser Pflicht will ich mich beseelen; und — in ihr warten, was da kommen werde. Die halbe Welt schläft, indes über ihre Stirn dies Jahr abrollte. Ich habe seinem Tode zugesehn und der Geburt des neuen

Jahres; — um mich mit dem Gefühl einer Ewigkeit zu befeelen, welches Gott uns im Wechsel giebt.

Lehmann.

III.

Russische Gesandtschaft nach China im Jahre 1692 bis 1695.

Im Auszuge aus dem Reisejournal des auf Befehl der Zaren und Großfürsten Johann und Peter Alexiewitsch aus Moskwa nach China abgefertigten Herrn Eberhard Isbrand Ides.

Als die erhabenen Monarchen Iwan und Peter, Söhne des Alexei, den Vorsatz gefaßt hatten, eine feyerliche Ambassade an den Baldichan von China abzusenden, hatte ich die Ehre, von Ihren Majestäten zum Gesandten bestimmt zu werden. Ich war neugierig, Sibirien und China, zwey eben so berühmte als wenig gekannte Reiche, zu sehen. Auch schmeichelte es mir, der Erste zu seyn, der jetzt eine zuverlässige Beschreibung aller Merkwürdigkeiten, die ich auf dieser Reise sehen würde, und wenigstens einige Nachrichten von dem, was ich nicht sah, liefern konnte.

Ich traf alle zu einer so weiten Reise nöthigen Anstalten, erhielt mein Kreditiv und reisete den

14ten März 1692 aus Moskwa ab. Ueber Wologda, einer ziemlich ansehnlichen Stadt, und einigen andern kleinern, traf ich den 29sten März in Soligutsch, einer nicht kleinen Stadt, wo es viele reiche und geschickte Künstler, besonders Goldarbeiter und Kupferschmiede, giebt, ein. Auch wird da viel Salz, womit die umliegenden Städte sich versehen, gekocht. Von da kamen wir ins Land der Sgrener, deren Sprache von der russischen ganz verschieden ist, aber mit der liefländischen viel Aehnlichkeit hat; denn einige meiner liefländischen Bedienten sprachen mit ihnen, und man verstand einander. Sie konnten mir aber gar nicht sagen, wo diese Aehnlichkeit herühre, noch wie ihre Voreltern hieher gekommen wären.

Ich hatte mir vorgenommen, zu Lande über Solikamsk, der Hauptstadt von Großpermien, nach Sibirien zu reisen, allein das eingetretene Frühlingswetter verhinderte mich daran. Ich mußte in der Stadt Kay mich so lange aufhalten, bis ich im Stande war, auf dem Flusse Kama meine Reise zu Wasser fortzusetzen. Dies hielt mich einige Wochen auf.

Man sagte mir hier so viel von Räubereyen auf der Kama, daß ich alle möglichen Vorsichtsmaasregeln nahm, und so glücklich nach Solikamsk, einer ansehnlichen Stadt, und an die Gränze von Europa kam. Von den Wogulschen

Tataren erfuhr ich, daß sie keine andre Religion hätten, als jährlich einmal ein Opfer auf folgende Art zu bringen: Sie gehen gemeinschaftlich in einen Wald, schlachten verschiedene Thiere, unter denen jedoch nach ihren Gebräuchen ein Pferd und ein bunter Ziegenbock für die vorzüglichsten gehalten werden, ziehen die Häute davon ab, hängen sie auf hohe Bäume, fallen vor ihnen, mit dem Gesicht zur Erde gebeugt, nieder, und beten sie an. Nach verrichtetem Gebet essen sie das Fleisch, und das Opfer ist vollbracht. Den Ursprung dieser Gewohnheit wissen sie nicht zu erklären, sie berufen sich bloß auf ihre Voreltern, die es eben so machten. Ueber verschiedene gegen die Streifereyen der Baschkiren und Kirgisen errichtete Feldschanzen und kleine Festungen gelangten wir den 25sten Juny in die befestigte und volkreiche Stadt Tjumen. Drey Viertel der Einwohner sind Russen, die übrigen Tataren mahometanischer Religion. Sie treiben großen Handel mit den Kalmüken und Baschkiren. Den 1sten July kamen wir nach Tobolsk, der Hauptstadt von Sibirien und dem Sitz eines Metropolitens. Hier sind alle Lebensmittel, besonders Fische, ungemein wohlfeil. Ich versah mich also mit allem zur Fortsetzung der Reise Nothwendigen, forderte Begleitung und ging den 22sten July auf dem Flusse Irtysch weiter, aus ihm in den Obj und auf diesem bis an die Stadt Narim. Hier fängt man schon an mit Hunden

zu fahren, auch lassen sich hier schwarze Füchse sehen, die aber, ihrer Schlaugigkeit wegen, sehr schwer zu fangen sind. Bey den Ostiakern, einem Volke, welches bloß von der Jagd und Fischerey lebt, besuchte mich einer ihrer sogenannten Fürsten. Er brachte mir nach Landesitte ein Geschenk von Fischen; ich gab ihm dafür Tabak, wovon die Ostiakern beyderley Geschlechts außerordentliche Liebhaber sind, und traktirte ihn mit einem Glase Brantwein, welches ihn recht sehr erfreute. Er brachte mein Geschenk nach Hause, und kam bald darauf wieder, mich zu sich zu Gast zu bitten. Nicht seines Traktaments wegen, sondern aus Neugier, nahm ich die Einladung an. Er lebte in einer kleinen aus Baumrinde verfertigten Hütte. In derselben fand ich seine vier Weiber, zwey alte und zwey junge. Diese traktirten mich mit getrockneten Fischen, jede besonders auf einer von Baumrinde gemachten Schüssel. Hernach brachte man ein Stück gekochten frischen Stör, welcher gelb wie Dukatengold war. Ich aß davon, traktirte sie wieder mit Brantwein und schenkte einer jeden Tabak, worüber sie eine große Zufriedenheit bezeigten. Nun ging der Weg weiter auf dem Flusse Ketsch verschiedenen Städtchen und Dörfern vorbey bis zu den Tungusen, ein Volk, welches ebenfalls von der Jagd lebt und Götzen anbetet. Hierauf kamen wir zu den Buräten, die zahlreiche Heerden halten und in

Kleinen hölzernen Häusern leben. Ihre Ochsen
 und Kühe haben sehr lange Haare aber keine Hör-
 ner. Bey diesem Volke kaufen die Reisenden ge-
 wöhnlich so viel Kameele und Zugochsen, als sie
 zur Fortbringung ihrer Habseligkeiten brauchen.
 Die Buräten nehmen aber keine Münze, sondern
 ungemünztes Gold und Silber, rothes Tuch und
 persische Stoffe von allerley Farben an. Endlich
 kamen wir nach Irkutsk, einer sehr volkreichen
 Stadt mit vielen Vorstädten. Die Lebensmittel
 sind da wiederum ausserordentlich wohlfeil, und die
 umliegende Gegend sehr fruchtbar. Nicht weit
 von Irkutsk ist eine Höhle, von welcher die Ein-
 wohner erzählen, daß sie vor Zeiten Feuer ausge-
 spien habe, und erst seit kurzem verlöscht sey.
 Doch dampft jetzt noch Rauch aus ihr. Nahe bey
 dieser Höhle befindet sich das Kloster des heiligen
 Nikolaus, wo der Fluß Irkut in die Angara fällt
 und von diesem hat die Stadt Irkutsk ihren Na-
 men. Damals wohnte in diesem Kloster unter
 der Protektion der Monarchen ein Taischa oder
 mungalischer Baron, welcher die russische Religion
 angenommen hatte, mit seiner Schwester, einer
 Nonne. Von da ging es weiter über den See
 Baikal, der schon zugefroren war. Als ich mich
 bey dem Nikolajewschen Kloster auf diesen nicht
 weit davon liegenden See hinab lassen wollte,
 warnten mich viele der Dasigen, ich sollte ja, so
 lange ich mich auf ihm befände, ihn niemals See,

sondern Meer nennen, weil man sonst den Gefahren eines Sturms, der sich sogleich erhöbe, unterworfen wäre. Ich nahm mir vor, die Probe zu machen, befahl mich dem Schutze Gottes, fuhr in die Mitte, ließ mir ein Glas Brantwein geben und trank es auf die Gesundheit aller europäischen Christen aus, worüber ich den See zum Zeugen rief. Nicht allein entstand kein Wind, sondern es blieb so schönes Wetter, daß wir wohlbehalten nach dem Dorfe Raban kamen. Dieses ist der erste Ort in Daurien, neben welchem ein festes Schloß steht. Von hier gelangten wir durch verschiedene kleine, gegen die Streifereyen der Mungalen errichtete, Festungen nach der ebenfalls wohlbefestigten Stadt Udinsk. Zu meiner Zeit war hier ein Erdbeben, welches bey nahe eine Stunde dauerte und durch drey gewaltige Stöße alle Häuser erschütterte. Es geschah zwar kein Schaden, aber unsre Angst war sehr groß. In der befestigten Stadt Telimb kam ein tungusischer Fürst, Namens Liliulka, zu mir. Seine Haare waren ungewöhnlich lang, er trug sie in einer ledernen Umwindung, welche er drey mal um seine Schultern gewickelt hatte. Ich glaubte, es wären keine natürlichen, sondern falsche Haare, und war neugierig, mich davon zu überzeugen. Ich traktirte ihn mit Brantwein, damit er ausgeräumt würde. Diese Höflichkeit bewog ihn, auf mein Bitten, seinen Zopf aufzubinden. Ich er-

staunte über diese langen Haare. Er erlaubte mir sie zu messen; ich fand, daß sie vier holländische Ellen hielten. Sein Sohn, ein Knabe von sechs Jahren, hatte auch schon Haare, die über eine Arschin ($1\frac{1}{4}$ Elle) lang waren. In Plombisch holte ich meine voraus geschickte Karawane ein. Sie erfuhr viele Beschwerlichkeiten, weil die Mungalen alles Gras weggebrannt hatten, daher man mit großer Mühe und Unbequemlichkeit das Futter für die Pferde und Kameele auf den herumliegenden hohen Bergen suchen mußte. Wir setzten unsre Reise frisch fort, und kamen den 20sten May in Nertschinsk an. Die um diese Festung herumwohnenden Götzendiener heißen Tungusen. Einige sind zu Pferde und heißen reitende, die andern fahrende und müssen zu Fuß, so wie jene zu Pferde, bey den vorfallenden Streifereyen der Mungalen gegen sie ausrücken, wohin der Gouverneur sie beordert. Kommen bey dem Gouverneur von den Tungusen Klagen ein, besonders über Zauberey, so ist er verbunden, nach tungusischen Gebräuchen zu richten, daß heißt: er läßt den Beklagten kommen und fragt ihn, ob er im Stande ist, sich durch einen Eid zu rechtfertigen. Sagt er ja, so läßt man sogleich einen Hund bringen. Der Beklagte sticht ihn unverzüglich mit einem Messer unter den linken Fuß und saugt durch die Wunde alles Blut aus. Diese Rechtfertigung wird für die zuverlässigste gehalten. Der Be-

klagte ist dann freygesprochen, und der Kläger be-
 kommt für seine falsche Anklage eine strenge
 Strafe. In Nertschinsk mußte ich wieder Ka-
 meele, Ochsen und Pferde kaufen, um meine Ba-
 gage fortzubringen, und mich mit Lebensmitteln
 versehen, welches mich einige Wochen aufhielt.
 Endlich erreichte ich glücklich Argun, den letzten
 befestigten Gränzplatz, welcher gegen Osten dem
 Scepter der russischen Monarchie unterworfen ist.
 Den 5ten August verließ ich Argun, kam den 9ten
 über den Fluß gleiches Namens und in die tataris-
 sche Steppe, welche ich mit vielen Beschwerden
 bis zum 1sten September passirte und an diesem
 Tage an den Berg Jago gelangte. Hier fand ich
 den russischen Edelmann, welchen ich voraus nach
 Firiga abgefertigt hatte. Er war von da zurück-
 gekommen, und hatte mich mit einem vornehmen
 Chineser schon einige Tage hier erwartet. Der
 Chineser hatte zehn Mann bey sich, welche, auf die
 von dem Edelmann erhaltene Nachricht von mei-
 ner Ankunft, mir entgegen geschickt waren. Er
 wünschte mir Glück im Namen des chinesischen
 Baldichans und schenkte mir einige Pfund Thee,
 Kuchen und funfzehn Schöpfe. Er gab mir auch
 funfzehn frische Pferde für mein Gepäck. Ich
 nahm sie mit Dank an, und machte ihm einige
 Gegengeschenke.

Der Weg vom Berge Jago bis an die erste
 chinesische Gränzwache, wo wir zu unsrer größten

Freude den 4ten September eintrafen, ist sehr gut und geht längs dem Flusse Jaly zwischen lauter großen schattenreichen Bäumen und Haselstauden. Die Gränzwache steht auf einem sehr hohen Berge, von welchem man die ganze Gegend übersieht. Sobald sie Reisende gewahr wird, erkundigt sie sich genau, wer sie sind? und rapportirt es dem Gouverneur von Mergen. Den Tag darauf passirten wir diese Wache, ohne Aufenthalt, und kamen noch denselben Tag an die ersten Hütten der Lorensoner. Dieses ist ein freyes Volk, und zahlt nur dem chinesischen Baldichan Tribut; sie sind Götzendiener, und beten sogar den Teufel an. Den 6ten ließen wir schon ihre letzten Wohnplätze hinter uns. Drey Werst von Ksansagar, der ersten chinesischen Gränzstadt, ließ ich Halt machen und dem mir expreß entgegen geschickten Mandarin oder Andagan meine Ankunft melden. Er kam mir bald darauf mit einer Begleitung von dreyßig Mann entgegen, und ich ging mit ihm nach der Stadt, wo ein sehr gutes Quartier für mich und für meine Suite, einem jeden nach seinem Range, schon zubereitet war. Den 14ten bat mich der Mandarin zu sich zu Gaste. Er traktirte mich herrlich. Nur das mißfiel mir, daß ich mit untergeschlagenen Beinen auf einem Teppich sitzen mußte. Den Tag darauf bat ich ihn zu mir, und bewirthete ihn auf europäische Weise. Bey jeder Gesundheit spielten die Trompeter und

Hautboisten, was dem Mandarin sehr wohlgefiel. So ging es wechselweise bis zum 26sten, an welchem Tage ich ihm meldete, ich hätte Lust weiter zu reisen. Der Mandarin antwortete mir sehr freundschaftlich, der Baldichan, sein Herr, habe befohlen, mir so viel Begleitung zu geben, als ich nöthig haben würde. Dem zufolge reiseten wir in Begleitung des Mandarins den 28sten weiter. Wir passirten durch viele Dörfer, durch verwüstete und unbewohnte Städte, bey welchen nur noch verschieden gestaltete Statuen von Götzen zu sehen sind, und so sahen wir endlich die große Mauer, auf Chinesisch Zaganfrüm genannt. Vor derselben, ungefähr in einer Entfernung von 500 Faden, kamen wir an eine Vormauer, von allen Seiten mit Batterien und kleinen Feldschanzen besetzt. Darauf folgt ein, ungefähr acht Faden hoher, steinerner Thurm mit einer eisernen Pforte. Man ließ uns durch, und so gelangten wir endlich an den Eingang durch die Mauer. Sie erstreckt sich von Osten gegen Westen. Das Fundament ist von Quadersteinen, einen Faden hoch. Auf demselben ist die Mauer von Ziegelsteinen, sechs Arschin hoch, und durch Thürme, welche fünf hundert Faden von einander entfernt sind, besetzt. Sechs Mann zu Pferde können neben einander bequem darauf reiten, und sie ist noch in so gutem Stande, als wenn sie erst vor einigen Jahren erbaut wäre. Neben der ersten Pforte dieser Mauer

steht eine Mosquee, auf welcher damals die Fahnen der Götter und des chinesischen Baldichans weheten.

Nachdem wir die erste Pforte passirt hatten, gingen wir über eine, ungefähr hundert Faden breite, Fläche. Dann kamen wir zu der zweyten Pforte, bey welcher, so wie bey der ersten, auf jeder Seite funfzig Mann Wache hielten, und dann wieder über eine Fläche von circa drey hundert Faden im Umkreise, welche mit hohen Bäumen bepflantz ist, und gegen Abend eine prächtige Mosquee darstellt. Von da einen Flintenschuß weit liegt die Stadt Galchan, wo wir, bey dem Eintritt, mit dreyimaliger Lösung aller in der Stadt befindlichen Kanonen salutirt wurden. Hier blieben wir diese Nacht. Das neugierige Volk versammelte sich in Menge, uns zu sehen, und einige blieben sogar uns zu Ehren auf Trompeten.

Gegen Abend bat mich der Mandarin, welcher mich begleitet hatte, zum Abendessen in den Pallast des Baldichan, in welchem er wohnte. Der Gouverneur dieser Stadt und die vornehmsten Magistratspersonen hatten sich schon vorher daselbst eingefunden, und nahmen mich mit der größten Höflichkeit auf. Es ward eine prächtige Mahlzeit aufgetragen, und nach derselben eine chinesische Komödie aufgeführt, während welcher man auf einer Menge übelgestimmter Instrumente, ohne Ordnung und Kunst, so diskordant und

unangenehm spielte, daß ich von Herzen wünschte, mich von da entfernen zu dürfen. Die Gäste saßen, auf Stühlen, zu zwey Personen an einem kleinen hölzernen Tische mit Schnitzwerk, von vorne mit schönen seidnen Vorhängen bedeckt. Auf den Tischen lagen weder Tischtücher noch Servietten, noch Löffel, Messer und Gabeln und dgl., sondern nur für jeden zwey elfenbeinerne Stäbchen. Diese wissen die Chineser so geschickt zu gebrauchen, daß sie auch das kleinste Stückchen, wäre es auch nur von der Größe einer Stecknadel, damit auffassen. Alle Speisen, selbst der Braten, werden nicht auf Schüsseln, sondern in porzelänenen Näpfen ganz klein zerschnitten aufgetragen. Auf dieselben folgen Früchte und Konfitüren, ebenfalls in kleinen Gefäßen von Porzellan.

Die Speisen sind wohlschmeckend. Man spart dabey keine Muskatennüsse oder Zimmet und andere Gewürze. Man legt dazu noch ein Kraut, das auf Felsen im Meere wachsen soll, und den Speisen nicht allein einen zarten Geschmack giebt, sondern auch sehr gesund ist. Manche halten es für Vogelnester. Sie machen nächstdem ein wohlschmeckendes Getränk aus Krebsbutter, mit Laubeneiern und wohlriechenden Kräutern vermischt. Statt des Salzes setzen sie kleine Gefäße mit Salzwasser auf den Tisch, in welche jeder seine Speisen tunkt. Zu der Suppe brauchen sie keine Löffel, sondern jeder trinkt sie aus dem vor ihm

stehenden Gefäße. Nach der Mahlzeit wischt sich jeder mit seinem seidnen Tuche ab, weil man, wie gesagt, keine Servietten kennt. Die Getränke bestehen außerdem aus einem Weine, den sie aus unreifem Weizen zubereiten, und der, wenn er ein paar Jahre gelegen hat, an Geschmack, Farbe und Stärke dem Rheinwein gleicht.

Als wir nach dem Abendessen aufstehen wollten, kam der Schauspieldirektor auf den Knien zum Mandarin, welcher neben mir saß, gekrochen und brachte ein Buch mit schwarzen Buchstaben auf rothem Papier. Der Mandarin blätterte eine Weile darin, und zeigte dann die Komödie an, welche er wünschte vorgestellt zu sehen. Der Direktor fiel ihm zu Füßen, beugte den Kopf zur Erde und ging hin, die Befehle des Mandarins zu erfüllen. Jetzt rollte der Vorhang auf. Sängern, prächtig gekleidet, mit Kränzen auf den Köpfen und Fächern in der Hand, traten auf. Sie sangen eine nach der andern sehr angenehm. Die Komödie hub an. Ihr Inhalt war, daß ein Baldichan in der Vertheidigung des Vaterlandes seinen Tod fand. Dabey erzählte man alle seine Heldenthaten. Auf diese folgte ein kleines Lustspiel, worin eine Frau ihren Mann krönte. Diese Vorstellungen waren in der That nicht viel schlechter als unsre europaischen.

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

Das Leben Castrucci Castracani von Lucca;
 beschrieben von Nikolaus Machiavelli,
 und zugeschrieben dem Zenobius Buonalmonti und
 dem Ludwig Alamanti, ihm sehr befreundeten
 Männern.

Die Lebensbeschreibung, die in den folgenden Blättern von einer getreuen Hand den Lesern wird vorgelegt werden, gehört zu der Reihe von Musterbildern, mit denen jener große Mann sein nie genug zu preisendes Buch vom Fürsten zu begleiten, zu ergänzen, zu vollenden gedachte. Entworfen sind auf solche Weise im Cäsar Borgia das Bild des italienischen neuen Fürsten, und im Lebenslauf des Castrucci Castracani (geboren 1281, starb 1328) der Charakter des Bandenführers (Condottiero), einer Art von Leuten, deren Leben im Krieg bestand, wenn er jetzt höchstens ein Gewerbe ist, deren Liebe er war, wenn er nun allenfalls für Pflicht gilt. — Welche auch die Meinung seyn möge über den innern und sogenannten sittlichen Werth dieser Gegenstände, so gedenkt man nicht durch vieles Vorreden das unbefangene Urtheil zu verfälschen oder zu bestechen. Außer dem Grunde aber, den der Geschichtschreiber selbst zur Rechtfertigung seiner Arbeit angiebt, ließe sich für unsere Zeit noch bemerken, daß jene anscheinend ungezügelte Kraft, die sich durch die

mittleren Jahrhunderte offenbaret, und von deren Repräsentanten man einen hier wird erscheinen sehen — daß eben diese es war, die in vulkanischen Ergüssen das glückliche Land befruchtend, unmittelbar alles jenes Schöne und Gute hervorrief, das wir unablässig als das erste freudige Geschlecht der jungen neuen Zeit und des wiedergestalteten Weltgeistes bewundern werden. — Also giebt es selbst der gemeine, sichtbare und greifbare Weltlauf zu erkennen, daß nur das Starke gut und fruchtbringend, das Halbe aber und Schwache allein wahrhaft verdammlich und nichtig sey. — Diejenigen, welche vergleichende Gesichtspunkte zu fassen wünschen, werden nicht ohne Wohlgefallen die wechselseitigen Verhältnisse, welche achtzehnhundert Jahre früher die griechischen Staaten spalteten und verbanden, betrachten neben den Geschichten, in deren Schauplatz man hier eingeführt wird. *)

* * *

*) Wie der Uebersetzer diese Worte schreibt, erinnert er sich des Ausspruches, den neulich in einem kleinen Urtheil über ein großes Buch die sechste Person einer sonderbaren kritischen Einbeit in unserer Nähe fällte: man verstehe nicht den Ausdruck „allgemeine Geschichten.“ Man könnte vielleicht diesem F. zeigen, daß er sich gar bald in dem groben Netz seiner Worte verstrickt; da er selbst zugiebt, das Werk des unsterblichen Mannes sey nicht Geschichte, wie er ihren Begriff gedonnen zu haben vermeint. Man könnte ihn fragen, weshalb denn, von den Alten keiner jenen beliebten Singular gebraucht habe? — man könnte fragen: kennt ihr es, das Gesetz, dem ihr die Zeiten unterordnet, auf daß sie

Es scheint, liebster Zenobius und Ludwig, denen, die es erwägen, eine wunderbare Sache, daß alle die, oder der größere Theil derer, welche in dieser Welt sehr große Dinge bewirkt haben, und vor andern ihres Zeitalters vortrefflich gewesen sind, ihren Anfang und ihre Geburt niedrig und

zur Einheit werden? Kennt ihr sie, die Brennpunkte, um welche sich das Menschengeschlecht in seinen großen ewigen Bahnen bewegt? Ist etwa eure Perfektibilität deren einer, jener Taschenspielerbecher, der nach Willkühr in den verschiedenen Zeitaltern gefüllt und leer erscheint? — Aber die Rechtfertigung jener und noch vieler andern überflüssigen Worte liegt augenscheinlich in dem Zwang der Geschäfte, in der Noth, sagen zu müssen, sagen zu wollen, und nichts sagen zu können. Ist es nun nicht der sichere Weg, ein Ganzes zu gewinnen, daß man vorne anfange und am Ende aufhöre? Was aber ist uranfänglicher, als das Titelblatt, und was endlicher, als die Druckfehler? (Noch treffender freylich, allgemein gültiger und neuer ist es, ein Werk, über die Mineralogie z. B., von der grammatischen Seite zu betrachten, oder umgekehrt. Diese Stufe der Vollkommenheit hat obenbelobte Zeitungsnummer erstiegen. Freylich sind Mineralien kein Dativ und Akkusativ; aber — Kritikus ist ein Mensch, der seinen Kasum setzen kann.) Er hat also einen guten Kampf gekämpft, der Recensent, und wir sehen ihn mit einem mal in die zwente Klasse der heimlichen großen Männer versetzt, die, nach Fichte's Bemerkung, zwar nichts zu machen verstehen, das für aber sehr genau wissen, wie es bey'm Nachen zugehe und zugehen müsse. Nur durch einige Ornamente hatte er seinen schmerzenreichen Sohn nicht verunstalten sollen; wenn er z. B. sagt: „eine allgemeine Geschichte der Menschheit kann nichts anderes seyn, als — eben eine Geschichte der Menschheit, dessen, was den Menschen zum Menschen macht, wie Thierheit das bedeutet, was das Thier charakterisirt,“ — so ist das zwar sehr deutlich, und vor allen Dingen unumstößlich wahr; aber, in der That, nicht schlechter, meinen wir, hatte ein venetianischer Strakens Philosoph diese Begriffe für einen Bajocco einem Kunds

dunkel gehabt haben, oder doch vom Schicksal über alle Maassen bedrängt; weil alle sie entweder ausgezehrt oder den wilden Thieren Preis gegeben worden, oder sie so gemeine Väter gehabt, daß, sich derselben schämend, sie sich zu Söhnen Jupiters, oder irgend eines andern Gottes, gemacht haben. Da derer, welche solche gewesen, viele

manne entwickelt, auf die Fraae: warum doch die Kastration menschliche Gemüther verderbe, den thierischen Sinn dagegen milde mache? antwortend: *perchè, castrando le bestie, se cava la bestialità, ma castrando gli uomini, se cava la umanità.* — Sehr viel Besseres darf man indeßes allerdings nicht in einem Blatte erwarten, das geweiht zu seyn scheint für Lasterungen und Schmahreden gegen alles Gute, Große und Schöne; in einem Blatte, das eine Freystatt giebt dem ganzen wüthenden Heer der Verfechter des Gemeinen, der Paladine des Schlechten; wo M. Humboldt zu den Karitatenkrämern gesellt wird; wo man Müller's Geschichte der Schweiz ein Revertorium schalt; wo das große Werk des Lebens eines vortrefflichen Mannes (d'Agincourt), eines Helden unter den gleichzeitigen Gelehrten seines Volks, höhrend eine Kumpelkammer genannt wird; wo, zur großen Belustigung des Volks, Göthe's Wahlverwandtschaften als ein auf den Kopf gestellter Werther erscheinen — wo endlich der Preis unter den Romanen zuerkannt wird (freulich mit einer wohlsonnenen Mentalreservation) einer Ini von einem Hrn. v. Volk; dem großen Romantiker, der die Marktetendin in die Welt gesetzt hat, dem tiefen Taktiker, der Berlin zu inundiren gedachte — wo, um alles zu vollenden, mit der frechsten Stirn der unerhörte Vorschlag nachgeschwaht wurde, ehrwürdigen Greisen die Preßfreiheit zu kränken, an den Großen die Heiligkeit zu verletzen, die an den letzten Worten selbst des gemeinen Sterbenden erkannt wird; ihnen die Wohlthat der Rede, der trauernden Welt den einzigen Trost zu entziehen: den vollen Genuß des großen Geistesvermachnisses. „Es giebt keinen größern Trost für die Mittelmäßigkeit, als daß das Genie nicht unsterblich sey.“ (Wahlverw. v. Göthe.)

einem Jeden bekannt sind, so würde es zu wiederholen eine lästige, dem, der es läse, wenig angenehme Sache seyn; weshalb wir, als überflüssig, es unterlassen wollen. Ich glaube wohl, daß dieses daher entsteht, daß das Glück zeigen wollend der Welt, wie es, nicht aber die Klugheit es sey, welches die Menschen groß mache, anfängt seine Kräfte zu zeigen zu einer Zeit, in der die Klugheit keinen Theil daran haben kann, vielmehr jenem alles zuzuschreiben ist. Es war also Castruccius Castracani von Lucca einer von jenen, welcher, gemäß den Zeiten, in denen er lebte, und der Stadt, in der er geboren war, sehr große Dinge that, und weder glücklichern noch bekanntern Ursprung hatte, als die übrigen, wie man bemerken wird in der Erzählung des Laufes seines Lebens; welches ich habe zurückbringen wollen in das Gedächtniß der Menschen, weil mich bedünkte, in demselben gefunden zu haben viele Dinge, sowohl was angehet die Tugend, als das Glück, von größestem Beispiel. Und zuschreiben habe ich sie wollen euch, als denen, welche ihr euch mehr als andere Menschen, die ich kenne, der kräftigen Handlungen erfreuet. Ich sage also, daß das Haus der Castracani unter die edeln Häuser der Stadt Lucca gezählt wird, wenn es gleich in diesen Zeiten, nach der Ordnung der weltlichen Dinge, ausgegangen ist. Aus diesem war vordem

ein Antonius geboren, welcher, als Geistlicher, Domherr zu St. Michael von Lucca war, und, zum Zeichen der Beehrung, Herr Antonius genannt ward. Dieser hatte nicht mehr denn eine Schwester, welche vordem den Bonaccursium Cenami heirathete; aber da Bonaccursius gestorben, und sie Wittwe geblieben, so zog sie sich zum Bruder zurück, mit der Gesinnung, sich nicht wieder zu verhelichen. Es hatte Herr Antonius hinter dem Hause, welches er bewohnte, einen Weinberg, in welchen, weil er an viele Gärten gränzte, man von vielen Seiten, und ohne viele Schwierigkeit, hineingehen konnte. Es ereignete sich, daß, da eines Morgens ein wenig nach Sonnenaufgang Frau Dianora (denn also nannte sich die Schwester Herrn Antonii) zur Lust im Weinberge ging, pflückend, nach der Weise der Frauen, gewisse Kräuter, um damit gewisse Wurzeln zu machen, sie rauschen hörte unter einer Rebe zwischen den Ranken, und die Augen wendend gegen diese Seite, hörte sie wie ein Weinen. Worauf sie, nachgezogen jenem Geräusch, die Hände entdeckte und das Gesicht eines Kindleins, welches, gehüllt in die Blätter, sie um Hülfe zu bitten schien; dergestalt, daß sie, theils verwundert, theils erschrocken, voll von Mitleid und Bestürzung es aufnahm, und da sie es ins Haus getragen und gewaschen, und in weiße Windeln gehüllt, wie es der Gebrauch ist, es bey der

Rückkunft nach Hause Herrn Antonio vorstellte. Welcher hörend den Fall, und sehend das Knäblein nicht minder ergriffen ward von Verwunderung und Erbarmen, als die Frau ergriffen worden. Und sich untereinander berathend, welchen Weg sie ergreifen sollten, beschlossen sie es zu erziehen, da er Priester war, und sie keine Kinder hatte.

Da sie also eine Amme in das Haus genommen, pflegten sie es mit der Liebe, als ob es ihr Kind gewesen. Und da sie es hatten taufen lassen, nannten sie es nach dem Namen Castruccio, ihres Vaters. Es wuchs in Castruccio mit den Jahren die Anmuth, und in jedem Dinge bewies er Verstand und Klugheit, und schnell, nach Maaßgabe seines Alters, lernte er die Sachen, zu welchen er von Herrn Antonio angewiesen ward, welcher, beabsichtigend ihn zum Priester zu machen und mit der Zeit auf ihn zu übertragen seine Domstelle und seine andern Pfründen, nach solchem Zwecke ihn unterwies; aber er hatte einen dem priesterlichen Geiste gänzlich widersprechenden Gegenstand gefunden. Denn sobald nur Castrucius zum Alter von 14 Jahren gelangte, und er anfang einigen Muth zu gewinnen gegen Herrn Antonium und Frau Dianoram, und sie gar nicht mehr zu fürchten, begann er, bey Seite lassend die geistlichen Bücher, die Waffen zu behandeln, und er freute sich an nichts anderm, als entweder solche zu üben, oder mit den andern seinen Genossen zu laufen, zu

springen, zu ringen, und an ähnlichen Uebungen, worin er zeigte die größte Tugend des Geistes und des Körpers, und weit alle die andern seines Alters übertraf. Und wenn er auch einmal las, gefielen ihm keine andern Lesereyen, als solche, die von Kriegen oder von Dingen, gethan von sehr großen Männern, handelten; aus welchem Grunde Herr Antonius Schmerz und unglaublichen Verdruß davon trug. Es war in der Stadt Lucca ein Edelmann aus dem Hause der Guinigi, genannt Herr Franciscus, welcher an Reichthum, an Gunst und an Tugend weit übertraf alle die andern Luccheser, dessen Betrieb der Krieg war, und hatte er unter den Visconti von Mayland lange gefochten; und da er Gibelline war, ward er über alle die Andern, welche dieser Parthey in Lucca folgten, geachtet. Derselbe, da er sich in Lucca befand, und Abends und Morgens zusammen kam mit den andern Bürgern unter dem Altan des Stadtgewaltigers, welcher an der Ecke des Platzes von St. Michael ist, des ersten Platzes von Lucca, sah mehrere male Castruccium mit den andern Knaben der Gegend sich üben in denen Uebungen, die ich oben erwähnt; und da es ihm schien, daß, außer dem Uebertreffen, jener über sie hatte ein königliches Ansehen, und daß sie auf eine gewisse Weise ihn liebten und verehrten, als ward er höchlich begierig zu vernehmen von seinem Wesen. Von diesem unterrichtet durch die

Umstehenden, entbrannte er von größerem Verlangen, ihn bey sich zu haben, und eines Tages ihn rufend, fragte er ihn, wo er lieber seyn möchte, ob in dem Hause eines Edelmannes, der ihn lehrte reiten und die Waffen führen, oder im Hause eines Priesters, wo nichts anders gesehen würde, als Breviere und Messen. Es bemerkte Herr Franz, wie froh Castrucius ward, da er erwähnen hörte Pferde und Waffen; da er ein wenig verschämt stand, und Herr Franciscus ihm Muth machte zu sprechen, antwortete er: daß, wenn es also seinem Herrn beliebte, er kein größeres Vergnügen haben könne, als zu verlassen die Studien des Priesters und zu ergreifen die des Kriegsmannes. Es gefiel wohl Herrn Franciscus die Antwort, und in gar wenigen Tagen bewirkte er so viel, daß Herr Antonius ihm es zugestand; wozu diesen antrieb mehr als irgend eine andere Sache die Natur des Knaben, urtheilend daß er nicht lange also zu halten sey.

Da solchergestalt Castrucius hinübergegangen aus dem Hause Herrn Antonii Castracani des Domherrn in das Haus Herrn Francisci Guinigi des Bandenführers, so ist es befremdend für die Gedanken, in wie gar kurzer Zeit er voll ward aller jener Tugenden und Sitten, welche in einem Edelmann verlangt werden: zuförderst machte er sich zu einem vortreflichen Reiter, weil er jedes wildeste Pferd mit größtester Gewandtheit behanz-

delte, und in den Lanzenrennen und Kampffspielen, wenn gleich noch ein Jünglein, war er mehr als irgend ein Anderer ansehnlich; dergestalt, daß in jeder Bewegung, so starken als gewandten, er keinen fand, der ihn übertroffen hätte. Wozu kamen die Sitten, worin man sah eine unglaubliche Bescheidenheit; weil man ihn nie sah eine Handlung thun oder hörte ein Wort reden, das mißfallen hätte, und war er ehrfürchtig gegen Höhere, bescheiden mit seines Gleichen, und mit Geringeren leutselig. Welche Dinge ihm Liebe brachten nicht allein von dem Hause Guinigi, sondern von der ganzen Stadt Lucca. Es trug sich zu in jenen Zeiten, da Castrucius eben 18 Jahre alt war, daß die Gibellinen verjagt wurden von den Belfen aus Pavia, zu deren Gunst abgeordnet ward von dem Visconti von Mayland Herr Franciscus Guinigi, mit welchem Castrucius ging, als auf dem das ganze Gewicht seiner Bande ruhet; in welchem Zuge Castrucius von sich gab so viele Beweise von Klugheit und von Muth, daß niemand, der sich befand bey dieser Unternehmung, daraus an Gunst gewann bey irgend einem so viel als jener davon trug; und ward sein Name nicht allein in Pavia, sondern in der ganzen Lombarden groß und geehrt. Der nach Lucca gefehrte Castrucius, wohl mehr geschätzt als er es bey seinem Auszuge gewesen, ermangelte nicht, in so weit ihm es möglich war, sich Freunde zu machen, beachtend

alle jene Weisen, die, um sich Menschen zu gewinnen, nothwendig sind. Jedoch da Herr Franciscus Guinigi zum Sterben gekommen, und einen Sohn gelassen vom Alter von 13 Jahren, genannt Paulus, als ließ er zum Vormund und Verwalter seiner Güter Castruccium; da er ihn vor dem Sterben zu sich kommen lassen und ihn gebeten hatte, er wolle geneigt seyn zu erziehen seinen Sohn mit jener Treue, wie er selber erzogen worden, und jene Verdienste, die er nicht habe vergelten können dem Vater, möge er vergelten dem Sohne. Da also Herr Franciscus Guinigi gestorben und Castruccius zurückgeblieben als Verweser und Vormund Pauli, wuchs er dermaßen in Ruf und Gewalt, daß jene Gunst, die er zu haben pflegte in Lucca, sich verwandelte zum Theil in Neid, dergestalt daß viele als einen Menschen, der verdächtig und der einen tyrannischen Muth habe, ihn verleumdeten: unter welchen der erste war Herr Georgius von den Spizi, Haupt der Welfenparthey. Derselbe, hoffend durch den Tod Francisci als Fürst von Lucca zurückzubleiben, meinte, daß Castruccius, welcher in diesem Regiment verblieben, durch die Gunst, welche seine Eigenschaften ihm gaben, ihm dazu genommen habe alle Gelegenheit, und deswegen ging er Dinge ausstreuend, welche ihm die Gunst nähmen: als worüber Castruccius zuerst Unwillen faßte, wozu bald darauf der Argwohn kam, weil er

dachte, daß Herr Georgius nie ablassen würde, ihn in Ungunst zu setzen bey dem Statthalter des Königs Roberti von Neapel *), daß dieser ihn aus Lucca vertriebe. Es war Herr von Pisa in jener Zeit Huguccius von der Faggiuola von Arezzo, welcher zuerst war von den Pisanern erwählt worden zu ihrem Hauptmann, sodann sich zum Herrn davon gemacht hatte; bey Huguccio befanden sich etliche vertriebene Luccheser von der Gibellinenparthen, mit welchen Castrucciüs Anschläge unterhielt, sie wieder einzusetzen mit der Hülfe Huguccii, auch diesen seinen Plan mittheilte seinen Freunden drinnen, welche nicht ertragen konnten die Macht des Dpizi. Da man solchergestalt abgeredet, was zu thun, so befestigte Castrucciüs vorsichtiglich den Thurm der Honesti, und füllte denselben mit Kriegsvorrath und vielen Lebensmitteln, um, bey Erfordern, sich in demselben etliche Tage erhalten zu können; und wie die Nacht gekommen, die anberaunt war mit Huguccio, gab er das Zeichen selbigem, welcher herabgestiegen war in die Fläche mit vielem Volk zwischen den Bergen und Lucca; und auf das gesehene Zeichen näherte er sich dem St. Petersthore, und

*) Dritter König aus dem Hause Anjou, ein thätiger, in den italienischen Angelegenheiten vielvermögender Mann; seinem Stamme gemäß ein Welke, mithin Beschützer der Pwste und Wideriacher der Kaiser, der um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts starb — nicht ohne den Ruhm eines Beförderers der Wissenschaften.

legte Feuer an das äußere Thor. Castrucci von der andern Seite erhob den Aufstand, das Volk zu den Waffen rufend, und erbrach das Thor von der innern Seite. Dergestalt, daß, da Huguccio und sein Volk hereingekommen, sie plünderten den Ort und umbrachten Herrn Georg mit allen denen seines Hauses, und mit vielen andern seinen Freunden und Anhängern, und den Statthalter vertrieben, und der Staat der Stadt ward vermindert nachdem es Huguccio gefiel, mit größtem Schaden derselben; indem es sich fand, daß mehr als hundert Geschlechter vertrieben wurden zur Stunde aus Lucca. Die, welche flohen, gingen eines Theils nach Florenz, eines andern nach Pistoja; welche Städte regiert wurden von der Welfenparthey, und dadurch kamen feindlich zu seyn mit Huguccio und den Lucchesern. Und weil es den Florentinern schien und den andern Welfen, daß die Gibellinenparthey gewonnen habe in Toskana allzuviel Gewalt, so kamen sie überein, zusammen wieder einzusetzen die vertriebenen Luccheser, und nachdem sie ein großes Heer gemacht, kamen sie damit in das Thal von Nievole, und da sie den Berg Catini besetzt, gingen sie von dort sich zu lagern auf den Caroliberg, um den Eingang nach Lucca frey zu haben. Huguccio mittlerweile, der hinreichend Volk versammelt von Pisaniern und Lucchesern, und darüber viele deutsche Reiter, welche er aus der Lombardey zog, ging

zu finden das Lager der Florentiner, welches, die Ankunft der Feinde vermerkend, abgezogen war von dem Caroliberge, und aufgeschlagen war zwischen dem Berge Catina und Pescia, und Huguccius setzte sich unter dem Caroliberg, nahe den Feinden auf zwey Meilen, allwo etliche Tage zwischen den Reitern des einen und des andern Heeres manches kleine Scharmüzel vorging; denn, weil Huguccius krank war, vermieden es die Pisaner und die Luccheser, zum Treffen zu kommen mit den Feinden. Aber da Huguccius ärger ward im Uebel, zog er sich zurück, um sich zu heilen, auf Caroliberg, und ließ Castruccio die Sorge des Heeres: welche Sache das Verderben war der Welfen, weil diese Muth faßten, vermeinend, das feindliche Heer sey ohne Hauptmann geblieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

Größenlehre und Sprachlehre, als Hauptgegenstände des Schulunterrichts.

Auf Veranlassung eines Aufsatzes im Oktober-Heft der Ruthenia vom Jahr 1810. *)

So oft über die Wahl der Lehrgegenstände gesprochen und disputirt wird, bleibt gemeinhin unbeachtet, daß die Fragen: Was soll der Mensch wissen, und: Was soll der Mensch in der Lehre lernen, zwey ganz verschiedene Fragen sind. Wer mag z. B. läugnen, daß es ganz gut wäre, wenn jeder Mensch den Bau seines Körpers, die Regeln der Lebensordnung (Diätetik), die Materialien, woraus? die Art und Weise, wie? die Werkzeuge, womit? die Gegenden, wo? ein jedes Stück seines Hausrathes gemacht worden (Technologie), gründlich und vollständig kenne; allein es folgt daraus nichts weniger, als daß Anatomie, Diätetik und Technologie in den Schulen gelehrt werden könne und solle. Ueberhaupt ist ja auch der Kreis dessen, was der Mensch in der Lehre lernt, gegen den Umfang der Einsichten und Fertigkeiten, den er durch eigene Erfahrung, Entdeckung und Erfindung erwerben muß, unendlich klein. Wollte

*) Ueber den Grundsatz, daß Latein und Größenlehre die Hauptsache bey der Jugendbildung seyen. Ruth. 1810, 3ter Band. S. 96.

man den Lehrling mit dem ganzen Umfange des Letztern bekannt machen, so würde man ihn nur erschrecken, überladen, abstumpfen und völlig verderben. Je weiser demnach die Lehrgegenstände begränzt werden, desto besser wird für den Lehrling gesorgt.

Alle Gegenstände der Erkenntniß lassen sich auf zwey Hauptpunkte zurückführen: Naturkunde und Menschenkunde, welche jeder Mensch nach seinem Geiste, seinem Beobachtungskreise und nach seinen Bedürfnissen für sich bearbeitet und unaufhörlich erweitert, weil ein jeder darauf ausgeht, die Kräfte und Produkte der Natur, so viel möglich, zu seinen Zwecken zu benutzen, und durch Menschen unter Menschen seine Absichten zu erreichen.*) Von diesen Einsichten kann aber der Mensch nichts sein wahres Eigenthum nennen, nichts zu jedem Gebrauche fertig haben, als was er zur lebendigen Anschauung gebracht, d. h. entweder selbst erfahren und gefunden, oder von andern so aufgenommen hat, als wäre es eigne Erfahrung oder Erfindung. Daher giebt es der Menschen, die bey unglaublich ausgebreitetem Wissen, nicht etwa bloß im gemeinen, sondern selbst im wissenschaftlichen Leben, oft bis zum Lã-

*) Das ganze Feld des Realwissens ließe sich demnach folgendermaßen überschauen:

N a t u r.		M e n s c h.
Physik.	1) Das Bestehende.	Anthropologie.
Naturhistorie.	2) Das sich Verändernde.	Historie.

herlichen unbeholfen sind, und durch ihre Unbeholfenheit die Wissenschaft zum Gegenstande des Spottes der ungelehrten guten Köpfe machen. Betrachtet man dieselben genauer, so ist ihre Unbeholfenheit die Schuld der Lehre, die ihnen zuviel gegeben und sie zu wenig geübt hat, selbst zu nehmen.

Der Lehrer muß also den Umfang der mitzutheilenden Realerkenntnisse beschränken und einzig darauf hinarbeiten, daß der Lehrling „Selbstlernen“ lerne. Er wird sich den gewissenhaften Werkmeister zum Muster nehmen, der den Lehrling an wenigen Übungsstücken in der Wahl und dem Herbeschaffen der Materialien, so wie im Gebrauch der Werkzeuge und Hülfsmittel seiner Kunst übt, und denselben dann getrost in die Fremde schickt, damit er durch eigne Beobachtung und Erfahrung sich selbst zum Meisterwerden tüchtig mache.

Natur- und Menschenkunde erwerben wir nun theils durch eigenes Anschauen und Erfahren, theils durch das Erlernen dessen, was Andre angeschaut haben. Das eigne Anschauen wird gebildet in dem Streben, jede Sinnesanschauung in möglichster Vollkommenheit, d. h. so viel möglich bis auf Zahl und Maaß genau, aufzufassen, und jede Geistesanschauung zu der Lebendigkeit einer vollkommenen Sinnesanschauung zu bringen. Das Mittel, Erfahrungen, Entdeckungen und Erfindungen sich

anzueignen, ist die Mittheilung durch die Sprachen. Größenlehre und Sprachlehre sind demnach nicht dem Range nach die ersten Wissenschaften, wohl aber die ersten Dienerinnen aller Wissenschaft, und müssen folglich auch, wie gute Diener, das Haus aufräumen, ehe die Herrschaft einziehen kann.

Freylich wird der verständige Lehrer nicht mit den Abstraktionen der Größenlehre und Sprachlehre (Analysis und Logik) anfangen können, noch weniger wollen. Allein er wird anfangen mit Messen und Zählen, wie Pestalozzi, d. h. mit dem Konstruiren der Abstraktionen der Größenlehre. Dabey wird er Erfahrungs- und Anschauungsgegenstände zu Hülfe nehmen, um daran das Anschauungsvermögen zu üben, wobey denn der Borrath der Realkenntnisse immer zugleich mehr erweitert wird, als ohne diese Uebung geschehen würde. — Der Unterricht in der Größenlehre, welchen die Jugend in Schulen und Gymnasien erhält, geht also auf nichts weniger hinaus, als Mathematiker oder gar Artilleristen zu bilden; sondern das Anschauungs- und weiterhin das Kombinationsvermögen zu üben, damit dem Lehrlinge, wenn er auch das ganze Gerüste der Zahlen- und Maaßlehre einst vergessen sollte, ein geübter Beobachtungsgeist bleibe.

Eben so wenig wird der Lehrer in der Bildung des Vermögens, durch Sprache zu vernehmen

und mitzutheilen, mit der Denklehre anfangen; sondern mit der Uebung, in den Geist und die Gesetze irgend einer Sprache einzudringen und sie jenem Geiste und diesen Gesetzen gemäß zu gebrauchen. Sehr natürlich wird er die Sprache wählen, welche dem Lehrlinge von Kindheit an die geläufigste ist, wenn nicht etwa diese zu arm seyn und eine andre den Schlüssel zu einem reichern Schätze mitgetheilte Erkenntnisse geben sollte. Die Deutschen mußten im Mittelalter die alten Sprachen lernen, so wie jetzt ein Lette deutsch lernen muß, wenn er in der Wissenschaft Fortschritte machen will. — Jetzt hat sich freylich die deutsche Sprache an den Schätzen ihrer alten und neuern Schwestern so bereichert, daß ein Deutscher allerdings sehr einsichtsvoll, sehr vielwissend, ja sehr gelehrt seyn kann, ohne etwas anders als Deutsch zu verstehen; — allein, die Lage der Gelehrtenrepublik will immer noch die Kenntniß der alten Sprachen *), die Verhältnisse der Staatsgesellschaft, die Bekanntschaft mit einer oder der andern neuern Sprache (z. B. bey uns Russisch und ehemals Polnisch), und in den

*) Damit man den Verfasser, der hier κατ' ανθρωπον spricht, nicht mißdeute, stehe hier mit wenigen Worten sein Glaubensbekenntniß über den Werth der alten Sprachen für die Gelehrsamkeit. — Auch der beste Mathematiker nimmt wohl das Resultat eines weitläufigen und mühsamen Kalküls auf den Glauben eines bekannten guten Rechners an; (so gebrauchen alle Mathematiker die Logarithmen)

deutschen Ländern jenseits des Rheins Französisch); der Ton der Umgangswelt macht endlich die Fertigkeit in einer oder der andern neuern Sprache unerläßlich. Man mag das Erlernen dieser Sprachen immer ein nothwendiges Uebel nennen; es ist einmal da, und der weise Lehrer wird, wie überall, aus nothwendigen Uebeln für seinen Zögling so viel Vortheil zu ziehen suchen, als möglich; vor allen Dingen aber wird er zu hindern bemüht seyn, daß das nothwendige Uebel nicht den Zögling verderbe oder dessen Sinn verschiebe. — Kleidung ist auch eigentlich ein nothwendiges Uebel — allein sie kann eben so gut zu einem Beförderungsmittel edler Schamhaftigkeit, als zu einer Nahrung für Eitelkeit und Ueppigkeit, eben so gut zu einem Schutz gegen das Erkranken, als zur Verzärtelung und Berweichlichung des Körpers, gebraucht werden. Muß also einmal der Lehrling fremde Sprachen lernen, so lerne er an jeder in den Geist der Sprache überhaupt eindringen. Dann wird er durch jede mit seiner Muttersprache bekannter und vertrauter werden; und so wie auf Reisen im Auslande dem Britten sein Vaterland nur noch lieber wird, so wird dem Deutschen sein

tafeln, ohne jeden Logarithmus nachzurechnen). Wer aber ein echter Mathematiker seyn will, muß im Stande seyn, die Richtigkeit einer solchen Rechnung selbst zu bewähren, und falls er keine gemachte Rechnung vorfände, sie selbst zu machen. Die Anwendung auf das Verhältniß der alten Sprachen zur Gelehrsamkeit giebt sich von selbst.

Deutsch in eben dem Maaße lieber werden, als er fremde Sprachen kennen lernt.

Man wähne inzwischen nicht, daß hier dem oberflächlichen Erlernen fremder Sprachen das Wort geredet werde. Oberflächliches Lernen ist überall verderblich, und niemand darf, meiner Ueberzeugung nach, behaupten, eine Sprache zu verstehen, der nicht in dieser Sprache seine Gedanken mündlich oder schriftlich, bestimmt, klar und korrekt auszudrücken im Stande ist. Wer nämlich das nicht kann, der kann auch nicht in der Sprache lesen; sondern, was er lesen nennt, ist eigentlich immer nur ein stillschweigendes mehr oder weniger radebrechendes Uebersetzen.

Weil nun aber die Sprache Gegenstände haben muß, an welchen sie sich übe; so werden diese aus der beschreibenden Naturkunde, Menschenkunde (z. B. Sulzers Vorübungen), gewählt; ja es ließe, da einmal der zukünftige Gelehrte und Weltmann mehrere Sprachen lernen muß, die Geschichte jeder Nation sich mit der Uebung in ihrer Sprache verbinden. Döring, Siebelis und Jakob haben diese Idee gehabt, und ein deutsches Geschichtsbuch für die deutsche Jugend würde ein schönes Geschenk für unsre Lehranstalten seyn. Freylich möchte es auch wohl schwerer seyn, an einem deutschen Geschichtsbuch Deutsch zu lehren, als mensa und amo und panis, piscis ableynern zu lassen.

Wie das Latein zu der Ehre gekommen sey, bey vielen für das summum bonum des Unterrichts zu gelten, läßt sich einigermaßen historisch nachweisen. Italiener, Franzosen und Spanier lernen mit dem Latein eigentlich nur ihre eigene Sprache gründlich verstehen; bey ihnen ist es also nicht gelehrter Luxus, sondern unerlaßliches Bedürfnis. Der Deutsche dagegen wird aus der griechischen Sprache weit mehr für die gründliche Einsicht in den Geist seiner Muttersprache lernen, als durch das Latein.

Inzwischen muß man auch die formalen Vortheile nicht so ganz übersehen, welche das Erlernen alter, zumal ausgestorbener und ganz abgeschlossener Sprachen gewährt. Es lassen sich nämlich an solchen die Gesetze der Sprachlehre überhaupt in ihrer ganzen Strenge und Konsequenz zur Anschauung bringen, dahingegen der Lehrling bey der Muttersprache, wegen des Schwankenden, Unbestimmten und Fehlerhaften im Hausgebrauch, so schwer zu dem Glauben an die Autorität der Sprachgesetze zu führen ist. Wenn man nur nicht manchmal auf der andern Seite wieder zu weit ginge, und die lebendige Muttersprache in das Schnürleib einer fremden todten einzwängen wollte!

Das Ziel endlich aller Erkenntnis und Wissenschaft ist Weisheit. Damit nun dieses Ziel nicht verfehlt werde, müssen dem Einsammeln

von Erkenntnissen, die Lehren vom Glauben und Sollen (Religionslehre und Sittenlehre) wie treue Führerinnen zur Seite stehen; jene als die Lehre von der Fülle, und diese als die Lehre von den Schranken der Anwendung erworbener Natur- und Menschenkunde. Und auch diese Lehren lassen sich höchst fruchtbar an die Uebung und die Lehre der Muttersprache anknüpfen. — Es ist unglaublich, wie fest in der Seele haftet, was ihr mit dem tiefen Sinne der Muttersprache gegeben ist, und Heil uns Deutschen, daß wir eine Sprache von tiefem Sinne haben. An die Wörter Tugend (das an sich Taugende), Lasten (das den Menschen Belastende), Leidenschaft (das Leidendseyn), Seeligkeit (das Seelenleben), Gott (der Gute), lassen sich belehrende und erweckende Dialogen nach Platons Weise anknüpfen, welche unauslöschlich tiefe Eindrücke zurücklassen, und Licht und Trost für das ganze Leben gewähren können.

Dem aufmerksamen Leser wird nicht entgangen seyn, daß es bey dem Anschauungsvermögen noch eine Seite giebt, für welche die Größenlehre nicht hinreicht. — Es heißt nämlich oben S. 37, „jede Geistesanschauung zu der Lebendigkeit einer vollkommenen Sinnesanschauung zu bringen,“ und man wird wohl gewahr werden, daß hier eigentlich auf die Vollkommenheit gedeutet wird, ohne welche keine Entwicklung der Dich-

tungsgabe möglich ist. — Entwicklung, sage ich; denn ohne alle Dichtungsgabe, d. h. ohne alle Fähigkeit, das Einzelne im Allgemeinen zusammenzufassen, ohne das Einzelne zu übersehen, und über dem Erscheinen des Einzelnen das Allgemeine nicht aus den Augen zu verlieren, ist kein Mensch und kann kein Mensch seyn. — In der unbedingten Vollkommenheit würde diese Gabe an Gottes Allwissenheit reichen, der die Naturgegenstände nicht nach Klassen, Ordnungen, Geschlechtern, Arten, Varietäten und Individuen kennt, wie das Natursystem, sondern, uns unbegreiflich, Eins und Alles und Alles und Jedes mit einem Blicke überschaut. — So unendlich weit nun der Mensch immer von dieser unbedingten Vollkommenheit der Anschauung bleibt; so entwickelt sich doch, in dem einen mehr, in dem andern weniger, eine Annäherung zu dieser Vollkommenheit, wenn gleich nicht dem Umfang, doch der Intension und Lebendigkeit nach. Bey den meisten, selbst sorgfältig unterrichteten, bleibt sie aber auf einer sehr niedrigen Stufe, weil man gemeinlich die Zöglinge zwar viel lernen, aber sehr wenig das Allgemeine im Einzelnen und das Einzelne im Allgemeinen suchen und finden lehrt. Wo jedoch diese göttliche Kraft in hohem Maaße vorhanden ist (denn Organisation und die frühere unbeachtete Erziehung haben einen großen Theil an ihrer Entwicklung), da läßt sie sich auch

durch die verkehrteste Lehrbildung nicht unterdrücken; aber sie wird nur Menschen, wie Jakob Böhme und die Talmudistischen Rabbinen, hervorbringen, wenn nicht dieses Anschauen des Einzelnen im Allgemeinen und des Allgemeinen im Einzelnen (bey den Alchymisten des Microcosmos im Macrocosmo und umgekehrt) zum klaren Bewußtseyn kommt. Dichter in der Schriftstellerwelt aber werden nur gebildet werden, wenn mit diesem klaren Bewußtseyn noch die Kunstfertigkeit verbunden wird, die klar aufgefaßten Anschauungen in angemessener und wohlklingender Sprache vorzutragen. Nur das letzte läßt sich andern Dichtern ablernen; daher ist auch zu begreifen, wie gerade die größten Dichter die wenigsten Muster vor sich gehabt haben, und wie es auf der andern Seite der Verskünstler so viele, und der wahren Dichter so wenige giebt.

Nicht also Versedrechseln sollte jeder lernen, aber in jedem sollte die Dichtungsgabe so viel möglich geweckt und die Anschauungen des Geistes zur größtmöglichsten Klarheit gebracht werden; denn jeder Gelehrte, ja jeder Mensch, der mehr als ein fruges consumere natus seyn will, ist nur so viel werth, als er Dichter ist, d. h., als er nach lebendigen Anschauungen selbstständig denkt und selbstthätig wirkt.

Dazu führt nun freylich die Größenlehre höchstens mittelbar, indem sie den Geist übt, sich

nicht eher zu befriedigen, als bis er seinen Gegenstand mit vollendeter Klarheit, allseitig als Eins und im Zusammenhange mit allen andern Größenanschauungen gefaßt hat. — Näher führt schon das Lesen und Studiren vorhandener Dichterwerke, wenn man nicht bey dem Exponiren und Erklären, oder bey dem sogenannten Zeigen der Schönheiten stehen bleibt; sondern dem Zögling in den Dichterwerken überall das einzelne Bild des Ganzen zeigt und ihn leitet, daß er selbst aus diesem Bilde das Ganze auffasse und solches in andern treffenden Bildern darstelle. Man nimmt z. B. des Phädrus Fabel vom Wolf und Lamm. Für das erste findet der Zögling nur ein einzelnes Faktum. Dann erzähle man ihm einzelne Züge von muthwilligem Gewaltgebrauch, und er wird, falls er nicht ganz stiefmütterlich von der Natur ausgerüstet ist, jedesmal sagen: das ist ja jene Fabel; ja, es wird nicht lange währen, so wird er zu den erzählten Fabeln selbst ähnliche Fälle finden, und damit beweisen, daß er sie mit poetischem Geiste aufgefaßt habe. Wie er die Fabeln aufgefaßt hat, so wird er nach und nach kleinere und größere Epopden und Tragödien und jedes Dichterwerk poetisch auffassen, vorausgesetzt, daß man ihn nicht auf die Bücher einschränke, sondern ihn viel in die Natur und in die Menschenwelt blicken lasse.

Dabey ist denn nun Hinblicken und Hinblicken

nicht einerley. „Vor wessen Auge und Empfindung sich die Natur nicht belebt, zu wem sie nicht spricht, wem sie nicht handelt, der ist nicht zu ihrem Dichter geboren. Todt steht sie vor ihm, und sie wird auch in seinen Beschreibungen todt seyn,“ sagt Herder (Geist der hebr. Poesie I. 108). Der Lehrling werde also geleitet, überall das Leben und Wirken der Natur zu ahnen, tief zu empfinden und sich daran zu ergötzen. Daher bildeten sich die großen Seher des Alterthums in der einsamen Stille des Landlebens; denn nur fern von dem Geräusche der Menschen geht der Sinn für das Leben der ganzen Natur in der Seele auf. Und wie der Blick in die Natur, so werde der Blick in die Menschenwelt an der Hand der Geschichte und Erfahrung geübt. Der Lehrling lerne nicht Zahlen und allgemeine pragmatifirende Phrasen, womit man unsre Kinder zu frühreisenden räsonnirenden Weltverbesserern, oder zu wandelnden Registerschränken hat machen wollen, sondern er sehe Menschen handeln und wirken; so wird die Historie ihm eine eben so reiche Nahrung für den schaffenden Geist seyn, wie sie es einem Montaigne war; es wird jede Kraft in ihm geweckt werden, die ohne dies geschlummert hätte.

„Das heißt ja aber nicht den Dichter bilden, sondern den Menschen!“ wird man sagen. — Wahr; allein es ist schon oben erklärt worden, daß der Mensch sich nur in dem Maaße über das Ge-

meine erhebt, als er Dichter ist. Man verwechselte den Dichter nur nicht mit dem Verfkünstler. Ein so unbedeutender (nutzloser, würde ich sagen, wenn in der Welt irgend etwas nutzlos seyn könnte) Hausrath in der Welt die bloßen Verfkünstler sind; so sehr hängt das Heil der Welt allein von denen ab, die Dichter, Seher und eben dadurch diejenigen sind, welche den himmlischen Beruf haben, ihren minder lebendig schauenden Brüdern den Weg zu weisen: die Weisen und Propheten, und was die Römer Vates nannten.

In den frühern Zeiten der Welt, und in Europa bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein, spielten die großen Dichter, fast alle, bedeutende Rollen auf dem Schauplatze der Welt. Woran mag es liegen, daß wir in unsern Zeiten die Dichter so selten in öffentlicher Wirksamkeit sehen, und daß man allgemein bedenklich den Kopf schüttelt, wenn ein Dichter in einem ernstern und hochwichtigen Staatsgeschäfte gebraucht wird? —

Cruſe.

VI.

Das Hazardspiel,

oder:

Wenn er nur Brod hat!

Eine Erzählung.

Mit allen Reizen der Natur geschmückt und die Erbin einer halben Million, war Emilie, die Tochter des Banquiers Reichenstein, von Anbetern umringt; allein keiner fand Erhörung, und alles schalt sie grausam, bis der Zufall oder die Liebe, die, da sie beyde blind sind, oft mit einander verwechselt werden, einen Glücklichen erkohr, der mit dem Stachel in seinem Herzen auch das ihrige davon trug. Dieser Glückliche war der junge Hauptmann Elwing, welcher zwar, nicht ohne Grund, den Ruf eines Verschwenders hatte, indem fast sein ganzes Vermögen ein Opfer seiner frühern Spielsucht ward, aber sonst die liebenswürdigsten Eigenschaften, einen hellen, gebildeten Verstand und — was ihm bey der ersten Bekanntschaft Emilien gewann, und ihn so plötzlich zu ihrem Sklaven machte — ein zärtlich fühlendes Herz besaß. Er war seit kurzem unabhängig, aber nur noch Herr eines kleinen Landhauses vor der Stadt, auf welchem der Baron Dürrbach, der es von ihm gepachtet hatte, in ökonomischer Abgeschiedenheit lebte, um mit geringerem Aufwand eine standesmäßige Rolle in der Stadt zu

spielen, wo er denn nur täglicher Gast war. Auch er liebte die Karten, aber ihn begünstigte das Glück; je mehr es ihm zuwarf, desto weniger traute er ihm, und indem er mit aller Vorsicht fremdes Gold einstrich, ward er ein reicher und folglich ein geachteter Mann, indes die Unvorsichtigen, die er auszog, für Verschwender galten. Zu ihnen gehörte auch Elwing, dessen Vermögen größtentheils in keines Andern Hände kam.

Wie hätte dieser damals ahnen können, daß dieser Feind seines Glücks auch der Friedenstörer seines Herzens werden, und er in ihm einst seinen Nebenbuhler sehen würde! Zwar war er nie sicher, daß nicht ein Anderer ihm bey dem Vater seiner Geliebten mit einer förmlichen Werbung zuvorkam; auch kannte er diesen zu gut, um in seiner damaligen Lage die Ansprüche, die ihm die Liebe gab, bey dem Alten geltend zu machen, der das Glück seiner Tochter nach Nullen berechnete, und nach ächtkaufmännischer Weise in ihr nur eine gegebene Zahl erblickte, mit der das Facit seines eignen Glücks, d. h. sein gewonnenes Kapital, sich multiplizieren ließ. Aber die Liebe kennt keine Zukunft und schwärmt nur in der Gegenwart, die sich für sie mit Rosen schmückt.

Er hatte schon längst den Vorsatz gefaßt, keine Karte mehr anzurühren und sich soviel als möglich einzuschränken, um seinen Finanzen aufzuhelfen. Auch hielt er Wort, und seit seiner Bekanntschaft

mit Emilien wachte er nur noch strenger über sich und die Erfüllung seines Gelübdes. Er betrachtete dies als den ersten sichern Schritt, um sich dem Vater seines Mädchens zu nähern; auch gelang es ihm wirklich, im Hause des Banquiers Zutritt zu erhalten, und nun — was hoffen nicht Verliebte? — schien seinem Glück kein Hinderniß im Wege. Ihm lächelte die Hoffnung, die Gunst des Alten, und mit der Zeit auch seine Einwilligung, zu erhalten. Aber dieser dachte ganz anders. Er achtete zwar den jungen Mann und äußerte zuweilen sogar mit Wohlgefallen, daß sein exemplarischer Wandel die schönste Reue und zugleich die aufrichtigste Buße seiner früheren Verirrungen wäre; allein es fiel ihm dabey nicht entfernt ein, in ihm mehr als einen wohlgelittenen Gast des Hauses zu erblicken. Auch sah er in der Ehe überhaupt nur ein gewöhnliches Etablissement, einen Kompagniehandel für das Leben, bey welchem die gegenseitigen Aktiva sich die Waage halten müßten, und ohne eignen Fond keine Spekulation zu machen sey; er konnte daher unmöglich auf den Gedanken kommen, daß der arme Hauptmann sich mit einer Spekulation auf seine reiche Tochter befaßte. Und doch nährte er auf der andern Seite, ohne es selbst zu wissen, den Muth solcher Spekulantent. Denn nicht selten entfuhr ihm die Aeußerung: „ich werde meinem Kinde keinen Zwang anthun, dazu denke ich viel

zu honett; mir ist jeder Schwiegersohn willkommen, wenn er nur Brod hat.“ Aber unter dem Brod verstand er noch mancherley, und mehr, als zum satt werden erfordert wird — wie die Folge ausweist.

Alle niedren Laster haben ihre Heuchler, und die Heucheleiy treibt es oft zu weit in der Nachäffung der Tugend. In dieser Hinsicht war der filzige Baron Dürrbach ein Pendant des geldstolzen Kaufmanns. Wenn dieser einen liberalen Ton pikirte, und gern öffentlich für einen Mann galt, der keinen Werth auf seine Schätze legte; so scheute jener nichts so sehr, als vor der Welt geizig zu scheinen. Er zog dieser Demüthigung die Qual vor, verschwenderisch zu seyn, so bald er beobachtet zu werden glaubte. In dem Geheimniß einer tauben Hauswirthschaft ersetzte er dann seinen Aufwand, und strafte sich wegen seiner Eitelkeit. „Die Welt ist grausam,“ sagte er zu sich, „sie verzeiht es einem Hagestolz nicht, wenn er ökonomisch lebt; man muß sich ruiniren, wenn man ihr gefallen will. Ist ein Ehemann ein guter Haushalter, so findet er Entschuldigung in seinen Kindern, für die er sparen muß. Dagegen ist ein Junggesell schon durch seinen Stand verurtheilt, der Gesellschaft Ehre zu machen; es ist, als ob er alles stähle, was er spart.“ Auf der andern Seite aber hielt er die Ehe noch für schlimmer. Eine Frau, ein Haus, eine Familie wä-

ren kostspielige Dinge, meinte er, zumal bey dem heutigen Luxus. Zudem er sich so den Kopf zerbrach, welchem Stande er in seiner Lage den Vorzug geben sollte, hörte er von der schönen Tochter des steinreichen Kaufmanns. Sie kennen zu lernen, noch mehr aber, über ihre Mitgift unter der Hand sichere Nachricht einzuziehen, war jetzt seine erste Sorge. Was er erfuhr, befriedigte ihn völlig, und er hatte nicht sobald erwogen, daß bey der Werbung um die Tochter des reichen Bürgers für ihn ein Paroli zu gewinnen und der Einsatz nicht zu verlieren sey, als er sich herabließ, schriftlich bey dem Vater um sie anzuhalten, der, weniger von dem Glanz seiner Ahnen, als vom Glanz des gewonnenen Geldes geblendet, flugs folgendes Antwortschreiben an ihn erließ — wobey natürlich die Tochter wie jeder andere stumme Handelsartikel betrachtet wurde:

P. P. Ew. Hochwohlgebornen Geehrtes vom heutigen dato ist uns richtig geworden, und vermelden Denenselben, wie wir mit dem Bewußten, sobald Dero Etat uns vorgelegt seyn wird, nach Umständen aufwarten können.

Dero

dienstwillige

Reichenstein & Comp.

Der Etat blieb nicht aus, und wurde von dem alten Herrn mit Hülfe der Brille geprüft und, nachdem er seinen Ueberschlag gemacht,

schmunzelnd in die Tasche gesteckt. Er glaubte seine Tochter recht angenehm zu überraschen, wenn sie aus seinen Händen den Beweis seiner väterlichen Fürsorge und zugleich die Nachricht empfangte, daß sie Braut sey.

Auch fehlte die Ueberraschung nicht, allein sie war ganz anderer Art. Die Blässe, die ihr Gesicht überzog und eine Anwandlung von Ohnmacht, die ihr drohte, nahm er für eine Wirkung der unerwarteten Freudenpost, und brachte einen Theil davon der weiblichen Gebrechlichkeit à Conto. Als aber Thränen dem Auge des Mädchens entfielen und sie in stummer Verzweiflung zu seinen Füßen sank, da ward er an sich selbst irre, bis nach manchen Fragen das Geständniß über ihre Lippen ging, daß Liebe für einen andern ihr keine Wahl mehr übrig ließe. Noch hoffte der Alte, daß seine Tochter mindestens so gescheut gewesen seyn würde, sich in einen soliden, das hieß bey ihm, in einen reichen Mann verliebt zu haben. Denn daß sie den Werth ihres Herzens unter dem Werth ihrer Wittgilt angeschlagen haben sollte, konnte er nicht glauben; er wußte nicht, daß Amor kein Rechenmeister sey. Man denke sich daher sein Erstaunen, seine Wuth, als sie den Namen Elwing nannte! — So hatte er sich noch nie verrechnet! Und die Reihe, in Ohnmacht zu fallen, wäre nun an ihm gewesen, hätte nicht die Härte seines Charakters, seine vä-

terliche Autorität, die er mit aller Strenge geltend zu machen gewohnt war, ihm die Kraft geliehen, den Eindrücken der Natur und der Gewalt des eignen Herzens zu widerstehen. Vergeblich ward es von ihren Bitten bestürmt; auch ihre Thränen erweichten es nicht. Der Wille eines gebieterischen Vaters warf alle ihre Hoffnungen über den Haufen. —

Man denke sich zwei zarte Blumen, die die Hand eines freundlichen Gärtners neben einander pflanzte und aus einer Wurzel ihre Nahrung sogen; sie harren nur noch eines linden Zephir's, um ihre Blätter in einander zu schlingen und ein liebliches Gemisch ihrer Farben und Gerüche auszuströmen; die eine wird abgepflückt — da senkt auch die andre ihr Haupt, und welkt dahin. Das ist das Bild zweyer durch Liebe verschlungenen Herzen, die die Gewalt des Schicksals trennt. Dies war auch die Aussicht unsrer Liebenden.

Emilie schmachtete in Kummer dahin, indeß der Mann, dem sie als Opfer fallen sollte, zu Hause mit möglichster Dekonomie die Anstalten zur Verbindung traf und selbstgefällig die Vortheile berechnete, die ihm aus dieser erwachsen. Während er mit seinem Haushofmeister die Kosten des Hochzeitfestes überschlug und wegen der geringsten nur möglichen Ersparniß zankte, schlich sie händeringend umher, mit einem stillen Aufblick zum Himmel, und wagte es nicht, ihre Seuf-

zer laut werden zu lassen. Was das Maaß ihres Unglücks voll machte, war die Abwesenheit desjenigen, den es mit am stärksten traf. Der Hauptmann war in Dienstangelegenheiten verreist; seine Ankunft wurde mit jedem Tage erwartet, und ach! der Tag, an welchem sie seinem Nebenbuhler überliefert werden sollte, rückte immer näher. Nur noch ein einziger lag zwischen ihm; schon brach die Nacht ein, die ihm voranging — und welch eine Nacht! Kein Schlaf kam in die verweinten Augen der Braut! Aber in dieser Nacht kehrte Elwing zurück, und am frühen Morgen flog er, nichts Böses ahnend, zu seiner Geliebten. Er findet sie in Thränen. Zitternd fragt er sie nach der Ursache. „Fliehen Sie,“ ruft sie mit abgewandtem Gesicht, „Sie dürfen mich nicht mehr sehen.“ — Großer Gott! was ist denn mein Verbrechen? — „Die Verirrungen Ihrer Jugend, ach! Sie sind dafür gestraft; morgen werde ich die Gattin eines Menschen, den ich hasse.“ Er erbleicht, ihm vergeht die Sprache. Er stürzt betäubt zu ihren Füßen; die Angst entreißt ihr einen Schrey, der von der Furcht gehemmt wird. „Was würde daraus werden, wenn man uns so trüfe?“ Dieser Gedanke giebt ihr zuerst die Fassung wieder. Sie beugt sich über ihn, mit ihren schönen Händen richtet sie sein Haupt empor. Er scheint die Hände zu erkennen, die ihn berühren, die Thränen, die seine Wangen

feuchten. Er hört sich mit schwacher Stimme nennen, und öffnet sein kraftloses Auge. Welch ein Anblick! Todesfarbe hat sich auf ihrem Gesicht gelagert; ihre Thränen sind versiegt. Das bringt ihn wieder zu sich. Lange starren sich beyde sprachlos an, — sie athmen nur seufzend. Ihre Hände umfassen sich, als ob sie sich niemals trennen wollten!

Endlich sammelte das Mädchen ihre ganze Standhaftigkeit, und sagte: Wir müssen uns entschließen; der Ausspruch meines Vaters ist unwiderruflich, ich werde, ich muß ihm gehorchen. „Und wer ist mein Nebenbuhler?“ fragte Elwing, mit angenommener Fassung. Sie nennt ihn. „Wie?“ rief er, „ist dieser Mensch vom Schicksal außersehn, mich zu verderben? Nein, das ist zu viel — ich will — —“

„Was wollen Sie, Elwing? Mich durch eine Unbesonnenheit ins Verderben stürzen? —“

Er sann einen Augenblick nach. „Nein,“ rief er; „aber er ist auf dem Landgut, und ich will vor Ihnen dahin zur Hochzeit kommen.“

„Wie? Sie wollten Zeuge seyn — —“

„Lassen Sie mich. Dürrbach wird von dem unersättlichsten Geiz beherrscht; er hat mir ungeheure Summen abgewonnen, — jetzt bleibt mir nur noch eine Hoffnung.“ — Mit diesen Worten eilte er davon, und überließ die Betäubte den quälendsten Zweifeln. „Was will er thun? was

kann er hoffen? Ach! muß ich noch eine Ausschweifung, eine Unbesonnenheit von seiner Seite fürchten? Doch nein! deren ist er nicht fähig, er liebt mich zu sehr. — Er sprach von dem Geiz des Barons. Hoffst er ihn dahin zu bringen, daß er mir aus eigennütziigen Absichten entsagt?“ In dem sie sich solchen Betrachtungen überließ und zwischen tausend Zweifeln schwankte, jagte Elwing zum Thor hinaus. In einer Stunde hielt der Wagen vor seinem Landgütchen, das der Baron bewohnte. Dieser, im ersten Augenblick verwundert, empfing ihn jedoch mit einer geheimen Freude. Der Hauptmann fand schon einige Hochzeitgäste — entfernt wohnende Freunde des Bräutigams — vor, die ihn mit doppelter Aufmerksamkeit behandelten. Er wurde ihnen durch sein Verhältniß zum Wirth besonders wichtig, und wenn sein Besuch unter diesen Umständen ihre Neugierde spannte, so gab er der Medisance, dieser Seele aller Gesellschaften, nicht weniger Nahrung.

Vor allen aber hatte der Baron seine Augen auf ihn, wie auf eine Beute, gerichtet. Die Wuth, hoch zu spielen, ist Verschwendern und Geizigen gemein, und für prahlerische Geizhälse hat sie den Vortheil, daß sie die Habsucht unter dem Schein der Pracht verbirgt. Der Hauptmann war schon davon geheilt; Verschwender genesen davon eher, als Geizige. Dürrbach wurde von dieser Wuth verzehrt; er hatte oft seine Ueber-

legenheit über jenen im Spiel erprobt. Ihm blutete das Herz über die Kosten des Hochzeitfestes: er glaubte jetzt Gelegenheit zu haben, sich diese von seinem ehemaligen Spielgenossen zahlen zu lassen. „Du kommst wie gerufen,“ sagte er, „und bist mir nur zuvorgekommen. Ich wollte eben zu Dir schicken und Dich zur Hochzeit laden. Ja, mein Freund, morgen heirathe ich die liebenswürdige Reichenstein. Du kennst sie und ihren Vater; sie werden sich freuen, in Deiner Gesellschaft zu seyn.“

Es kostete dem Hauptmann viel Ueberwindung, die Einladung auch nur zum Schein anzunehmen und ihm zu seiner Wahl zu gratuliren. „Hilf mir doch ein wenig,“ fuhr jener fort, „bey der Anordnung des morgenden Festes; meine Leute fangen alles schieß an.“ Dann ließ er diese kommen, fragte sie umständlich nach allen Anstalten, die er schon kannte, und hörte ihnen nachlässig zu, ohne das Geringste zu billigen. „Ist man nicht recht zu beklagen,“ sagte er, „daß man sich auf solches Volk verlassen muß. Es sorgt nur für Kleinigkeiten; meine Schuld ist's nicht, ich habe alles außs Größte bestellt.“ Er führte ihn hierauf ins Brautzimmer. „Dies habe ich selbst eingerichtet,“ sagte er. „Ist es nicht geschmackvoll? Was sagst Du von der Toilette? und von diesem Thron für die Liebe? Wenigstens schmeichle ich mir, daß es nicht ihr Grab seyn soll. Ich be-

kenne Dir es, als meinem Freunde: ich bin ordentlich in das Kind vernarrt.“

Elwing hätte fast sterben mögen; jedes Wort des Glücklichen war ihm ein Dolchstich. Jeder Gegenstand, auf welchem sein Auge weilte, trieb ihm das Blut zum Herzen. Seine Antworten fielen daher nur einseitig, und der Beyfall sehr gezwungen aus.

„Mein Geschwätz macht Dir Langeweile,“ sagte der Baron. „Vergieb die Schwachheit einem Menschen, der ganz mit seinem Glück beschäftigt ist. Laß uns zur Gesellschaft gehn.“ —

„Nun, meine Herrn,“ rief er, als er hereintrat, „ich möchte Ihnen gern die Zeit bis zur Tafel vertreiben. Dich fordere ich nicht zum Spiel auf,“ wandte er sich gegen den Hauptmann, „Du bist darin so unglücklich.“

„Mein Entschluß ist gefaßt,“ antwortete dieser; „ich unternehme lauter verzweifelte Spiele. Das kleine Spiel bringt mich um.“

„Ey, mein Gott, das hättest Du mir sagen sollen! Ich bin Dir ohnedies viel Revanche schuldig.“

„Nein,“ erwiederte Elwing, „wer in den Hausvaterstand tritt, wie Du, darf kein hohes Spiel — kein Hazardspiel wagen.“

„Warum nicht? Wer sich verheirathet, muß es machen, wie die, welche die Welt verlassen wollen, und mit einem Schmauß aufhören.“

Ben sich selbst aber dachte er: es wäre doch recht artig, wenn ich ihm noch dieß Landhaus abgewinnen könnte!

Die Spieltische wurden zurecht gesetzt. Das Spiel begann. Die Mittagstafel unterbrach es nur auf kurze Zeit; denn die Ungeduld, seinen Verlust einzuholen, trieb den Baron zuerst vom Stuhl. An das Abendessen dachte vollends niemand, denn bis dahin hatte das einfache Piquet und l'Hombre dem interessanteren Pharo weichen müssen, und der Baron schwitzte hinter seinen preisgegebenen Goldrollen. Die Nacht brach über die Spieler ein, sie merkten es nicht; den Glanz der Morgensonne hielten sie noch für Kerzenschein.

Eben so schlaflos, und wachend von den schrecklichsten Träumen gefoltert, brachte Emilie die Nacht auf ihrem einsamen Lager hin; und doch hätte sie dem anbrechenden Schreckenstage ihren Blick so gerne für immer geschlossen. Ach! er erschien nur um so schneller. Die Hälfte des Vormittags ward auf den Schmuck des Schlachtopfers verwandt. Die Braut warf einen Blick der Verzweiflung in den Spiegel; jeder ihrer Reize, den er schöner wiedergab, ließ sie den Werth ihres Opfers um so schmerzlicher empfinden.

Herr Reichenstein überraschte seine Tochter ben der Toilette; er erschrak, als er sie sah. „Ich werde gewahr, daß Du nicht geschlafen hast,“ sagte er. — „Nein, mein Vater. — „Desto

schlimmer, meine Tochter. Eine Braut muß heiter seyn; und wenn man nicht geschlafen hat, ist man es nicht. Deine Züge gefallen mir nicht.“ — O, meine Züge haben Recht. — „Sie haben Unrecht, und Du auch. Ich befehle Dir, heiter zu seyn.“ — Sie befehlen mir etwas Unmögliches. — „Unmögliches? Und warum, wenn ich bitten darf? Ist denn das ein Unglück, daß Du einen vornehmen, eben nicht häßlichen und, was die Hauptsache ist, einen reichen Mann heirathest?“ — Ich kenne ihn nicht. — „Wozu ist das nöthig? Dein künftiger Gatte kennt Dich eben so wenig, und wagt so viel wie Du. Glaube mir, je sorgfältiger man in der Wahl ist, desto eher wird man betrogen; es giebt keine schlimmeren Ehen, als die aus Neigung. Deine Mutter und ich haben uns auch nicht gekannt.“ — — Das sind in Wahrheit seltene Grundsätze, mein Vater. — „Das sind die Grundsätze der Welt, und die Welt ist gewiß klug. Arme Leute bedürfen der Liebe, um glücklich zu seyn; reiche Leute brauchen sich nur höflich und artig zu begegnen, ihre guten Umstände erhalten sie zufrieden und in Eintracht. Darum, meine Tochter, sey entschlossen, muthig, lustig, es wird alles gut gehn.“

Alles das verrieth eben keinen Vater, der mit der Schwachheit einer liebenden Tochter Nachsicht hatte. Diese schien daher jetzt um so fester ent-

schlossen, ihrem Verhängniß zu folgen. Ihr Anzug war vollendet, und man erwartete den Bräutigam. — Kutschengerassel läßt sich hören; es hält vor dem Hause. Die Dienerschaft kommt in Bewegung — es stürmt die Treppe herauf; da öffnet sich die Thür' und — wer schildert das Schrecken der Braut, des Alten Bewunderung — Elwing tritt herein, von einer Schaar junger Leute begleitet. Er überreicht ihm einen Brief, eh jener noch eine Frage hervorzubringen im Stande ist. Bestürzt erbricht ihn der Alte, und liest:

„Ich bin ein Thor, ich thue auf jede Heirath und auf die ganze Welt Verzicht. Erlauben Sie mir, mein Herr, Ihnen Ihr Wort wieder zurückzugeben und das meinige gleichfalls zurückzunehmen. Hauptmann Elwing schätzt es für das höchste Glück, meine Stelle einzunehmen.

Baron v. Dürrbach.“

„Wie hängt das zusammen?“ fragt er, den Brief von allen Seiten betrachtend.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen den Zusammenhang erzähle,“ nimmt der Ueberbringer das Wort. „Ich hatte das Glück mich Ihrer Gewogenheit zu freuen, und baute darauf die Hoffnung meines Lebens. Ich liebte Ihre Mademoiselle Tochter — ich werde sie ewig lieben. Hatten mich frühere jugendliche Verirrungen ihrer unwürdig

gemacht, so war ich nur um so mehr bemüht, das Andenken daran durch eine veränderte Lebensart zu tilgen, und alsdann bey Ihnen um ihre Hand zu bitten. Des Barons Heirath setzte mich in Verzweiflung. Da ohne die, der ich mich ganz gewidmet, alles, was ich noch besaß, keinen Werth für mich hatte; so beschloß ich alles für sie zu wagen, und entweder mich oder meinen Nebenbuhler zu ruiniren. Ich fuhr zu ihm. Er bot mir ein Spiel an; seine vorzügliche Geschicklichkeit schien ihm im Piquet Vortheil über mich zu versichern. Er ward hitzig, das Glück stand mir bey, und ich gewann in einigen Parthien tausend Louisd'or. Die Mittagstafel unterbrach uns. Ein so großer Verlust hatte ihn wild gemacht — er wollte ihn im Pharo einholen; aber in kurzem hatte ich seine Bank gesprengt. Wir spielten auf Marken weiter. Zwanzigmal machte ich Batout, um bald zu Ende zu kommen — mit abwechselndem Glück; es war darüber Nacht geworden. Wir rechneten zusammen, und es fand sich, daß er mir über funfzigtausend Thaler schuldig war.“ —

„O, die rasende Liebe!“ rief Herr Reichenstein.

„Wir hätten um unser Leben gespielt,“ fuhr jener fort, „er, um sein Geld wieder zu gewinnen, ich, um ihn außer Stande zu setzen, seine Ansprüche auf Emilien geltend zu machen. Der entscheidende Augenblick kam; er selbst schlug mir

das erwünschte Batout vor. Ich hielt zum vier-
tenmal auf die Dame, ungeachtet sie schon drey-
mal gewonnen hatte. Er konnte nur durch ein
Wunderwerk verlieren. Die Liebe wirkte dies
Wunder, ich gewann das Batout. Der Baron
war wüthend, er zerriß die Karten, die Verzweif-
lung übernahm ihn bey Ueberrechnung seines Ver-
lustes; — er will entweder durch eine Revanche
quitt werden, oder sich völlig zu Grunde richten.
Ich war zur Revanche erbötig. „Höre,“ sagte
ich, „ich liebe Deine Braut — ich liebte sie,
ehe Du sie kanntest; ihrentwegen allein möchte
ich mich bereichern. Du hast das Jawort
von ihrem Vater. Ich parire meinen jetzigen
ganzen Gewinn und mein Landhaus obendrein ge-
gen dies Jawort, daß Du mir schriftlich zurückge-
ben mußt, doch mit dem Beding, daß Du auch
den Werth der Möbeln und Deine Hochzeitkosten
dazu rechnest. Verliere ich, so sind wir quitt und
das Landgut gehört Dir; gewinne ich, so begiebst
Du Dich dessen sogleich, und ich will schon sorgen,
daß die Kosten dieser Feyer nicht vergeblich sind.“

„Ach! meine arme Tochter,“ unterbrach ihn
der Banquier. „Sieh, da stehst Du auf der Karte!“

„Verzeihen Sie die Ausschweifung einem
Menschen, der sich selbst nicht kannte. Er geht
den Vorschlag ein — er zieht mit zitternder, un-
gewisser Hand die Karte ab, und das Glück er-
klärt sich günstig für mich.“ Bey diesen Worten

Konnte Emilie einen plötzlichen Seufzer nicht unterdrücken. — „Diese Herren,“ sprach der Hauptmann weiter, „waren Zeugen des Vorgangs, übrigens liefert das Schreiben des Barons, wie dieser Schein von ihm, den überzeugendsten Beweis“ — —

Hier schlug der Alte die Hände über den Kopf zusammen. „Genug, genug,“ sagte er, „ich will nichts weiter hören; jetzt weiß ich alles.“ Mit diesen Worten — denn sollte die Trauung nicht versäumt werden, so war keine Zeit zu verlieren — nahm er die Hand seiner Tochter, die stillerröthend aber mit hochklopfendem Busen zur Erde blickte, und legte sie in die Hand des reichgewordenen Hauptmanns. „Ich habe Ihr Wort?“ fragte dieser, hochentzückt. „Und meinen Segen dazu,“ erwiderte jener. „Sie sind auch hievon Zeugen, meine Herren!“ wandte sich Elwing zu seiner Begleitung. „Wozu die Zweifel?“ sagte der Alte. „Ist mir doch jeder Schwiegersohn lieb, wenn er nur Brod hat!“

„Indeß muß ich Sie mit dem völligen Ausgang bekannt machen,“ fuhr der Hauptmann fort. „Neben dem höchsten Gewinn, den mir das Glück gewährte, hatte der Gewinn des Geldes in meinen Augen keinen Werth; auch erlaubte mir mein Zartgefühl nicht, es von meinem Nebenbuhler anzunehmen“ —

Hier verlängerte sich das Gesicht des reichen

Mannes, ahnend, daß er zu rasch gehandelt. Mit offnem Munde vernahm er, bestürzt, die letzten Worte seines armen Eidams: „Ich ließ jenem seinen Mammon“ — so schloß er — „glücklich im Besitz seiner Ansprüche auf dies unschätzbare Kleinod;“ wobey er die Braut umschlang, die, von Liebe überwältigt, ihm an den Busen sank.

Ubers.

VII.

T h e a t e r.

Lindenstein, der Komiker, in der Gastrolle
des Schneider Fips.

(Riga, den 17ten November.)

Der tragische und der komische Schauspieler, beyde haben ein äußerst verschiedenes Theater-
schicksal. Der Unglücklichste ist immer der Tra-
giker, denn er ist nun einmal zum unaufhörlichen
Sterben bestimmt; der Glückliche der Komiker,
hat er es doch immer nur mit der lebhaftesten Le-
bensfunktion, dem Lachen, zu thun.

Ist's nicht die bedaurungswürdigste Lage, sich
jeden Abend ein anderes und neues Herz zum
hochtönenden tragischen Perpendikelschwung ein-
hängen zu müssen, und dabey noch gar auf
enggeschnürten Rothurnen zu stehen, um ein
langes wehklagendes Adagio für die Minute zu
spielen? — Und wozu dies moralische Leiden?
Es ist ein Jammer! wozu? Damit das Abend-
essen den Zuschauern desto besser schmeckt. Mit-
leiden und Mitgefühl, sagen unsre Physiologen,
äußern sich ja ohnehin in den Eingeweiden zuerst,
und fange da an, und sey weiter nichts, als eine
flüchtig vorübergehende Magenrevolution. Schö-
ner Trost! hohe Würdigung der tragischen Kunst!

Aber das ist noch lange nicht das einzige Unglück. Mit der Digestion ist auch das ganze Trauerspiel vergessen. Man rede nichts von moralischem Eindruck, von nachtönenden Gefühlen, von Besserung durch's Theater, von Menschenveredelung! So wie unsre Theater jetzt sind, gilt nichts von alle dem. Wer seinen blanken Dreyer hinwirft zum Einlaß, stellt sich nur hin in die Reihe, und wär's eine Simphonie, zum — Tanzen. Man will sich nur leicht erregen lassen, will, ohne sich zu erhitzen, doch das Blut in eine Art von Bewegung setzen, will — unser Zeitalter hat Phlegma — will, sitzend tanzen. Auch die Empfindung macht heutzutage ihre Sprünge und hat ihre Paß.

Und wie kläglich ist der tragische Künstler dabey besoldet? Roscius hatte jährlich hunderttausend Franken zu verzehren; Polus bekam für zwey Vorstellungen 5400 Franken, und jetzt beträgt der ganze Jahresold kaum ein Zehntheil davon! — Jene erhielten ihr Kostüm noch oben drauf aus dem öffentlichen Schatz, diese müssen sich selbst ihre Theaterkleidung anschaffen; müssen königlichen Staat führen, und haben kaum das liebe Brod; müssen einher stolziren in Pracht und Herrlichkeit, indeß ihr eigentlicher Brodsoufleur mürsich hervorknurret, der Magen.

Ist einer Tragiker und Komiker zugleich, so kann er doch zum Trost einen um den andern

Abend lachen; ist er aber nur eines, so hat er's schwer, die Thränen ungerchnet, die doch auch Unterhalt kosten, und die, ohne gehörige Unterstützung, zuletzt sehr trocken ausfallen müssen, vorzüglich, wenn man alt wird und lange vergeblich geweint hat. Ein alter Bettler in Lumpen ist ein trauriger Anblick, aber ein alter Schauspielkönig, von einem dürstigen Künstlergreis dargestellt, zerreißt das Herz jedes Gefühlvollen. Der größte Fluch, den ein erzürnter Vater seinem Sohn geben könnte, müßte der seyn: werd' ein Theatergreis und endlich, als Greis, ein — verlachter Statist.

Darum sind unsre falschen Tragiker Deutschlands auch wohl so wüthig; beugen den alten Stamm, der sich jung nicht wollte beugen lassen, tief in die Bretter gewurzelt, gewaltsam zurück, und zweigeln die Arme, dürr und leer, hoch in die Luft, als hätten sich die Eumeniden Strafgerthen daraus geschnitten? Aber das alles hilft nichts; mit der abgetrockneten Thräne ist auch der Dank dahin, und der Lohn. Die Zeitgenossen sterben allmählig dahin, und der abgelebte Theatergreis wird zum — modernen Kinderspiel. Trauriges Loos!

Den Tag nach der Vorstellung ist jede Tragödie vergessen. Woher kommt das? Weil jede starke Empfindung, ihrer Natur nach, nur von kurzer Dauer ist. Die Alten gaben nach ihren

Tragödien ein Satyrspiel; die Engländer geben noch, nach jeder ernsthaften Vorstellung, ein Possenspiel. Alles Tragische muß, um zu haften, eine Antithese haben. Der Kontrast ist nothwendige Bedingung, wenn ein hoher tragischer Eindruck bleibend seyn soll. Lächerlichkeiten vergißt man nicht so leicht, als traurige Situationen. Sehr erschütterte Menschen lachen und weinen zugleich. Traurigkeit und Freude, beyde sind zwey der höchsten Leidenschaften. Dem Erzähler einer traurigen Geschichte fällt immer ein lustiger Nebenumstand bey. Der Gedanke, dem Trauerspiel eine Posse folgen zu lassen, war demnach tief aus der Natur des Menschen geschöpft, und verdiente gar sehr unsre Beachtung.

Dafür aber hat der Tragiker auch einen großen Vortheil vor dem Komiker voraus. Er mag, wo er nur will, erscheinen, so wird ihm doch immer, selbst bey der größten Mittelmäßigkeit, einiger Beyfall zu Theil. Doch das kommt vielleicht daher, weil unsre tragische Kunst mit der, zur Zeit des heiligen Justinus Martyr prädominirenden, sich parallelisirt. Dieser nennt die tragische Kunst seiner Zeit ein großes Geschrey. (Epist. ad Zenam et Sarenum.)

Aus diesem Grunde und noch aus manchem andern ist's daher auch so leicht, in unsern Zeiten tragisch, und so schwer, ein ächter Komiker zu seyn. Freylich giebt's Tragiker, die komisch, und

Komiker, die tragisch sind; doch gehört das nur zu den schönen Ausnahmen, und darf nur als Naturspiel in Erwägung gezogen werden, denn wie lange wird's noch dauern, so heißt tragisch — komisch und so umgekehrt, weil das eine das Zwergfell erregt und das andere die Intestina, und folglich beyde ein und dieselbe niedere Region inne haben. Das Theater wird am Ende sicher ganz Falstaf, ganz Breite, und die Humanität ganz Bauch, und was sich darauf bezieht, ästhetisch genannt werden.

Die Scene der Alten war eigentlich nur ein schmaler Streifen. Jede schöne Stellung des Schauspielers ward dadurch zum Gemälde; jede Gruppe zum Basrelief. Nun gleicht jede Geste einem Lusthieb, und jeder Kopf ragt an den Himmel. Alles wird so flach und so breit durch den großen Hintergrund unsrer Theater. Die Scene hat, hinter den Spielenden, kein Ende. Es giebt keinen Punkt, an den sich die große Leinwand = Klippe und Papierwelt lehnt. Es ist alles wie ein Wolkenspiel. Unsrer Kulissen sehen selbst wie schmerzhaft verzogene Runzeln aus, die über sich selbst lächeln, und das Ganze wie eine läppische Kleinigkeit gegen das Theater der Alten. Auch der momentanste Scherz, das Impromptue, dehnt sich auf unsern Theatern langweilig aus; und das alles macht der unverhältnißmäßige Hintergrund, die Tiefe ohne verhältnißmäßige Breite.

Es giebt keine Abgeschlossenheit, keine Begrenzung. Unser Theaterwesen bedarf noch einer großen Verbesserung, um zweckmäßig zu werden. Jetzt sieht's immer aus, als ob die Scene in einem unästhetischen Wallfischrachen vorfiele.

Und die erotischen Kunstprodukte mit dem Dialekt verschiedener Himmelsstriche auf unsern Treibhaustheatern haben die Sonne zu nahe, das Publikum, und neigen sich immer zum Priester hin. Das Koi lon der Alten, unser heutiges Parterre und Parquet, war leer, und somit fiel alle Familiarität mit dem Publikum weg. Jetzt neigt sich alles rankend hinüber und verzweigt sich mit dem Publikum, als ob's eine Blüthenbefruchtung gälte, durch schmachtende Blicke und beziehungsvolle Seufzer. Unsre Theater sind eigentlich Familientheater, und ohne alle Scheidewand. Familiarität ist die Folge davon; und bald wird, wenn Hamlet seine Rolle gut gespielt, er von einem Freund im Parterre laut eingeladen werden zum Abendessen, und Hamlet, wenn er eben den Laertes ersticht, im Doppelspiel sagen: „stirb!“ und zum Freunde im Parterre: „ich werde die Ehre haben.“

Ein Seiltänzer, der auf einem breiten Balken ängstlich lächerlich mit der Schwerstange tanzt, und ein Heros, der auf einem Schlappseile haranguirt, das ist unser neues Theater gegen das Theater der Alten; lächerlich, wenn es auch noch so ernsthaft ist, im höchsten Grade; ein Karten-

haus gegen das Amphitheater der Griechen und Römer. Alles nur Bocksprünge, und doch nicht mehr der alte Tragos, ungefähr wie die Gebehrdungen der meckernden Ziegen, wenn sie sich unvorsichtig dem begeisternden Dampfe der Pythia naheten: — sentimentale Grimasse, flüchtiges Geplappere, keine wahre Kunst mehr. Täglich ein neues Stück, täglich eine neue Rolle, wie vermag das der wahre Künstler zu bestreiten? Koscius spielte jährlich höchstens dreyimal.

Ein Wunder ist's, bey alle dem, daß wir noch große Schauspieldichter haben. Don Karlos, Wilhelm Tell, Oktavia u. a. m. sind mehr für's alte, als für's neue Theater, geschrieben; mehr im großen Styl, als im mikroskopischen Zeitton und Zeitgeschmack.

Diese Einleitung war hier nöthig und an ihrer Stelle, als flüchtige Andeutung des Verhältnisses zwischen dem neuen und alten tragischen und komischen Schauspieler überhaupt, und der alten und neuen Kunst insbesondere. Auch der gewöhnlichste neue Tragiker wird niemals ganz mißfallen, obwohl, wenn er sein Publikum verläßt, auch nicht sehr vermißt werden; die Schreyer sind überall nicht viel von einander unterschieden. Einer geht, der andere kommt. Vielleicht giebt's indessen überall keine tragischen Künstler mehr; so viel ist gewiß, daß wir größere Komiker als Tragiker haben, und eigentlich wohl gar keinen Tragi-

fer mehr von der Art, wie uns Quintilian den Schauspieler Aesopus schildert. Iffland möchte mehr mit dem Roscius zu vergleichen seyn. Unsrer pathetischen Tragiker beugen sich immer abwärts von der Geliebten, und wehren den Fuß, ab und das macht am Ende die Geliebte etwas gleichgültig — das Publikum.

Dagegen wird ein beliebter Komiker durch jeden seiner Scherze mit dem Publikum bekannter, vertraulicher, und am Ende der unentbehrlichste Freund desselben. Nach und nach spielt er, fein und besonnen, schon auf seine Einzelheiten an, und wird gleichsam Hausgenosse des Publikums. Endlich hat er den wahren Berührungspunkt seines Publikums inne, und spielt seine Rolle bis zur Virtuosität, ohne jemals einen Fehlgriff zu thun. Nun ist er mit dem Publikum gleichsam verschwistert, und, da er nur auf Beyfall ausgeht, immer nur bedacht, das anzubringen, was den lieben Patronen gefällt. Diese Studien geben ihm die Regeln des Anstandes an, diese Regeln Sicherheit im Spiel.

Anders ist es nun, wenn der Komiker bey einem fremden, ihm unbekanntem, Publikum auftritt. Er soll Lachen erregen — alles ist dazu hergekommen, und das ganze Haus Erwartung — und weiß noch nicht, was hier eigentlich lächerlich heißt. Das Lächerliche aber ist oft nur lokal, und eigentlich immer nur lokal, ja sogar im strengsten

Sinne durchaus persönlich. Aber diese Lokalität, diese Persönlichkeit will studirt seyn, damit sie nicht zur Beleidigung werde. Die Aengstlichkeit nun zwischen eigener Laune und der Möglichkeit, das Publikum zu beleidigen, hemmt das freye Spiel des Komikers, macht ihn besangen, mürrisch, mißfällig, und indem er diesen Mängeln mühsam abzuhelfen sucht durch Kunst, immer besangener. Auch der vollendetste Komiker kann einem fremden Publikum nicht eher gefallen, als bis er weiß, wie weit die Gränze des Ziemlichen und Anständigen bey ihm geht, und was sich ein Künstler erlauben oder nicht erlauben darf.

Kontrastrollen, d. h. Rollen, die durch ernsthafte Mitspieler gehoben werden, sind daher zum Debüt für den Komiker von unfehlbarem Erfolg, und er hat dazu nicht einmal nöthig, sein Publikum zu kennen, denn hier entsteht das Komische von selbst. Oder kothurnisirte Soccusrollen, d. h. übertriebene Charaktere, wo die Gemeinheit auf hohen Stelzen geht und sich im Hyperbolismus — man verzeihe den Ausdruck, er ist wahr! — gleichsam verkugelt; oder wenn die affektirte Hoheit, statt des Kothurnes, nicht einmal mit dem Soccus einherschreitet, sondern — metaphorisch — barfuß. Solche Rollen sind unfehlbar lächerlich.

Herr Lindenstein gab, nach verschiedenen Nebenrollen, wie z. B. der Kommissär in der Aussteuer, der Hofmarschall Kalb in Kabale und Liebe

es waren, um sein Publikum kennen zu lernen, wie ein Mann von feinem Takt, eine Charakterrolle, den Schneider Fipß in der gefährlichen Nachbarschaft von Kokebue. Ich sage, die Charakterrolle eines Schneiders; denn daß man die Ritterkleidung, den spanischen Mantel und den indischen Gürtel zum Charakteristischen eines Charakters erhoben hat, ist Schutirrthum und theatralischer Fehlgriff.

Und sein Studium war nicht vergeblich gewesen; der lauteste Beyfall ward ihm zu Theil. Riga's geschmackvolles Publikum, das eben nicht frengelig ist mit seinen Beyfallsbezeugungen, rief ihn einstimmig heraus, und erkannte so allgemein seine Vortrefflichkeit und sein hohes, komisches Talent an.

Aber es ist auch wahr: noch nie sahen wir einen Komiker der Art. Bösenberg spielt zwar auch rasch und lebhaft, nur betont er die witzigen Einfälle zu sehr und wird dadurch lästig; denn nichts kann wohl unangenehmer seyn, als wenn ein Erzähler dem Zuhörer immer auf die Nase tippt und voraus sagt: nun kommt's. Döring überrascht durch seine Trockenheit. Loof ist Bösenberg und Döring zugleich, zur rechten Zeit rasch, zur rechten Zeit trocken, und außerdem noch lakonisch, kurz und abgebrochen, gleichsam staccato-komisch; aber Lindenstein, könnte man sagen, ist die *vis comica* selbst. Schlag auf Schlag! Ein-

fall auf Einfall! und das alles so leicht, so rasch, so unbetont, so anspruchslos und doch so wahr, treffend und höchstkomisch! Er spielt, was Komikern so selten eigen ist, ohne allen Egoismus. Alles scheint bey ihm Natur zu seyn, und ist doch Kunst. Das Komische wird bey ihm nicht, wie oft bey andern forcirten Komikern, gewaltsam hervorgepreßt, sondern entsteht, wie von selbst, ungezwungen und frey, ohne alle Uebertreibung, wahr und schön; ohne Kopiren und ohne alle Karrikatur. Das Lächerliche karrikaturirt, hört überhaupt auf, ein Gegenstand der schönen Kunst zu seyn. Herr Lindenstein, als ein gelehrter und feiner Komiker, überschritt nie die Gränze des wahrhaft komischen Spiels. Er ist ein humoristischer Komiker.

An körperlicher Gewandtheit giebt es keinen, der sich mit ihm in einen Wettstreit einlassen könnte; er hat seinen Körper ganz in seiner Gewalt. Sein Kompliment war unnachahmlich lächerlich. Tief war die Verbeugung zuerst, und dann sah' es aus, als ob sich der perückenlose Kahlkopf schlangenartig hinter dem Rücken hervorwände an das Tageslicht. Schon diese stumme Verbeugung erregte jedesmal ein lautes Gelächter.

Das Stück ist bekannt. Die Scene hat zwey sichtbare Zimmer. Fipß wohnt mit seiner Mündel, Lieschen, die er für sich erzogen, in einem, nebenbey wohnt Hollmann, ihr Geliebter. Geht

nun Fipß den Umweg zu Hollmann, so geht Ließchen durch eine heimliche Thür gerade zu ihrem Geliebten, verkleidet sich und spielt seine Braut, um sich vom Schneider Fipß das Maaß zum Brautkleid nehmen zu lassen, und das dauert so lange, bis man den ungewissen Fipß, ob's Ließchen sey oder nicht? genug geneckt und endlich um sein Ließchen gebracht hat.

Als der Vorhang aufgezogen ward, sah alles nur auf den Schneider Fipß, und es war unmöglich, ihn anzusehen und nicht laut aufzulachen. Es war die höchste, denkbare Schneiderhaftigkeit, die in der Personifikation da saß; eng, verschroben, wie zusammengefädelt und dabey das Gesicht so süß und zärtlich nach Ließchen gewandt, und der Mund so schmachkend, als hätt' er sich am Zuspitzen der Fädchen geübt; der ganze Mensch, wie vernähndelt. Und nun die rastlose Lebhaftigkeit in Gang und Gebehrde; es war unbeschreiblich.

Seine Liebeschwärmerey mit Ließchen war höchst schneidermeisterhaft, so wie auch von selten komischer Kraft die Dahingebung des Schwärmenden mit dem Ausdruck: dein Fipßchen auf ewig!

Und wie er nun nach Hause stürmt, sein Ließchen sucht, unter den Tisch guckt, den Stuhl aufhebt, da war es ein feiner komischer Zug (wie alle Hestigsuchende auch an den unwahrscheinlichsten Stellen heruntappen), den Stricktorb auf-

zuheben und darunter zu gucken, ob Lieschen nicht etwa da sey?

Dresslich ward sein Schweben zwischen Ueberzeugung und Täuschung, beym Maafnehmen der vorgeblichen Braut, dargestellt. In jeder zitternden Faser des Gesichts las man den innern Kampf, in jeder Bewegung des Körpers — nun Zweifel, nun Gewißheit. Es lag in der ganzen Haltung nun Aufsprung, nun Unterdrückung, und doch rückte der Verzweifelnde nicht von der Stelle bis zum letzten Moment. Da regt sich alles an ihm, Schneiderleichtigkeit und Schneiderwuth, selbst in die Füße fährt der alte Schneidertanzboden; er stürmt auf sein Lieschen los, wird zurückgeprellt, sucht eine Lücke, dringt ein, wird wieder abgewehrt. Nun hat man gar einen Kreis um die Geliebte gebildet; seine Verzweiflung hat den höchsten Grad erreicht; er schwingt sich auf die Zehen; hebt die Hände wie Flügel empor und zittert so — was ein allgemeines Lachen erregte — als ob er das Gefieder schüttelte zum Aufflug, um sich auf sein Liebchen dann plözlich herabzustürzen. Seine Nase krümmte sich vor Zorn, seine Fingerspreitzen sich wie Klauen aus, dem Adler gleich in Wuth, außerhalb des Drathgitters, in dem sein gefangnes Weibchen sitzt; stand doch sein Liebchen da, in der Umkreisung, wie in einem Vogelbauer.

Höchstkomisch war auch das Unterschreiben des Hollmannschen Ehekontraktes von Seiten des

Schneider Fips. Sein ganzer Körper — die Füße vorwärts, und der Kopf in dem künstlichsten Nequilibrium über der äußersten Zehspitze schwebend, so daß der Körper, bey dem äußersten Rückgradwirbel, den möglichstspitzesten Winkel formirte. In dieser Figur, dem mathematischen major \triangleright , schlich Meister Fips heran, — ganz Scheere.

Als der ehrliche Fips den Nest vom abgelieferten Damenkleide, mit großen Weitläufigkeiten und unnützen Versicherungen von Ehrlichkeit, restituirte, und an seiner Tasche mit einer Gewalt zupfte, als säße ein halbes Baarenlager darin, und nun ein winziges Lappchen, ungefähr eine Handbreit groß, hervorholt und in die Luft wimpelhaft flattern läßt, als feyerte er den Triumph seiner Ehrlichkeit, da erschallte ein bacchantisches Gelächter durchs ganze Haus. Nicht weniger lächerlich war die Stellung, wie der junge Hollmann die Pistole auf ihn anlegt und Fips ängstlich ausruft: „späßen sie nicht, man hat Beispiele, daß so ein Ding unversehends losgeht.“ So einfach dieser eigne Zusatz auch war, so lächerlich wurde er in der Zusammenstellung und in seiner gegenwärtigen Situation. Seine Mimik, seine Haltung, die worthaspelnde Schnelligkeit der Angst im Ausdruck; seine Gesten dabey, das ist's, was den Worten die Kraft gab und den komischen Effect. Man muß ihn sehen! Beschreiben läßt sich das alles unmöglich. Um jede Nuance des

Komischen aufzufassen, müßte die Beschreibung eine Periode anwenden, und ein ganzes Blatt wäre dazu erforderlich, um oft nur die Handlung eines Augenblicks zu beschreiben. Es ist nichts schwerer, als eine komische Darstellung klar und leicht auseinanderzusetzen; das eigentliche Komische verschwindet dabey unter der Hand, und geht mit jedem Federstrich verloren.

Außerdem war die Attitüde der Herablassung zur Madame Zephyr, vom Tisch herab mit ausgestreckter Hand, wie zur Begnadigung, und bey dem holden Ehebündniß zuletzt die Umarmung des Kopfes der theuern Geliebten, als ob er ein altes Kleid zur Ausbesserung nach Hause tragen wollte, von selten komischer Kraft.

Es war ein Triumph der Kunst, daß Herrn Lindenstein diese Vorstellung gelang; denn seine Mitspieler halfen wenig dazu beytragen, blieben auch wohl mitunter ganz aus, so daß er ihnen selbst oftmals einhelfen mußte. Madame Zephyr sollte lächerlich gepuht und häßlich seyn, als Kontrast gegen Lieschen, und sie hatte das — nicht seyn wollen; die Kontrastscenen gingen daher verloren. Der junge Hollmann sollte rasch dazwischen sprechen hinter der Wand, damit Fipsens Liebesversicherungen, seinen Worten folgend, lächerlich würden, und er — deklamirte! Die kleine Parenthese ward so zur hohlen Schuldeklamation. Es war, als ob Hamlets Geist dazwischen spräche;

und daß war denn freylich auch lächerlich, obwohl in einer eignen Art. Et fortasse cupressos scis simulare — — sed nunc non erat his locus. Herr Lindenstein siegte über alle Nachlässigkeiten seiner Mitspieler, und es war für den Psychologen ein wahres Studium, zu beobachten, wie wenig die Mitspieler mitspielten, und für den Kunstkenner, wie ein wahrer Künstler sich seine Krone, im eigentlichsten Sinn, erkämpfte.

VIII.

L i t e r a t u r.

Ist das stete Fortschreiten der Menschheit ein Wahn? Sendschreiben an Herrn Professor Dr. Heeren von Dr. G. Merkel. Riga 1810. In Kommission bey Deubner und Treuy. (64 S. in 8.)

Unbefangen und kalt, so viel man beydes bey dem Urtheilspruch einer goldnen Seltenheit, ob sie der Philosophie, der Grazie oder der Genialität mehr angehöre? seyn kann, entblätterte Rec., mit sehr bescheidener Erwartung, dieß Sendschreiben; beynah eine Zentifolie. Aber wie stieg sein Interesse mit jeder Seite! Und wenn es weiter keine Apologie für diesen großen Gegenstand gäbe,

so wäre diese Schrift an sich schon ein hinlänglicher Beweis dafür. Sie ist die schönste Blüthe der Veredlung unsers Zeitalters selbst, ist der goldne Apfel des vollendeten Wissens; man sollte, von ihm den ersten Tag des ersten Jahres zählend, eine neue literarische Zeitrechnung damit beginnen.

Hier ist nichts mehr in der Knospe, sondern alles, in üppigster Naturkraft, ausgewachsen und reif. Die meisten Perioden blühen und wogen in dichtem Halmgedränge; hin und wieder wird auch noch gesäet; einige liefern Wurzeln und Borholz (?); andere tragen schon bereits Obst, und nicht wenige sind, von gar zu großer Sonnenhitze, sogar in Saat geschossen. Der Genius hat einmal sein Füllhorn eröffnet, und wer darf aufseufzen unter den Kränzen und Guirlanden? Es ist der Gelahrtheit Festtag.

Und was für süße Erinnerungen weckt diese Schrift! Elysium kann nicht schöner seyn! Oben der reine, blaue, klare Aether; unten das reine, blaue, klare — doch! ich verschweig' es lieber, es könnte Mißdeutungen geben! — — Und was für eine Gegend! — Wie groß die Anlage! — Das Große, wie groß! Das Kleine, wie klein! Und das Allerkleinste, wie unsichtbar!

Ueberall sprechen den Wanderer hohe Massen an, und sogar — das giebt denn nun freylich etwas viel Geräusch — sogar Völkermassen. Wohin man sieht, giebt's Parthieen, und zwar engli-

sche; Wahrheitstempel; Hecken; J. v. Müllers Grab; Satyrn mit spottendem Seitenblick; Hornmusik; sapere aude Teufelsbrücken von einem Felsensatz zum andern; Universalmonarchien; Lusthäuser der Kultur; Blutteiche der Barbaren, in welchen die reizenden pisciculi des Tiberius ihr Wesen treiben könnten; chinesische Thürmchen der Afterweisheit; babelsche Sprachverwirrungen, zwey Fuß hoch und — hier könnte der von abhänden gekommene griechische Poet Amphibis ausrufen: das Allerklügste ist Schweigen! — und unnütze — Pyramiden. — Wo man nur den Schritt hinwendet, kommt einem ein alter Bekannter entgegen, aber erhöhter, geistiger, man könnte sagen, maskirt. Cicero als Barbar; Titus als Wahnsinniger.

Doch endlich — und das ist erquickender Trost! — werden die süßen Zaubereyen gelöst. Die Erinnerungen werden immer deutlicher; die alten Melodieen erwachen, und über das Ganze gießt sich die Arie aus: auch ich war in Arkadien geboren! — Nun wird alles klar; — die Quelle ist gefunden; — der große Riese, der das weite Thal überschattete, ist enträthselt. Der Inhalt ist — Herders Geist mit seinen vier Flügeln, den Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Vier Bände, vier Flügel, damit läßt sich's gar bequem fortschreiten. „Doch zur Sache!“ — „Jedem sein Recht, mein Herr!“

— Sie sind, ohne Zweifel, „mein Herr!“ im Irrthum! — „Ein Mißverständniß“ ist Ihre Brille, mein Herr! —

Die Geschichte ist „treue Erzählerin des Geschehenen“ und damit ist die Widerlegung zu Ende, so breit auch die Fortschreitungschrift ist. In den Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, da steht allerdings die Ansicht von einer stets fortschreitenden Bildung des Menschengeschlechts, so wie in der Chemie die Lehre vom Galvanismus, an ihrem Ort, nur nicht in der eigentlichen Geschichte. Jede Beurtheilung des Vergangenen würde, mit dieser Ansicht, von den Kindern der Gegenwart partheyisch ausfallen und ihren Nachfolgern läppisch dünken. Jedes jüngere Zeitalter würde veredelter seyn wollen, als das ältere. Und unter den Lebenden, welcher ein Streit, vielleicht gar Krieg, wenigstens Federkrieg, würde sich da erheben über die Excellenz der Excellenzen! — Nach und nach würde sogar ein Dorsspragmatismus entstehen und eine specielle Glückseligkeitslehre für jeden Meyerhof.

Die Geschichte ist „treue Erzählerin des Geschehenen;“ jede Nebenansicht ist Unfug. Wollte ein jeder Geschichtschreiber seine Lieblingsideen hineinflechten, was würde aus der Geschichte werden, was anders als ein Märchen? — Herodot, Thucydides, Plutarch, Xenophon, Tacitus, Livius u. a. m. erzählten das Geschehene und sind

deswegen Geschichtschreiber; Kurzius blümelte, Voltâr nicht minder, und ihre Verschönerungen machten ihre Werke zum Roman.

Bemerkungen sind dem Geschichtsforscher indeß allerdings erlaubt, nur die Durchführung einer und derselben Idee, worin der Pragmatismus besteht, ist ihm nicht erlaubt. Der Geschichtsforscher darf nicht von einem vorgefaßten Grundsatz ausgehen, sondern darf sich nur bemühen, zu einem Resultat zu gelangen. Ein Resultat ist die Summe des Gedachten, Ueberdachten und Dargestellten. Mit dem Resultat anfangen, heißt: ein Schattenspiel geben, die Wahrheit als Karrikatur darstellen und das Glas verkehrt einschieben, so daß die ohnehin entstellten Gestalten nun gar auf den — Köpfen gehen. Einseitigkeit in der Erzählung und Abgeschmacktheit würde die Folge dieser Geschichtsmanier seyn; chinesisch-historischer Kasteninn. Der ewige Refrain der Veredelung, z. B. Nero in dieser Beziehung, Katilina, Tycho de Brahe, Käsebier, Egmont, Faust, und wie man sich nur die Geschichte im Chaos zu denken vermag, — daß alles müßte eine komische Geschichte geben und am Ende jedem Vernünftigen zum Widerwillen werden. Die eigentliche Geschichte hat einen höhern Kosmopolitismus, und beschäftigt sich keinesweges mit derley beschränkten Ansichten der Kleinstädterey: steht Krähwinkel

höher auf der Stufe der Kultur als Schilda? —
Ihr Wirkungskreis ist die Welt.

Darum sind auch die Beobachtungen der ächten Geschichtsforscher so vielfach und vielseitig. Johannes von Müller, in der Schweizergeschichte, erhebt die Kraft des tugendhaften Menschen unter dem Schutz der göttlichen Weltregierung; Schiller spricht, in seinem Abfall der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung, dem wahren Freyheitsſinn das Wort; Tacitus macht bey Nero die Anmerkung: es schien, als ob die Unsterblichen sich wenig um das Elend der armen Geplagten kümmernten auf der Erde, — und so giebt es eine unendliche Mannigfaltigkeit der Ansichten!

Resultate kann und mag jeder ziehn, wenn ihm nur das Geschehene klar und deutlich gegeben ward, und das vermag der Geschichtsforscher nur durch Enthaltſamkeit von der Beymischung alles Uneigentlichen und Fremdartigen der Geschichte. Mag die Politik, die Moral ihren Nutzen aus der Geschichte ziehen, nur muß, damit sie dies kann, das Geschehene ihr rein, unverfälscht und ohne allen Zusatz dargestellt werden. Sich nützliche Lehren aus der Geschichte ziehen und sie sich dadurch aneignen, das steht jedem frey, auch dem Geschichtsforscher; nur nicht dem Geschichtschreiber. Dieser hat nicht einmal das Recht, eine öffentliche Handlung nach dem Gerede der Zeitgenossen darzustellen, darf nicht seinem Auge Unfehl-

barkeit zutrauen, darf nicht einmal die Sache im Geschehen, sondern nach dem Geschehenseyn erzählen. Die Geschichte ist ihm das Auge in der Hand der Vorsehung, wie sie von den Malern allegorisiert wird, — alles fördert die Zeit hinauf aus dem dunkeln Schacht des Lebens. Nun zur Beurtheilung des Einzelnen, und zwar mit dürren Worten und kurz, wie sich's für dergleichen unnütze Schreibereyen und Zudringlichkeiten gebührt.

Das Ganze ist eine Kompilation aus den berühmten Herderschen Ideen, und weiter nichts; übrigens mit rednerischen Floskeln und Zierrathen übermäßig ausgeschmückt, als sollte Herders Geist darin Verstecken spielen. Selbst die 19te Anmerkung ist aus dem Herder. Worte kann man freylich in diesem Sendschreiben vollauf finden, nur keine Logik und logische Anordnung.

Seite 9 hebt das Sendschreiben von dem Ey der Leda an. S. 10 werden aus Erfahrungen hervorgebracht; als ob die Erfindung nicht auch eine Erfahrung sey, — nur subtiler. Anmerk. 3, soll die Erfindung der Vogelschlinge und einer neuen verbindlichen Wendung der Schmeicheley, nach gewissen Modifikationen, aus einer und derselben Art der Geistes-thätigkeit fließen. Welch eine Ideenverwirrung! Wem fällt dabey nicht der Blumauersche Gedanke bey: und oben auf den Flammen stand Aeneas ganz von Butter, — nämlich auf der Tafel der

Dido. — S. 11, 12, 13, 14, das Verhältniß der Menschheit zur übrigen Natur, aus dem Herder entlehnt, Buch 20, V.: Anstalten und Entdeckungen in Europa; vide: Einfluß der Entdeckung der Magnetnadel, der Vervollkommnung der Schifffahrt, des Glases, des Pulvers, des Lumpenpapiers, sage des Lumpenpapiers auf die Kultur. — Ob indeß die segelnden Schloßer (?) wie Herr M. die Kriegsschiffe emphatisch zu nennen beliebt, bewunderungswürdiger sind als das fluge Eichhörnchen, das auf einem Holzspan segelt, und ob die Luftschifferen nicht zum bloßen Luftscherz werden möchte, das gäbe noch Stoff genug zu einem neuen Sendschreiben. So viel ist gewiß, daß alle Sprache hoch in der Luft aufhört. Drey Meilen hoch giebt's kein unnützes Geschwätze mehr, auch könnte da — und das wäre ein Vortheil! — ein Satz wie dieser: „das letzte entschleyerte Geheimniß der Natur wäre wohl nicht das letzte Geheimniß“ pag. 13, — nicht einmal (aus Mangel an Fortschreitung des Schalles) dort laut belacht werden.

S. 14 bis 20. Die Kultur, die aus dem Verhältniß der menschlichen Gliedermassen zu einander hervorgeht, vid. Herder, Buch 9, IV. und V., Buch 20, IV.: Kultur der Vernunft in Europa. — S. 20, der Triumph des Egoismus ist Bombast, und der 9 Seiten lange und ermüdende Traum von S. 21 bis 29, über Universalmonarchien, ist eigentlich ein oratorischer Seiltanz. Das Seil soll, von pag. 20 bis 29 geführt, die Materien an einander reihen, und dazwischen giebt's deswegen nur lauter Gedankensprünge.

Die Geschichte der Völkerverwanderung scheint nur vom Verf. angeführt zu seyn, weil

auf dem Titel des Sendschreibens etwas von Fortschreiten steht.

Von S. 29 an kann man den Herder wieder mit Sicherheit zu Rathe ziehn. Buch 7, 2, 3, 4: Einfluß des Klima's auf die Kultur. Was von der Weltkultur gesagt wird, sagt Herder ganz deutlich vor, im 1ten Theil, unter der Rubrik: Handelsgeist. Die Skizze einer Naturgeschichte der Kultur, auch das, was die Ausbildung der Griechen und Römer betrifft, so wie die Reflexion über China, findet man in Herders 3ten Theil. „Die Natur ist im Menschen unveränderlich u. s. w.“ vid. Herder, Buch 5, V. — So ward Herder benützt, ohne weiter genannt zu werden! —

Die letzte Zugabe des Verf. des Sendschreibens über die Frage: stehen wir in der Kultur höher wie die Alten? ist ein wahrer Wirrwarr und von allen Humanisten, als unzweckmäßig und thöricht, schon lange beseitigt. Wer dürfte unsre Baukunst und Bildhauerkunst wohl mit dem Alterthum parallelisiren, ohne sich den Vorwurf der Unwissenheit zuzuziehen?

Der Styl ist in einer komischen Mischung affektirt-jovial (wie z. B. im Durchbrechen der Hecken) und dabey steif-galant im alten Grammaton des Pepliers: „Mein Herr! — Ich gebe mir die Ehre — Und nun mein Herr! si quid novisti etc. etc. S. 6 „große Köpfe“ so — — diese Periode ist lesenswürdig, auch folgt ein feltner Nachsatz und es scheint da noch irgend etwas aus Bescheidenheit verschwiegen worden zu seyn. Anmerk. 14 ist äußerst naiv; man beklagt sich nämlich darin, daß ein Buch des Verf., das niemand kennt, und dessen Meinungen er jetzt selbst verwirft, ohne seines Namens zu erwähnen, mitunter benützt worden. Auf welche Art? —

zu was? Doch nicht von Herder, der noch achtzehen Jahr früher geschrieben? Wer freylich nur die neue Ausgabe des Herders kennt, könnte leicht auf den Irrthum gerathen. Darum dieß zur Warnung! Das vom Verf. angeführte allegorische Bild, Anmerk. 5., wo ein Raubvogel seine Klauen in eine Eiche geschlagen, und mit ausgespreizten Flügeln davon fliegen will, muß recht wahr und tiefgedacht gewesen seyn vom Maier. Die Eiche bleibt sicher, und das Vögelchen wird sich zu Tode geflattert haben. Der Thor! will die Eiche ausheben! — Die Erwähnung des Knallgoldes pag. 13, als Erfindung, ist sehr löblich und passend. Die Bindel aber, die dem Alter zu Fesseln (?) werden, und pag. 18 „der Rosenblätterwust,“ beydes sind wahrhaft kühne Gleichnisse! — Knallgold — und dazu recht viel Blümchen — ganz Griechenland auf dem Becken — Rom im Blumenkorb und Bindeln: — wie kindlich fromm und weihnachtlich! — eine wahre Jugendschrift.

So auch liegt viel literarische Unschuld in der Aeußerung, daß Thürme, die den Himmel erreichten, hängende Gärten, Pyramiden, ein Gräuel der alten Welt gewesen, und der Verf. scheint nicht gewußt zu haben, daß diese Thürme nie existirten, die hängenden Gärten nur Dachpromenaden waren und die Pyramiden nicht so gar unnütz, denn sie zeigen äußerst genau die Weltgegenden an, und das möchte, tausend Jahr später, wohl nicht mehr unwichtig seyn.

Daß die schönen Künste, pag. 42, eigentlich die reizenden heißen sollten, das ist das einzige Neue in dieser Schrift. — Warum nicht gar die priapischen? — Der Reiz (lat. stimulus) ist nicht venustas. Der Phallus der Alten ist nie für das höchste Produkt der Kunst gehalten wor-

den. Reizende Künste? — Horaz hat Recht! Die Aesthetik unsers Verfassers endigt sich in einen — — Fisch; ut turpiter atrum desinat in piscem mulier formosa superne. Was für ein ästhetisch = babelsches Gethürme!

Selbst der Titel der Schrift ist verworren. Man schrieb also, ohne zu wissen worüber? Werden Gegenstand sich nicht einmal klar gedacht hat, was kann der Gescheidtes schreiben! — „Ist das stete Fortschreiten der Menschheit, ein Bahn?“ Was soll das heißen? Wie kann man so fragen? — So lange die Menschheit die Eigenthümlichkeit der Zwenbeinigkeit haben wird, keineswegs; man wird immer fortschreiten, so lange es geht. Es mußte heißen: Ist die Idee einer stets fortschreitenden Bildung des Menschengeschlechts, ein Bahn?

Und wozu der Worte und des Schwulstes so viel? Ein Spartaner hätte sicher dies Sendschreiben in einer einzigen kurzen Zeile erschöpft, etwa in der Art: mein Herr! haben Sie den Herder nicht gelesen?“ — und damit wär's gut und abgemacht gewesen.

Wir schließen mit der Bemerkung des Verfassers über den trefflichen, brauchbaren und von ihm stark gebrauchten Herder: daß, wo dieser reiche Säemann aus immer voller Hand Weizen streute, gewisse Gelehrte nur Lolch zu erndten verstehen, — und daß das auf keinen Fall seine Schuld ist. Man lese darüber Herders Ideen, Buch 15, II.: „Alle zerstörenden Kräfte in der Natur (so auch in der literarischen Welt) müssen den erhaltenden Kräften mit der Zeitenfolge nicht nur unterliegen, sondern auch selbst zu Ausbildung des Ganzen dienen.“ — Herr Dr. Merkel will zwar eine

Philosophie über die Geschichte der Menschheit kennen, von Herder; so viel wir aber wissen, hat er nur Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit geschrieben, und das ist doch wohl ganz etwas anders? — Wie oberflächlich und seicht muß da jedes Geschreibsel ausfallen! Bos sagt treffend von einem wortreichen Nachschreiber:

„Schreibend schreibt er im Schreiben geschriebene Schriften, der Schreiber.“

— ch.

IX.

N a c h r i c h t,

das unterdrückte Werk der Frau von Staël betreffend.

Die seit langer Zeit mit Ungeduld erwartete Schrift der Frau v. Staël über Deutschland war eben im Begriff, in Paris die Presse zu verlassen, sie war der neueingerichteten Censur vorgelegt und von ihr gebilligt worden, die beyden ersten Bände waren fertig gedruckt, und von dem dritten war alles gesetzt und die meisten Bogen waren schon abgezogen, als plößlich auf Befehl des jetzigen Polizeyministers (Herzog von Kovigo) die Druckerey mit Wache besetzt, die ganze sehr starke Auflage aufgehoben und unter Siegel gelegt und die Bekanntmachung untersagt wurde. Man schmeichelte sich anfangs noch mit der Hoffnung, ein solcher Befehl könne nur von irrigen, über das Buch verbreiteten Gerüchten herrühren, es werde

eine zweyte Censurcommissiön niedergesetzt werden, und die Schrift mit einigen unwesentlichen Abänderungen und Auslassungen noch erscheinen dürfen. — Allein auch hiezu ist alle Aussicht verschwunden und die Unterdrückung einer so wichtigen literarischen Hervorbringung scheint unwider- ruflich zu seyn. Die Ursache bleibt ein Räthsel, da in dem Werke sich durchaus keine Beziehung auf die Zeitbegebenheiten fand, sondern bloß all- gemeine Gegenstände nach dem immer gültigen Maassstabe des Wahren, Guten und Schönen be- urtheilt wurden. Alle die, welchen die Verfasse- rin es mitgetheilt, oder die sonst Gelegenheit hat- ten, es zu lesen, kommen dahin überein, daß noch nie ein so tief eindringender und zugleich so beredter Versuch gemacht worden sey, das Stre- ben des deutschen Geistes dem Auslande bekannt zu machen. Die Verfasserin hatte alles aus dem eu- ropäischen Gesichtspunkte gefaßt, war aber doch, so weit es der große Umfang des Gegenstandes erlaubte, ins Einzelne gegangen. Der erste Theil handelte von den Sitten, dem Charakter und dem geselligen Leben der Deutschen; der zweyte von der Literatur und dem Theater; der dritte von der Philosophie, Naturwissenschaft, Moral und Religion.

Wir Deutschen haben den Verlust besonders zu beklagen; denn nichts konnte erwünschter für uns seyn, als an einer in ganz Europa gelesenen und bewunderten Schriftstellerin eine edle und uneigennützigte Bundesgenossin des deutschen Verdien- stes zu finden. Kein Talent vom ersten Range war mit Stillschweigen übergangen. keine ver- sprechende Richtung übersehen, das Gute und Vortreffliche war mit einsichtsvollem Wohlgefal- len hervorgehoben. An vergleichenden Blicken

auf andre Nationen konnte es nicht fehlen; aber man wird leicht glauben, daß die Verfasserin, welche selbst die eigenthümlichen Vorzüge des französischen Geistes, schnelle Gegenwart, Klarheit und Gewandtheit in so hohem Grade besitzt, oft nicht ungerecht dagegen wird gewesen seyn. Meisterhaft war der Gang der englischen und französischen Philosophie von Bacon an bis auf die Encyclopädisten dargestellt, um die deutschen Schulen, Leibnitz, Kant und unsere neuesten Denker in den gehörigen Gegensatz damit zu stellen, und die ganze Wichtigkeit des dadurch bewirkten Umschwunges in den menschlichen Gedanken anschaulich zu machen. — Kurz, wir können dies in seiner Geburt unterdrückte Werk mit keiner andern Empfindung ankündigen, als wenn eine schätzbare und noch ungenützte Gabe für jetzt unzugänglich gemacht worden wäre.

R u t h e n i a, 80

oder:

Deutsche Monatschrift

in Rußland.

Februar, 1811.

I.

G e d i c h t e.

1.

Der Blick der Liebe.

War das nicht ein Blick der Liebe,
Der mir durch die Seele drang?
War das nicht die Zauberstimme,
Die mir süß und labend klang?
Ach, ich fühl' es in dem Herzen,
In dem Herzen fühl' ich's tief,
Daß aus schwarz; umwölfter Trauer
Sie mich in das Leben rief.

Liebe war des Blickes Sprache,
Liebe ihres Odems Wehn,
Nie hab' ich ihr schönes Antlitz,
Noch so hold erröthen sehn;

Und im Geiste sank ich nieder
 Vor der hehren Zauberin,
 Weil ich's zu gestehn nicht wagte,
 Sank ich auf das Knie nicht hin.

Ach! ich fühlte alle Pulse,
 Mächtig schlagend mir das Herz,
 Und ich hielt zurück mit Beben
 Meine Wonne, meinen Schmerz.
 Laß mich tief in mir bewahren,
 Dacht' ich, was mich traurig macht,
 Nicht der Lippe soll entfahren,
 Daß ihr Reiz mich umgebracht.

Ach! und hat der Blick getrogen,
 War mein Glück ein täuschend Spiel,
 Näh' ich doch mit stiller Freude
 Dieses träumende Gefühl.
 Mit Ergebung will ich leiden,
 Kommt von ihr doch meine Noth;
 Dankend lächeln noch im Scheiden.
 Leid' ich doch durch sie den Tod!

R. J. Bock.

2.

Die Punsch = Metamorphose.

Stehen um mich arge Lauscher,
 Trink' ich weiß ein kleines Glas,
 Denkend: bleibt die Seel' auch trocken,
 Macht es doch die Lippe naß;
 Aber bin ich so im Stillen,
 Dann ist mir nichts groß genug,
 Dann ersäuf' ich meine Grillen,
 In dem weitsten Henkelkrug.

Alle.

Das ist Vorurtheil, mein Lieber,
 Abgelegt! sonst zürnen wir;
 Hinterm Grab giebt's trockne Zeiten,
 Was man trinkt, das trinkt man hier.

Wenn das Mädchen meines Herzens
 Freundlich mir zur Seite steht,
 Wag' ich's kaum, sie anzublicken,
 Ach! und traure, wenn sie geht;
 Aber wenn die Ueberraschung
 Hold mir ist und dem Genuß,
 Dann umarm' ich sie mit Sehnsucht,
 Raube mir den schönsten Kuß.

Alle.

Das ist Vorurtheil, mein Lieber,
 Abgelegt! sonst zürnen wir;
 Hinterm Grab giebt's keine Küsse,
 Was man küßt, das küßt man hier.

Wenn der Geist den Willen bändigt,
 Ach! dann hab' ich meine Noth,
 Gern möcht' ich mich dann verstellen,
 Und die Freude macht mich roth,
 Meine Blicke sind dann trunken,
 Meine Lippen wie versteint,
 Meine Quelle ist der Becher,
 Meine Seligkeit ein Freund.

Alle.

Das ist Wahrheit, das ist Weisheit,
 Nun bist du uns nicht mehr fern,
 Aufgethan ist dir der Himmel,
 Und du bist dein eigener Stern.

Einer.

Ja, das fühl ich, mich erleuchtet
 Innerlich ein seltnes Licht,
 Jedes Wort in meinem Munde
 Wird zum Wohl laut, zum Gedicht;
 Merket, Freunde, meine Lehre,
 Sie ist göttlich, sie bringt Heil:
 Wollt ihr meine Freunde heißen,
 Hasset jedes Vorurtheil.

Zwey.

Nun so sind wir eines Sinnes,
 Schenket eure Gläser voll!
 Punsch verwechselt alle Rollen,
 Bacchus dichtet wie Apoll.

Chor.

Punsch verwechselt alle Rollen,
 Beyde dichten wie Apoll.

(Dieser letzte Vers wird von jedem in der Gesellschaft wiederholt, und im Chor statt Bacchus, der Name jedes einzelnen Sängers genannt.)

3.

E p i g r a m m e.

Schmirag.

Er schreibt, als wenn er stets die Feder nur probirt;
 Drum ist, selbst was er drucken läßt, geschmiert.

Die Kunsthenne.

Hört doch ihr Kafeln, ihr gezwungnes Kunstgeschrey!
 Sie hat gelegt. Zeigt her — was ist's? Ein leeres Ey.

Tod des Zeitungsschreibers.

„Sein Geist — ach! — ist entflohn!“
 So klagt man an des Zeitungsschreibers Bahre.
 Die Klage hörte man bey seinem Leben schon —
 Und diese war wohl eigentlich die wahre.

Anerbieten.

Ein wackerer Mann! Sein Gut hat er versoffen,
 Und da er nun nichts mehr erborgen kann,
 Nichts zu verlieren hat und nichts zu hoffen,
 So bietet er hiemit sich zum Kurator an.
 Umsonst! Denn bis ihn seine Mündel einst besangen,
 Ist er auf jeden Fall — gehangen.

II.

Russische Gesandtschaft nach China im Jahr 1692 bis 1695.

(V e s t u h.)

Tages daravf ging ich bis zu der Stadt Lama, wo wir ebenfals mit Kanonenschüssen empfangen wurden. Der Mandarin ließ mich wieder zur Mittagmahlzeit in ein Lustschloß des Baldichans einladen. Die Aufnahme glich in allem der gefrigen. Gegen Abend kam ich in die Stadt Kantugung, und erfuhr die nämliche Bewirthing. Eben so wäre es in der Stadt Kungunka gegangen, aber weil ich von der Reise zu sehr ermüdet war, bat ich, mir zu erlauben, in meinem Quartier auszuruhen. Dahin schickte mir der Manda-

rin Rosinen, Citronen, Aepfel, große Birnen, Kastanien, Nüsse und andere vortreffliche Früchte. Von hier passirte ich durch viele Flecken und Dörfer bey einer Stadt vorbei, wo, außer den Weibern des Baldichans, niemand wohnt. Er pflegt, wenn er in dieser Gegend auf der Jagd ist, bey ihnen auszuruhen.

Den 1sten November erreichten wir die Stadt Tunko. Auf der Brücke kamen uns der Gouverneur und die Magistratspersonen entgegen. Jener war ein mungalischer Tartar von sehr vornehmer Herkunft und ungemein höflich. Er bewirthete uns mit den Vornehmsten der Stadt aufs prächtigste.

Nun machte ich alle Vorbereitungen zum ceremoniellen Einzug; denn dies war die letzte Stadt vor Peking, wo wir morgen ankommen sollten.

Den 3ten November um 10 Uhr des Morgens befanden wir uns schon bey den prächtigen Lustschlössern (drey Werst von Peking) welche den vornehmsten Mandarinen zugehören. Sie sind alle in einer Linie gebaut, mit Kanälen vor den Häusern und durch hohe Cedern und Cypressen von einander abgesondert. Dies gewährt einen herrlichen Anblick. Die Neugierde, uns zu sehen, war Ursache, daß alle Thore offen standen. Dadurch erblickten wir sehr große Blumenbeete, die jene glänzenden Gebäude noch mehr hoben.

Von der großen Mauer bis nach Peking stehen in einer Entfernung von zwanzig Werst hohe stei-

nerne Thürme, jeder mit fünf bis sechs Mann Wache. Auf ihnen wehen gelbe Fahnen mit dem Wappen des Baldichan's. Bey einem Einfall der Tartaren zündet die erste Wache ihre Fahne an, die folgende thut dasselbe, und so erhält der Hof schnell davon Nachricht.

Meine Karawane schickte ich voraus. Sie brauchte eine ganze Stunde zum Einzug. Hierauf folgte ich, unter Bedeckung von neunzig Mann, außer den Kosaken. Von beyden Seiten der Straße waren Soldaten gestellt; aber der Zulauf des Volks war so groß, daß die Officiers, genannt Bolschi, welche vor mir hergingen, um mir freye Passage zu verschaffen, mit großer Mühe das Volk entfernen konnten. So brachte man mich nach dem gewöhnlichen Gesandtenhose. Dahin kamen bald einige Mandarinen, mir zu meiner Ankunft Glück zu wünschen. Mein Quartier besetzten ringsherum Soldaten, und sogleich versah man uns mit einer Menge von Lebensmitteln.

Drey Tage ruhete ich aus. Nachher bat ich um Audienz. Allein da bey den Chinesern der Gebrauch ist, vor der Audienz einen Bewillkommungschmaus zu geben, so befahl der Baldichan, zuvor mich einzuladen. Noch am nämlichen Tage kamen einige der vornehmsten Mandarinen zu mir und brachten mich in die Citadelle, wo der Pallast des Baldichan Sungut Dariamba (daß

heißt, des obersten Reichsverwesers) ist. Er und vier andere Große empfingen mich sehr höflich. Im Saal wurden kostbare Tapeten ausgebreitet. Wir setzten uns. Der Dariamba sagte mir, „daß zwar der Baldichan noch nicht von meinem Range unterrichtet sey, aber dennoch befohlen habe, mir durch dieses Banket zur Vollendung meiner langwierigen und beschwerlichen Reise Glück zu wünschen.“ Nun stellte man für mich allein einen kleinen Tisch, drey Fuß lang und eben so breit. Auf diesen setzte man allerhand kalten Braten, als: Rebhühner, junge Hühner, Schöpfe und Schweine, in silbernen Schüsseln pyramidenförmig eine auf die andre. So viel ich zählen konnte, wurden mehr als siebenzig abgetragen. Hernach servirte man Früchte und Konfitüren, dann Tarukum-Thee und Wein. So lange ich bey Tische saß, rauchten die Herren Tabak. Nach dem Essen sagte mir der Dariamba wieder, daß der Baldichan mir nach einigen Tagen mein Kreditiv zu übergeben erlaubte.

Den 12ten November schickte der Dariamba einige Mandarinen zu mir, welche mir ankündigten, ich solle mich fertig halten, über drey Tage bey Hofe zu erscheinen, um das Schreiben Ihrer Zarischen Majestäten zu übergeben.

An diesem bestimmten Tage kamen drey Mandarinen zu mir und brachten funfzig gesattelte Pferde für die Leute, welche mich begleiten soll-

ten, mit. Sie hatten damastene Kleider an, auf welchen sowohl auf der Brust, als auf dem Rücken, goldene Löwen, Tiger, Drachen und Kraniche gestickt waren. Ich rangirte meine Leute nach unserer europäischen Art, und so ging der Zug in der besten Ordnung vor sich.

Als wir an die erste Pforte, vor welcher eine Säule mit verschiedenen Charakteren steht, kamen, ermahnte man mich, nach Landesitte vom Pferde zu steigen. Ich that es. Dann zogen wir durch drey große Höfe. Beym Eintritt in den vierten kamen viele Mandarinen, in ihren Ceremonienkleidern, mich zu empfangen. Jetzt erscholl die Nachricht: der Baldichan säße schon auf seinem Throne. Man führte mich also hinein. Ich übergab mein Kreditiv und ward, nach geendigtem Ceremoniel und einer kurzen Unterredung mit ihm, wieder entlassen.

Den 16ten November meldeten mir die Mandarinen, der Baldichan lasse mich zu sich rufen, um in seiner Gegenwart zu speisen. Zufolge dieser Ankündigung versammelte ich die Edelleute meiner Suite und fuhr nach Hofe, wo mich, wie das vorigemal, die Mandarinen im vierten Hofe empfingen. Der Baldichan ließ sagen, man solle mich hereinführen. Ich trat in einen Saal, wo ein Thron errichtet war, auf dem der Baldichan herumspazierte. Einige Musikanten spielten auf Pfeifen. Um den Thron standen zwey und sieben-

zig Mann Leibwache, mit vergoldeten Hellebarden ohne Spitze; lange Biber- und Tigerschwänze hingen ihnen von der Schulter herab. Sobald ich eingetreten war, setzte sich der Baldichan. Die Musik hörte auf, und die Hellebardier setzten sich zu beyden Seiten des Throns mit untergeschlagenen Beinen.

Der Dariamb, als Onkel des Baldichans, und zwey der Vornehmsten des Hofes saßen, etwas niedriger als er, zu seinen beyden Seiten. Mir wies man, rechter Hand, vier Faden vom Throne einen Platz an. Vor dem Baldichan stand ein Tisch mit gebratenem Fleisch, Früchten und Konfitüren auf silbernen Schüsseln, mit gelbem Damast bedeckt.

Nachdem der Baldichan mich eine Weile scharf angesehen hatte, befahl er dem Dariamba, der seinen Befehl kniend anhörte, ich sollte mich dem Throne mehr nähern. Er kam also, nahm mich bey der Hand und führte mich in einer Entfernung von etwa zwey Faden vor den Thron. Meine Edelleute standen ungefähr sechs Faden hinter mir. Zu meiner Rechten standen einige Große des Hofes, und zu meiner Linken der Oheim des Baldichans. Seine Majestät schickten zweymal den Dariamba an mich, um mich in besonders gnädigen Ausdrücken über das Wohlergehn unserer Monarchen zu befragen. Dann befahl sie, die Tische zu decken und gebot mir, zu essen. Für mich

ward ein besonderer Tisch gestellt, ebenfalls mit gelbem Damast bedeckt; die Mandarinen aber setzten sich, wie gewöhnlich, zu zwey an einen Tisch. Der Baldichan schickte mir sogleich von seiner Tafel eine gebratene Gans, Schöpfen- und Schweinsbraten, darauf einige Schüsseln mit Früchten und eine Tasse mit Thee, welcher mit Milch und Butter gekocht war. Nachher ließen Seine Majestät mich fragen, wieviel europäische Sprachen ich spräche? Ich antwortete: die russische, deutsche, holländische und zum Theil auch die italiänische. Darauf schickte er einen Officier durch die Hinterzimmer und ließ drey Jesuiten herbeyführen. Sie fielen auf die Knie, verneigten sich zur Erde und standen erst wieder auf, als sie dazu Befehl erhielten.

Einer von ihnen war ein Franzos, mit Namen Pierre Jean François Herbilan, die andern zwey waren Portugiesen. Einem davon wurde aufgetragen, mit mir zu reden. Dieser trat zu mir und fragte mich in des Baldichans Namen auf italiänisch: wie lange ich von Moskwa bis Pekin unterwegs gewesen, durch welche Länder ich gereiset wäre und was für Equipage ich zu dieser Reise gebraucht hätte? Ich beantwortete alles, mit gehörigen Erläuterungen; der Jesuit übersetzte, es und der Monarch schien damit zufrieden. Er sagte: Gowa! Gowa! (sehr gut, sehr gut). Nach einigen Augenblicken schickte er den Dariamba

wieder zu mir. Er ließ mich auffordern näher zu treten. Dieser nahm mich daher bey der Hand und führte mich vor den Thron. Hier stieg ich sechs Stufen hinauf und verbeugte mich auf europäische Art. Ich mußte mich dem Baldichan gegenüber an den Tisch setzen. Er unterhielt sich eine Weile mit dem Vater Herbilan, und man that an mich wieder die nämliche Frage: wie lange ich unterwegs gewesen sey und wie ich die Reise eingerichtet habe, wie weit Frankreich, Italien, Portugal, Holland &c. von Moskwa entfernt lägen? Ich beantwortete sie nach meiner besten Einsicht. Dafür ließ er mir einen goldenen Becher, welcher mit Kumis (einem Branntwein aus Stutenmilch) angefüllt war, durch den Dariamba reichen. Ich nahm ihn mit einer Verbeugung an, kostete das Getränk und gab ihn zurück. Auch meine Leute mußten sich bis auf zehn Faden dem Throne nähern und empfangen Jeder nach der Reihe einen Becher mit eben diesem Branntwein. Jetzt stieg ich mit einer Verbeugung wieder vom Throne hinter. Der Dariamba nahm mich abermals bey der Hand, und führte mich zum vorigen Platze zurück. Da blieb ich so lange sitzen, bis man mir andeutete, es wäre Zeit aufzubrechen.

Nach diesem Ceremoniel stand der Baldichan auf, und begleitete mich durch den Saal bis an die Zimmer linker Hand. Beym Weggehn aus dem Saale fragte mich der Dariamba im Namen

des Baldichans: „ob mir in Europa keine Nachricht von einem gewissen Vater Grimasi zu Ohren gekommen wäre? Seine Majestät hätten ihn in Staatsangelegenheiten dahin geschickt.“ Ich erwiderte: daß ich bey meiner Abreise aus Moskwa gehört hätte, dieser Vater sey in Smirna angekommen; bey ihm befänden sich fünf und zwanzig Personen, und er sey gesonnen von da durch Persien nach Indien zu gehen. „Ganz recht,“ antwortete der Dariamba, „er ist nach Indien abgefertigt worden. Bey seiner Ankunfft in Goa hat er Berichte an den Hof eingeschickt und ist darauf weiter gereiset, um die ihm gegebenen Aufträge auszurichten. Es sind nun schon sieben Jahre, daß er aus China abgereiset ist.“ Hier nahm der Dariamba von mir Abschied, und ich fuhr nach Hause. Den Tag darauf kamen zwey Mandarinen mit funfzig Pferden, und kündigten mir an, der Baldichan habe befohlen, mich, wenn ich Lust hätte, die Stadt zu besuchen, allenthalben herumzuführen. Ich nahm diese Ehre mit Dank an, setzte mich zu Pferde und ritt mit ihnen nach dem Schubur oder Lustschlosse. Dies ist ein prachtvolles Gebäude. In der Mitte des Hofes vor demselben steht ein Theater. Auf diesem spielten die Komödianten gemeiniglich für Geld. Ringsum dasselbe geht eine schöne Gallerie, auf welcher der Mandarin mir und meinem Gefolge Plätze anwies. Hier traktirte man und

erst mit Thee, nachher wurde eine köstliche Mittagsmahlzeit aufgetragen. Während daß wir aßen wurde Komödie gespielt, und in den Intermezzo's unterhielt man uns mit Taschenspielerkünsten.

Der Baldichan war an diesem Tage auf die Jagd geritten und kam erst nach Verlauf einiger Tage wieder zurück.

An den folgenden Tagen führte man mich auf den Markt und auf andere öffentliche Plätze. Man zeigte mir alles Sehenswürdige, und traktirte mich immer herrlich dabey.

Den 7ten Januar fing sich ein hohes Fest an, das drey Wochen dauerte. Die ersten drey Tage waren große Prozessionen, in welchen Götzenbilder von den Lamas mit Fahnen und einer lärmenden Musik, unter Begleitung einer unzählbaren Menge Volks, herumgetragen wurden. Alle Buden blieben diese drey Tage verschlossen. Die übrige Zeit der Feyertage verstrich unter mancherley Lustbarkeiten.

Einige Tage nach diesem Feste schickte der Baldichan zwey Mandarinen zu mir mit dem Bedeuten, ich möchte morgen zwey Stunden vor Tagesanbruch mich bey Hofe einfinden, weil Seine Majestät mir öffentliche Audienz geben wollten. Schon eine Stunde vor der festgesetzten Zeit kamen drey Mandarinen, mich nach Hofe zu begleiten. Der Empfang war wie vorher. Sobald es

Tag war, setzte man mich zwischen zwey der vornehmsten Mandarinen, an die Thür des Saals, wo der Thron stand. Die übrigen Mandarinen setzten sich, jeder nach seinem Range, auf Teppiche nieder. Ungefähr nach einer halben Stunde hörte man den Baldichan kommen. Vor ihm her gingen Musikanten, welche auf Flöten und Lauten spielten. Sobald er sich auf dem Thron niedergelassen hatte, kam eine Art von Herold an die Thür, und sprach einige Worte mit lauter Stimme; darauf ging er auf den Hof, wo die Mandarinen saßen, und rief drey mal aus: Beugt eure Häupter zur Erde. Dieß geschah. Nun machten die Trommeln und Pfeifen einen gewaltigen Lärm. Während dessen kamen zwey vom Baldichan dazu beordnete Große und führten mich von meinem vorigen Platze, welcher acht Faden vom Throne entfernt war, auf einen andern, fünf Faden näher, wo man mich zwischen zwey Fürsten des Reichs tartarischer Herkunft setzte. Zu gleicher Zeit fing man an, die große Hofsglocke zu läuten, die Trommeln wurden wieder gerührt, und die Musik erhob sich aufs Neue. Nun mußte ich mich auf die Erde setzen. Man brachte mir Kasse; ich trank ihn aus, und verbeugte mich, so wie man mir es vorgeschrieben hatte. Hier richtete ich die mir gegebenen Aufträge aus. Darauf stieg der Baldichan vom Throne und verließ den Saal. Bey dieser Ceremonie stand die Garde des Baldichans

vom Throne bis an die Mitte des vierten Hofes. Sie war prächtig in chinesischem Kostüm gekleidet, trug große Pallasche, und in der Hand hielt jeder einen kleinen geschliffenen Pfeil mit einem Fähnlein oben darauf. Auf eben diesem Hofe standen zur Parade acht weiße Reitpferde des Baldichans. Auf dem dritten befanden sich zu eben dem Zwecke drey außerordentlich große Elephanten, worunter sich ein weißer auszeichnete. Sie waren mit langen seidnen mit Gold reich gestickten Decken behangen. Der Wagen des Baldichans, in welchen ein Elefant eingespannt war, erwartete mich, um mich nach Hause zu bringen, und zehn Mann hielten dieses Thier mit dicken am Gebiß befestigten Stricken. Auf seinem Halse saß ein Mann mit einem eisernen Haken, durch welchen er ihn leitete. Obgleich der Elefant nur seinen gewöhnlichen Schritt ging, so mußten doch die Begleiter aus allen Kräften laufen. Deshalb kam ich geschwind nach Hause. Die Jesuiten baten mich, ihre Kirche zu besuchen. Der Baldichan erlaubte es. Dies ist ein glänzendes Gebäude im römischen Styl, mit vortrefflichen Gemälden ausgeziert, hat eine unvergleichliche Orgel vom Vater Thomas Pereira verfertigt, und ist so groß, daß 3000 Personen darin Platz haben. Auf dem Thurm ist eine Schlaguhr, und in einer Nische sind zwey große Globen, jeder über einen Faden hoch. Hierauf führten sie mich in ihren Speisesaal, wo

ich herrlich traktirt wurde. Wir tranken von ihrem köstlichen Wein auf die Gesundheit der ganzen Christenheit bis um Mitternacht.

Tags darauf kamen zwey Mandarinen und sagten, der Baldichan hätte wiederum befohlen, mir alle Seltenheiten der Stadt zu zeigen. Wir ritten also nach dem Thiergarten, in welchem ich vierzehn Elephanten von ungeheurer Größe, und unter ihnen abermals einen weißen, sah. Ich bewunderte die Gelehrigkeit dieser Thiere, welche auf den geringsten Wink ihrer Führer allerhand Kunststücke machen. Man sagte mir, sie würden aus einem benachbarten, den Chinesern unterworfenen, Reiche jährlich als Tribut geschickt. Bey unsrer Zurückkunft sah ich, daß der Bediente eines vornehmen Chinesers einem fetten Hunde die Haut abzog. Ich fragte die Mandarinen, weswegen er dies thäte? Sie antworteten mir: um ihn zur Speise zuzubereiten; denn Hundefleisch wäre, besonders im Sommer, sehr kühlend und gesund.

Inzwischen bat ich den Dariamba, mir, wenn der Baldichan den Tag meiner Abreise festgesetzt haben würde, etwa acht Tage vorher davon Nachricht zu geben. Dieser Bitte ward gewillfahrt, so daß ich am bestimmten Tage, den 9ten Februar 1694, völlig reisefertig war. Ich erhielt meine Abfertigung und hatte die Ehre, an diesem Tage noch einmal bey dem Baldichan zu speisen. Darauf reisete ich, in Begleitung vieler Mandarinen

und anderer hohen chinesischen Standespersonen, von Peking ab. Bis nach Naun, der letzten chinesischen Stadt gegen die Wüsteneyen der großen Tartarey, begleiteten uns die Mandarinen mit den ihnen untergebenen Truppen. Auch wurden wir bis dahin in allem auf Kosten des Baldichans unterhalten. Hier dankte ich ihnen herzlich für ihre gehabte Mühe, und wir nahmen den freundschaftlichsten Abschied von einander.

Den 26sten März träten wir in die unangenehme tartarische Steppe. Hier litten wir große Noth, theils weil wir alle Augenblicke befürchten mußten, von den herumschweifenden Mungalen angegriffen und geplündert zu werden, theils wegen Mangel an Fourage. Die Mungalen hatten alles Gras abgebrannt und wir verloren vieles Lastvieh. Ja, eines Tages waren wir selbst der größten Gefahr ausgesetzt, lebendig verbrannt zu werden, weil sich das Feuer mit unglaublicher Schnelligkeit bis zu unsern Gezelten verbreitete, dessen Hestigkeit aufzuhalten gar keine Möglichkeit war. Wir retirirten uns zwar in möglichster Geschwindigkeit hinter einen hohen Berg, doch mußten wir mit Leidwesen sehen, daß unsere Zelte ein Raub der Flamme wurden. Ja, selbst vierzehn Mann beschädigte das Feuer, so, daß wir an ihrem Aufkommen zweifelten. Doch starb nur ein Persianer.

Der chinesische Gesandte, welcher vor uns hier durchpässirte, stand die nämliche Gefahr aus

und rettete sich nur mit vieler Mühe. Wir eilten so viel möglich nach Argun, der ersten dem russischen Scepter unterworfenen Stadt. Besonders drückte uns schon der Mangel an Lebensmitteln, und noch waren wir zehn Tagereisen von ihr entfernt. Den 18ten May gingen wir über den Fluß Gaun, hinter welchem wir mehr Gras fanden, und hier halfen wir uns nur durch das daselbst sich in Menge aufhaltende Wild.

Endlich kamen wir glücklich in Argun an. Nun gingen wir bald zu Wasser, bald zu Lande, durch ganz Sibirien, und trafen endlich nach einer Reise von zwey Jahren und zehn Monaten glücklich wieder in Moskwa ein.

III.

Ueber Sprachreinheit und Sprachreinigung.

Rein nennen wir, 1) was mit nichts Fremdem gemischt ist; so spricht man von reinem Wasser, reinem Golde 2c., 2) die festen Körper, deren Oberfläche von fremdartigen Theilen frey sind; so nennt man ein Messer, eine Gabel einen Löffel unrein, wenn Theile von Speisen daran kleben, die wir an sich für nichts weniger, denn für unrein halten. In jenem Sinne giebt es schwerlich einen Naturkörper, der rein zu nennen wäre.

Die Naturlehre sagt uns, daß weder reines Wasser, noch reine Luft auf der ganzen Erde zu finden sey. Der Sprachgebrauch des gemeinen Lebens stimmt daher den Begriff der Reinheit ein wenig herab, und nennt dasjenige rein, was durch die Beymischung fremder Theile noch nicht zum Gebrauche untauglich geworden ist. So nennen wir die Luft, wie wir sie täglich in unsern Wohnungen athmen, rein, rein das Wasser, welches wir zum Trinken und zur Reinigung gebrauchen; so ausgemacht es auch ist, daß beyde nicht ohne vielfältige Beymischung fremder Theile sind. Bey dem steten Ineinanderwirken der Naturkörper ist es an sich schon nicht wohl möglich, daß irgend ein Körper völlig rein bleibe; kommt nun gar ein Naturkörper in den Gebrauch des Lebens, wird er dadurch in Beziehungen gesetzt, in welche die Natur ihn nicht setzte; sollen durch ihn Zwecke erreicht werden, die er in seinem natürlichen Zustande nicht erfüllen kann: so wird er nicht nur im Gebrauche fremde Theile annehmen, sondern man wird ihn sogar absichtlich mit fremdartigen mischen müssen, damit er jene Zwecke erfüllen könne. So müssen Gold und Silber legirt, Schreibpapier geleimt und hölzerne Geräthe gebeizt und mit Farbe oder Firniß überzogen werden. Wollte man nun solche Körper unrein nennen und reinigen wollen; so würde man Gefahr laufen, ihre Brauchbarkeit und Schönheit

zu zerstören. Etwas Aehnliches gilt sogar von Naturkörpern, die wir unverändert gebrauchen. Der Chemiker befreyt das Wasser durch Destilliren von beygemischten fremden Theilen; allein es verfliegt dabey nicht nur der Luftgeist, der das Wasser zum erquickenden Tranke macht, sondern das Wasser nimmt auch bey der Destillation einen Ekel erregenden Abgeschmack an.

Eine gleiche Bewandniß hat es mit der Sprache. Sie ist das Werkzeug der Gedankenmittheilung, zunächst (aber nicht allein) unter Einem Volke. Sie wird daher eigenthümliche Bezeichnungen für den Kreis von Begriffen, eigenthümliche Wortstellungen für den Kreis von Gedanken, und eigenthümliche Wendungen für den Kreis der Ansichten haben, welche in diesem Volke die herrschenden sind. Die Kunstsprache nennt das Idiotismen (Spracheigenheiten), welche entweder etymologische (in Wörtern und Wortbildungen), oder syntaktische (in Wortfügungen), oder rhetorische (in Wendungen, Figuren) sind. Sie kennen zu lernen, ist das Geschäft des Sprachforschers, welcher zu dem Ende wie der Chemiker verfährt und alles absondert, was eine Sprache aus fremden Sprachen aufgenommen hat. Allein, so wenig der Chemiker, der die Natur des Wassers untersuchen will und es deshalb destillirt, nur destillirtes Wasser trinken, sich nur mit destillirtem Wasser waschen wird; eben so wenig

wird der Sprachforscher jedes fremde Wort, jede fremde Wendung und Wortfügung verschmähen, oder wie eine Pest scheuen. Denn eben, weil wir nicht zufrieden seyn können mit dem beschränkten Kreise von Gedanken und Ansichten, die auf dem Boden unsers Volkes gewachsen seyn mögen, müssen wir mit dem Bezeichneten auch häufig das Zeichen von andern aufnehmen. Und gleichwohl wird die Sprache ohne Zweifel in jenem allgemeinen Sinne durch solche Aufnahme verunreiniget.

Billig und der Nationallehre gemäß ist es nun freylich, daß man sich ohne wahres Bedürfniß keine solche Sprachverunreinigung zu Schulden kommen lasse. Wollte man z. B. den französischen Ausdruck: *c'est moi qui vous ai dit cela* (das habe ich euch gesagt), also übertragen: das bin ich, der euch das gesagt hat; so würde das eine noth- und nutzlose Verunreinigung seyn, und viele Deutsche sind mit Recht unzufrieden mit den Bossischen Uebersetzungen des Horaz und des Homer, weil Boss das Deutsche häufig mehr verlateinischet und vergriechischet, als das Lateinische und Griechische verdeutschet hat. Aber zu läugnen ist es gleichwohl nicht, daß unsre Sprache gewinnen würde, wenn wir ihr die Participialkonstruktion der alten und der slavonischen Sprachen geben könnten. Doch nehmen es die Sprachreiniger mit den Wortstellungen und Re-

Benwendungen gewöhnlich so genau nicht; sie beschränken sich mehrentheils auf die Wörter, und deshalb sey von diesen auch vorzüglich hier die Rede. *)

Kein Volk ist in seiner Geistesbildung so vollkommen, ich möchte sagen so abgeschlossen, daß es nicht Begriffe und Vorstellungsarten von andern aufzunehmen nöthig hätte. Wenn sich nun in der eigenen Sprache kein angemessener Ausdruck findet; so wird sie denselben von ihrer Lehrerin borgen, und sich dadurch in jenem allgemeinen Sinne verunreinigen, eigentlich aber wahrhaft bereichern. Ist nun das aufgenommene Wort nach und nach eingebürgert, hat es durch Ableitungen Kinder gezeugt und sich durch Zusammensetzungen so zu sagen verschwägert, so wird es sich ohne wahren Verlust für die Sprache nicht ausmerzen lassen. Von Benennungen einzelner Naturkörper, wie Thee, Kaffe, Tabak, Zinkal u. a., einzelner Geräthe, wie Sopha, Divan &c., die wir von Fremden erhalten haben, soll hier nicht einmal die Rede seyn; eben so wenig von Wissenschafts- und Kunstausdrücken: sondern nur von solchen, welche mit fremden Namen Be-

*) Will man übrigens, ohne große Mühe, ein Sündenregister wahrer Sprachverunreinigungen sammeln; so nehme man nur die Uebersetzungen englischer und französischer Werke zur Hand, womit die Messe uns gewöhnlich, oft sogar mit Vorreden berühmter Schriftsteller, zu beschenken pflegt.

griffe bezeichnen, die eben so gut auf eigenem Boden gewachsen seyn und daher einheimische Zeichnungen hätten finden können. Und hier möchte ich den eifrigen Sprachreiniger auffordern, Wörter vollkommen zu verdeutschen, wie: Abenteuer (vom Ital. *auventura*), Kredit (vom Lat. *credere*), Punkt (vom Lat. *pungere*), Staffette (vom Ital. *staffa*, der Steigbügel), Regieren (vom Lat. *regere*), Quadrat, Cirkel (das Werkzeug), Testament (von *testari*), Orgel, Staat (vom Ital. *stato*), Vers (von *vertere*), Sylbe (vom Griech. *συλλαβαιεν*), Predigt (von *praedicare*), Körper (von *corpus*) u. dgl. m. — Vollkommen zu verdeutschen, sage ich, d. h. nicht nur den Hauptbegriff, welchen sie ausdrücken, zu bezeichnen; sondern zugleich alle die kleinen Nebenvorstellungen, die sich an das fremde Wort mit angehängt haben, in der Seele des Hörers oder Lesers zu erregen. Der Umfang des Begriffes, welchen ein Wort bezeichnet, und alle Nebenvorstellungen, welche es erweckt, wird nämlich nicht diktatorisch bestimmt, sondern das macht sich selbst; und es mag also ein Wort den Hauptbegriff eines andern auf das vollkommenste bezeichnen, so ist es darum noch immer kein Ersatz dafür. So ist ein ungrischer Dukaten an Gewicht und Gehalt einem holländischen vollkommen gleich; allein jener wird nicht so allgemein in Zahlung angenommen, weil sich an diesen die Nebenvorstel-

lungen von Unveränderlichkeit und allgemeiner Weltgültigkeit anknüpfen.

Um inzwischen nicht bey einem Bilde stehen zu bleiben, wollen wir uns an einem Worte aus dem obigen Verzeichnisse versuchen. Regieren ist eigentlich das lateinische *regere*, d. h., etwas in dem Gange erhalten, den es gehen soll. Das rein deutsche Wort ist *richten*. Wollte man nun dieses an die Stelle jenes setzen; so würde mit demselben die Nebenvorstellung des Entscheidens über Besitz und Recht hervorgehoben und gerade die Vorstellung von dem Leiten der Gesellschaft zu ihrem gemeinschaftlichen Zweck, d. h., der ganze Umfang der Polizeyverwaltung ausgeschlossen oder wenigstens ins Dunkle gestellt werden.

Hey dem Allen wird gleichwohl nicht geläugnet, daß es gut wäre, wenn jede Sprache für jeden Begriff einen angemessenen und vollkommen bezeichnenden Ausdruck hätte. Es fragt sich dabey nun:

- 1) Was soll man verdeutschen?
- 2) Wie soll man verdeutschen?
- 3) Wer soll und darf die Verdeutschung in Gang bringen?

1) Was soll man verdeutschen? Natürlich doch nur das, was sich ohne Verlust der Sprache verdeutschen läßt. Z. B. Pastor und Pfarrer (vom Griech. *παροχος*) ließe sich vollkommen angemessen und treffend durch Seel-

forger geben, obgleich das Wort weder das lateinische pastor, Hirte, noch das griechische Darreicher (der Sakramente) übersetzt. Freylich möchte manchem dabey Verlust scheinen, daß sich der Hauptpastor und der Oberpastor mit dem deutschen Worte nicht gut ausnehmen würde; allein das könnte vielleicht mehr für das Unschickliche jener Zusammenstellungen, als wider die Aufnahme des Wortes, Seelsorger, beweisen. Ein wirklicher Verlust findet sich aber, wenn man z. B. das Wort Courier durch Eilboten überträgt. Courier bezeichnet nämlich immer einen Eilboten, der von einem Hofe, einem Departement auswärtiger Verhältnisse, oder einem Minister abgefertigt wird. Ein königl. preussischer Eilbote, wäre also allerdings ein hinlänglich bezeichnender Ausdruck; allein die Nachricht: ein Eilbote von Paris ist durch Frankfurt gegangen, würde immer unbestimmt lassen, ob nicht etwa ein Kaufmann aus Paris einen solchen abgesandt hätte. Der Ausdruck Staatsbote dagegen bezeichnet wieder nicht den Nebenbegriff der Eil, und der Sprachreiner würde den Staat wieder nicht deutsch finden. Gemeinwessenschnellbote würde doch für einen Courier zu lang seyn. Warum aber auch übersetzen, was von jedermann vollkommen verstanden wird, und wobey man in Gefahr geräth, das Deutsche erst erklären zu müssen, damit man verstanden werde?

Gesetzt, es wollte jemand zu kurländischen Landwirthen von der Einrichtung einer Dörrscheune sprechen, so würde er von vielen nicht verstanden werden. „Ich meine die Rije,“ würde er hinzusetzen müssen, und die belästigende Erwiederung hören: „Ja, wenn Sie deutsch sprechen.“ Unübertragen bleibe also immer, was ohnehin von jedem verstanden wird. Unverdeutsch bleibe ferner, was sich nicht, ohne störende Nebenvorstellungen zu erregen, verdeutschen läßt. Staat haben manche, und der Verfasser dieses Aufsatzes selbst, durch Gemeinde zu verdeutschen versucht. Allein das Wort, Gemeinde, hat bereits einen andern Kreis seiner Anwendung. Man sagt: Dorfgemeinde, Stadtgemeinde, und Gemeinde schlechthin für die Kirchengesellschaft. Gemeinwesen (respublica) würde vielleicht besser seyn; allein, wie bliebe es mit den Zusammensetzungen: Staatsrecht, staatsrechtlich — Gemeinwesenrecht, gemeinwesenrechtlich?! — Trauerspiel für Tragödie hat den ganz schiefen Begriff in Gang gebracht, als ob eine Tragödie etwas Trauriges oder gar etwas traurig machendes seyn müsse. Daher keine Tragödie ohne Mord und Todtschlag. Und doch ist es wahr, was Seneca sagt: Es ist eine Götterlust, einen großen Menschen mit dem Schicksal ringen zu sehen. Eine Tragödie ist also immer auch ein Spiel, welches Lust erregen soll; nur daß es nicht die Lust in

der Erheiterung, sondern die höhere Lust in der Erhebung des Gemüthes ist.

2) Wie soll man verdeutschen?

Am leichtesten käme man mit dem wörtlichen Uebersetzen ab, wie z. B. die Aerzte das griechische Wort *Dosis* sehr gut und angemessen durch Gabe, *Tartarus hematicus* durch Brechweinstein, die Messkünstler ihren Cirkel durch Kreis, Statik, Mechanik, Dynamik, durch Gleichgewichtslehre, Bewegungslehre, Kraftlehre ersetzen. Leider ist aber das gerade in den wenigsten Fällen anwendbar, und giebt gerade den Spöttern der Sprachreinigung die meisten Blößen. Lächerlich würde es auf alle Fälle seyn, wenn man statt Komödie und Tragödie, Dorfgesang und Vockgesang, statt Herr Kornet, Herr Hörnchen, und statt der bekannten Benennungen der Endbeugungen der Nennwörter, Nennfall, Zeugefall, Gebefall und Anklagefall gebrauchen wollte. Jede Sprache nimmt ihre Benennungen für Sachen und Begriffe gewöhnlich von einem der ersten Beobachtung nahe liegenden Merkmale her, so wie der Russe das bekannte Würfelspiel, welchem der Deutsche den Namen kleine Eilse gegeben, *Gusfinzy* nennt, weil er vermuthlich von Deutschen die Worte: Gut sind sie, dabey sehr oft gehört hatte. Die der Zeit nach anfangs zunächst liegende Eigenschaft ist aber darum nicht diejenige, welche überhaupt der Beobachtung zunächst liegt;

daher so ganz verschieden abgeleitete Benennungen desselben Gegenstandes für einerley Sache in verschiedenen Sprachen. So nennt der Grieche und Römer das Hexaidron vom Festliegen, Kubus, der Deutsche, der diese Gestalt wahrscheinlich zuerst im Spiel kennen lernte, benennt sie gerade von der Bewegung: Würfel.

Wenn man nun mit dem Uebersetzen nicht auskommt, so bleibt dem Sprachreiner nichts übrig, als das fremde Wort, welches er durch ein einheimisches ersetzen will, nach dem ganzen Umfange von Haupt- und Nebenvorstellungen genau zu untersuchen, dann in der Sprache, aus welcher es genommen, die Grundbedeutung etymologisch zu erforschen und der Spur nachzugehen, wie dieses Wort gerade zu der Bezeichnung dieses Begriffes mit allen den sich daran knüpfenden Nebenvorstellungen gekommen sey, und dann ein Wort ausfindig zu machen, welches möglichst genau nicht nur alle die gefundenen Nebenvorstellungen erregt, sondern auch möglichst wenig zu störenden Nebengedanken verleitet. Man nehme z. B. das Wort Natur. Es bedeutet bey uns das eigne, durch kein Einwirken von Willen und Kunst bestimmte Seyn und Werden der Dinge. Diese Bedeutung liegt auch in der Ableitung des Wortes von nasci, werden, entstehen (so wie *Φυσις* von *Φυω*). Am vollständigsten würde dieser Umfang des Begriffes vielleicht durch Wesen gegeben,

werden können, obgleich dieses mehr an das Seyn, dahingegen das lateinische mehr an das Werden erinnert. Allein wie würde man manche Ableitungen und Zusammensetzungen ausdrücken, z. B. natürlich — wesentlich? Dieses Wort hat aber schon einen mehr metaphysischen und logischen Sinn, als natürlich; Naturgegenstände — Wesengegenstände; Naturkörper, Wesenleib; Naturgeschichte, Wesengeschichte ic. Für die ganze Natur könnte man freylich die Welt gebrauchen, ein Wort, welches durch seine Gestalt in dem Englischen und Holländischen (world, werelt) und selbst in einigen deutschen Mundarten (wesentlich, für weltlich) seine Ableitung vom Werden verräth. Allein weltlich für natürlich würde wieder eine Menge schlefer Nebenvorstellungen erregen, und Naturschönheiten würden sich eben so wenig durch Wesenschönheiten als durch Weltschönheiten verdeutschen lassen. Man wird also wohl bey der Natur bleiben müssen, und auch ohne Schaden dabey bleiben; denn auch der Ungebildetste wird meinen, es sey natürlich, daß man bey dem bleibe, was man kennt, wenn es auch nicht einheimisch ist, so wie man die holländische Münze, den Albertsthaler, auch da nimmt, wo man kein holländisch versteht.

Wenn man es so genau nehmen will, wird mancher sprechen, so ist ja das Sprachreinigen eine sehr schwere Sache. Freylich wohl! allein

der Sprachreiniger bedenke, daß sein ganzes Be-
 mühen ja die Frucht eines Genaunehmens ist,
 welches vielen zu genau scheint, und daß man folg-
 lich nicht zu große Forderungen an ihn mache.
 Er wird daher mit seinen Versuchen sehr vorsichtig
 zu Werke gehen müssen; denn der geringste
 Schade, dem er mit Versuchen anrichtet, welche
 nicht Stich halten, ist der, daß er die Lacher ge-
 gen sich hat. Allein er wird, wie alles in der
 Welt, auch Bewunderer und Nachahmer finden.
 Seine Opposition gegen das Hergebrachte wird an
 sich unschädlich seyn, ja selbst wohlthätig werden,
 indem sie unbesprochene Dinge zur Sprache bringt
 und dadurch den Untersuchungsgeist weckt. Die
 Nachahmer und Nachäffer dagegen haben nicht
 gleiches Verdienst; sie und die ihnen anhangen,
 werden ihre Zeit mit Wortklaubereyen verlieren,
 welche sie besser auf die Vermehrung ihrer Ein-
 sichten, auf die Berichtigung ihrer Begriffe und
 auf die Prüfung ihrer Ansichten verwenden würden.
 Wenn nun einmal die Begriffe recht klar und
 bestimmt entwickelt sind, wird es an den ange-
 messenen Wörtern nicht leicht fehlen. Einem
 blühenden Handel hat es nie an Geld gefehlt;
 aber welcher Staat wollte aus Eigensinn, oder
 damit sein Volk nichts Fremdes habe, keine fremde
 Münze dulden und dadurch den Handel stocken
 machen? Jedes fremde, aufgenommene Wort
 läßt sich, meiner Meinung nach, wie eine fremde

Münze betrachten, die mit dem Vertrauen gebietenden Stempel einer anerkannten Regierung zu uns kommt und so lange im Umlauf bleibt, bis sie ohne Verlust eingeschmelzt werden kann. Bey dem unzeitigen Umschmelzen der Wörter ist aber immer der Verlust zu besorgen, daß die kleinen Nebenbedeutungen verwischt werden, und sich dagegen andere mit aufdringen, welche den ganzen Begriff verschieben und einen Abgeschmack erregen.

3) Wer soll verdeutschen?

Wenn es denn nun so schwer ist, gute Stellvertreter für fremde Wörter zu finden; so gesteht auch die Schriftstellerwelt nicht jedem das Recht zu, solche Stellvertreter in Vorschlag zu bringen oder in Umlauf zu setzen. Campe hatte bereits als Erzieher, als Schriftsteller für die Jugend, großen Ruf erworben, als er mit seinen Sprachreinigungsversuchen auftrat; und gleichwohl drang er mit den wenigsten durch. Nur demjenigen wird das Recht zugestanden, der klassische Werke geschrieben hat, d. h. solche, die in den Händen der ganzen lesenden Nation sind, und Schriftstellern, deren Name bereits fordert, daß jeder Gebildete sie lese und sich, falls ihm etwas nicht ganz verständlich wäre, mit ihrer Sprache bekannt mache. Solche Schriftsteller haben sich in gewisser Art einen Ehrenplatz in der gesetzgebenden Versammlung der Nation erworben. Wie aber der weise Gesetzgeber sich zur Pflicht macht, auch die

Veränderungen, welche er für nothwendig erachtet, nur allmählig und so unvermerkt, als möglich, in Gang zu bringen; so tritt auch der sprachreinigende Schriftsteller nicht mit der anmaßenden Ankündigung auf: ich will alles verdeutschen und ihr müßt mich verstehen, wenn ich auch für fremde Wörter mit bekanntem Sinne, einheimische mit unbekanntem gebe. Ihm ist vielmehr das Verstandenwerden immer das erste, und das Verstandenwerden durch bloß einheimische Wörter, Stellungen und Wendungen, nur das zweyte, jenem untergeordnete Ziel seines Strebens.

Denen, die etwa sagen möchten, der Verfasser dieses Aufsatzes habe nichts gesagt, was nicht von Quinctilianus bis auf Adelung schon oft genug und besser gesagt worden sey, will ich nicht widersprechen; sondern nur mit einem Reformator in einer viel wichtigern Sache, als alle Sprachreinheit ist, antworten: So ihr das wisset; selig seyd ihr, so ihr darnach thut. Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken.

Eruse.

IV.

Bemerkungen über die Quellen der preussischen Geschichte und deren Benutzung von den Herren von Rogebue und von Baczko.

Keine Geschichte hat so viele Schriftsteller aufzuweisen, als die Preussische. Von keinem Lande hat man so viel Chroniken und kleinere handschriftliche Aufsätze, als von Preussen. Und alle diese Quellen sind noch im Vaterlande selbst. Wenn Fox nach Paris reisen mußte, um eine Geschichte von England schreiben zu können, so darf der preussische Geschichtschreiber nicht aus den Thoren von Königsberg. Er findet hier fast alles beisammen. Besonders reich an Handschriften ist die v. Wallenrodtsche Bibliothek; weniger hat zwar deren die königliche, allein diese behaupten den ersten Rang. Der reichsten Privatsammlung droht eben jetzt die Zersplitterung.

Jedoch gaben alle diese Sammlungen und die mehrern Hunderte von historischen Druckschriften über Preussen noch nicht so viel Ausbeute, um für sämtliche Zweige der Vaterlandsgeschichte etwas Vollständiges erwarten zu lassen. Noch fehlen uns ein codex diplomaticus, — denn Dogiels Sammlung ist sehr mangelhaft und voll von Fehlern, — eine Geschichte der preussischen Staatsverwaltung, des preussischen Rechts, eine Literaturgeschichte, eine Adelsgeschichte u. s. w. und

eine preussische Schriftstellerbibliothek wird uns noch so lange fehlen, als uns englischer Patriotismus und englische Beutel fehlen werden. Ja bis zum Jahr 1792, da ein edler Preusse, ohne höhere Unterstützung, von unzähligen Hindernissen umringt, aber stark entglüht von Vaterlandsliebe und gestützt auf eigne Kraft, den historischen Griffel erfaßte, hatten wir noch keine allgemeine Landesgeschichte. Hartknoch hatte 160 Jahr früher den ersten Versuch dazu gemacht. Seine Quellen waren, außer den gedruckten Schriften, die ihm erreichbaren handschriftlichen Nachrichten und verschiedne einzelne Urkunden. Jedoch fehlte ihm von den Chroniken die wichtigste, die von Lucas David.

Vor unsern Augen liegt dieser reiche historische Schatz; wir preisen seinen Werth, wir thun stolz auf seinen Besitz und kennen ihn doch nicht ganz. Wir staunen Koszebue's Fleiß an, der ein Gemälde von drittehalb Jahrhunderten in vier Jahren lieferte, und haben vergessen, daß ein Lucas David, der in dem, damals sehr genau geordneten, Landesarchiv studirte, über einen noch minder langen Zeitraum vierzig Jahre mit eisernem Fleiße schrieb. Das haben wir vergessen, wie seine Chronik selbst, und müssen uns von auswärtigen Gelehrten den Vorwurf machen lassen: „wir hätten seine Handschrift in den unfruchtbaren Schooß einer Büchersammlung vergraben! Was würde

er zu manchen heutigen schnellfingrigen Geschichtschreibern sagen? Etwas, daß ihre Werke gedruckt da schlummern werden, wo seine Papiere, ohne die Hülfe der Druckerpresse, schliefen?“ (Jason, 4. April 1810. S. 350.)

Herr von Baczko und Herr von Kozebue benutzten den Lucas David nach Maßgabe der sich für ihre Arbeiten bestimmten Gränzen; denk wer kann ihnen verargen, von 2500 Folioseiten keinen fruchtbaren Auszug geliefert zu haben? Diese beyden Gelehrten ließen auch die übrigen Quellen nicht unbenuzt, die ihnen erreichbar waren. Hätte Herr von Baczko noch die großen Schätze des geheimen Archivs kennen lernen und benutzen können, die dem Herrn von Kozebue zu Gebote standen, so hätte der letztere keine Geschichte schreiben dürfen; und auch jetzt wäre diese nicht so ausgefallen, hätte er Baczko's Vorarbeit nicht gehabt. Das gestand seine Bescheidenheit selbst.

Dennoch hört man hie und da Stimmen, die das Verdienstliche von Kozebue's Arbeit nicht anerkennen. Ja, man ist wohl so ungerecht, Urtheile über sie zu fällen, ohne sie gelesen zu haben. Man hält sie gewöhnlich für einen Pendant zu seinen dramatischen Arbeiten, und liest sie nicht, weil man glaubt, ein Gedicht oder eine Voltairische Geschichte zu finden. Und die Laien in der preussischen Geschichte, die sie mit dem gutgemeinten Vorsatze lesen, Kozebue, den Dichter,

dabey zu vergessen, werden durch das Dichtungsvermögen, das K. überall stark durchschimmern zu lassen sich nicht erwehren kann, unwillkürlich mißtrauisch gegen seine in der Vorrede gegebene Versicherung, und halten am Ende dieß fruchtbare, gehaltreiche Werk für jenes zwitterartige Nachwerk, das weder Geschichte noch Poesie ist, sondern den Leser um beydes betrügt, — für einen historischen Roman. Allein, warum werden solche Urtheile darüber nicht laut? Warum säumen die drey Literaturzeitungen noch immer mit der Beurtheilung? Weil die Kenner seinen Werth und die Nothwendigkeit fühlen, sich erst selbst in diese Geschichte einzustudiren zu müssen, um ein gründliches Urtheil fällen zu können. Wer dieses nicht kann, der halte sich bloß an die Darstellung und sey gerecht, wie der Göttinger Recensent. Er vergesse nicht, was für einen Stoff K. vor sich hatte; einen Stoff, der ihn verleiten konnte, Schillers oder Müllers Nachahmer zu werden, zwischen denen er doch einen eigenen Weg gehalten fortgeht. Auf einen Livius muß die preussische Geschichte verzichten; aber ich glaube, ihren Callust hat sie doch an Rozebue gefunden. Ich führe die Parallele nicht aus, aber sie trifft. Auch dem Schicksale wird er nicht entgehen, daß ihn die Dichter vertheidigen und die Philosophen tadeln werden. Nur wird kein Asinius Pollio wider ihn auftreten können, wenn ich gleich zugeben

will, man fühle es dem Vortrage zuweilen an, daß der zu eng geleistete Kothurn ihm den Gang ein wenig unbequem mache.

Kozebue's Werk wird als das erste, ja einzige seiner Art, immer ein klassisches Ansehen behaupten, wenn gleich der Vorwurf, bey einiger Voreingenommenheit wider den Orden entstanden zu seyn, nicht leicht widerlegbar ist. Freylich schrieb auch Tacitus nicht sine ira et studio, und das kalte Raisonnement ziemt nur dem abstrakten Denker; aber sein Griffel ist bey Charakterisirung des Ordens oft zu sehr gespitzt, weil er dabey den Ritter über den Geistlichen vergaß, und das Schwert seiner Kritik fällt häufig zu hart auf den ehrwürdigen Veteran in Andenne. Auch wird die Nachwelt seinem Fleiße vollkommne Gerechtigkeit widerfahren lassen, selbst wenn künftige Gelehrte bey nochmaliger Untersuchung der Quellen Lücken wahrnehmen werden. Wer hat je eine vollständige Geschichte geschrieben? wer darf eine solche verlangen? Der Quellen, die ihm zuströmten, waren zuviel, und ihre Zahl, wie ihr vielseitiges Interesse, stand mit seiner Zeit in einigem Mißverhältnisse, obgleich sein unendlich mühsamer Fleiß und sein Flammeneifer bey der Arbeit, wovon ich ein Zeuge war, sich fast erschöpften. Auch waren die Gegenstände so zahlreich und so mannigfaltig, wobey seine Kritik bald berichtigen, bald erläutern, bald ergänzen mußte. Rein

Wunder also, daß er weder jede einzelne Urkunde oder jedes hier befindliche historische Papier durchgelesen, wozu ein Menschenalter nicht hinreichen würde, noch aus den ihm unbedeutend geschiene-
nen die Goldkörner hervorgeklaut hat.

Einen Theil der durch seine Hand gegangenen Urkunden des Archivs habe ich bey meiner hiesigen Arbeit durchsehen müssen. Ich habe daraus einige Handglossen zu dem Kozebueschen Werk gezogen, und will ein Paar davon hier, als Belag des Obengesagten, beybringen, überzeugt, daß auch der berühmte Verfasser, falls er dies liest, diesen kleinen Beytrag nicht mißfällig aufnehmen werde.

Bei Angabe der Veranlassungen zu Mindowe's Ermordung (Th. II. S. 21) folgt K. — vielleicht aus Vorliebe für das Außerordentliche und Romantische — blindlings der Schldzerschen Geschichte von Littauen. Allein Schldzers Relation ist falsch. Die Urkunde des geheimen Archivs, Spec. III. No. 153. vom J. 1304 sagt ausdrücklich: „quod Mindaw olim Rex Lytouie venit ad Curiam Romanam et quod in Romana Curia baptisatus est cum quibusdam suis familiaribus. Item quod dictus Rex rediit ad regnum Lytouie. Item quod Lytwini statim dicto Rege reverso pro eo quod baptismum receperat, ipsum regem et omnes qui cum eo facti sunt cristiani occiderunt.

Item quod in dicto regno cessaverunt esse episcopi presbiteri fratres minores et predicatorum.“ Also ein ganz anderes Faktum, und eine Aufforderung mehr zu Mindow's Apologie!

Von dem für die damalige politische Ruhe Preussens so wichtigen, durch einen scheidrichterlichen Ausspruch zu Stande gebrachten Vertrage mit Herzog Kasimir von Lencziz und Kujavien v. J. 1263 wird Th. II. S. 22 nur gesagt, daß er geschehen ist. In den Belägen S. 301 wird hingegen behauptet, daß er bey Dogiel No. 36. (muß heißen XXXIV) zu finden ist; allein dort steht nur die Versicherung des Herzogs, die Kompromissarien anzunehmen. Der Vertrag selbst aber liegt im Original im Archiv, und enthält eine Menge historischer Aufschlüsse, deren Anführung hier zu weitläufig seyn möchte. Auch ertheilt er Licht über die Jazygen oder Jatwinger, und zwar aus der letzten Zeit ihrer Erscheinung auf dem historischen Schauplatze. Es ist schade daß Herr v. K. nicht auf die Entdeckung kam, daß die oft von ihm angeführten Ordensfeinde, die Gzetwesier (muß heißen Gzetwesier), deren Land bey ihm einmal unter dem Namen Gzetucsie statt Gzetuesie) vorkommt, kein anderes Volk sind, als die von Woleslaus dem Verschämten ausgerotteten Einwohner Podlachiens, die Jatwinger oder Jazygen, die Stammgenossen der Preussen und Letten. Dann hätte er die vielen

Urkunden, welche von den Gzetwesiern allein handeln, oder ihrer erwähnen, einer genauern Durchsicht gewürdigt, und von diesem in den Ethnographien von Ptolemeus bis Cromer wie Irrlichter sich zeigenden und doch so viele Merkmale von Kraft und einzelne Proben von Heroismus aufstellenden Bölkchen alles aufgezeichnet, was er über dasselbe vorfand. Thunmann hätte dabey einen seiner Hauptgründe für die finnische Abkunft der Preussen eingebüßt; denn sein finnisch-gelagertes Gecwesie ist Podlachien, und Schözers nordische Geschichte und dessen Geschichte von Littauen wären dadurch um vieles reicher geworden.

Daß K. über den von dem geh. Rath Volzer in Mergentheim zuerst entdeckten, dann von Bachem und hernach von Baczkó öffentlich proklamirten Hohemeister, Gerh. v. Malberg, nichts Neues zu sagen weiß, ist seine Schuld nicht; denn die Urkunde, welche mehrere unbekannte Notizen von ihm giebt, wurde erst kürzlich aufgefunden. Aber er hätte sämtliche preussische Historiker über die Würde Friedrichs von Wildenberg berichten und ergänzen können, weil die Urkk. schon zu seiner Zeit dalagen, welche von ihm, als von einem preussischen Meister reden. Herr v. Baczkó nennt ihn nur Statthalter des Hohemeisters; allein er regierte als wirklicher Meister von Preussen, und die von ihm handelnden Urkk.

im geh. Archiv beweisen, daß seine Entscheidungen nicht erst die Sanktion des abwesenden Hochmeisters bedurften. In der Handfeste über die 1440 Hufen in dem Ofterodischen Gebiete D. D. Elbing am Tage Mariae Himmelfahrt 1321, nennt er sich: „By Friederich van Wildenberch, ein Broder des Ordens des Spittalis Sunte Marien des dudischen Huses von Jherusalem, Meister ober die Land zu Pruzen.“ Es existiren Urkk. von ihm vom Jahr 1316 bis 1324.

Wenn die eben angeführten Gegenstände nicht mit der gehörigen Ausführlichkeit und Gründlichkeit untersucht und behandelt sind, so ist ein sehr wichtiges Faktum aus des Ordens verhängnißvollster Zeit ganz mit Stillschweigen übergangen. Wäre es Herrn v. R. bekannt gewesen, so würde er die dunklen Stellen auf dem Gemälde von dem Verfall des Ordens unter dem Hochmeister Ludwig von Erlichshausen wenigstens in Schattenparthieen verwandelt haben. Ich meine, die Versuche des Johanniter-Ordens, dem deutschen Orden einverleibt zu werden, oder, falls der auf seine innere Kraft noch vielvertrauende, deutsche Orden dies — was auch auf einem großen Kapitel geschah — ablehnen sollte, die Besitzungen desselben in Italien gegen einige Johanniter-Pfründen in Nord-Deutschland einzutauschen, vom Jahr 1452. Also auch während des Bundes hatte der Orden noch so viel Kraft und Kredit, daß der reiche

Johannis=Orden um die Vereinigung mit ihm
buhlen mogte!

Kleine Versehen, z. B. Th. I. S. 366, wo die Gemahlin Kaisers Friedrich II. *) Isabelle mit dessen Mutter Constantia verwechselt wird, oder unrechte Angaben der Urkundenummern u. s. w., sind Uebereilungen, wobey man nur an das ubi plura nitent u. s. w. erinnert wird. Es ist nichts leichter, als bey einem historischen Werke von diesem Umfange Lücken aufzufinden, besonders wenn man die Quellen desselben mit Muße durchstudiren kann. Aber eine höchst schwere Aufgabe theilte sich K. selbst zu, in der so kurzen Zeit eines Winters, von der er sich noch einen Theil zu dramatischen Arbeiten abbrach, jenen großen Schatz von historischen Erläuterungen — den verdienstlichsten Theil seines Werks — anzulegen, wodurch er nicht nur die Geschichte des Ordens und Preussens, sondern auch die Geschichte der umliegenden und vieler mit dem Orden in Verhältnissen gestandenen Länder berichtet, erläutert und ergänzt hat. Besonders viel verdankt ihm die liefländische Geschichte, die bisher fast nur eine Kontrolle historischer Fragmente seyn konnte, weil ihren Schriftstellern die Nachweisung mangelte, wo sie den Faden der preussischen aufzunehmen hatten: ein Mangel, der durch K. glücklich gehoben ist. Stau-

*) Das geheime Archiv besitzt viele Urkk. von Friedrich II., die manche Berichtigungen seiner Biographie liefern.

nenswerth ist dieser Theil seines Werks, vorzüglich für denjenigen, welcher den Zustand kennt, in welchem K. die von ihm benutzten Quellen vorfand. Damals war das Archiv eben erst seiner jetzigen Behörde anvertraut, und mit der Einrichtung desselben zum Gebrauch der Geschichtsforscher erst ein kleiner Anfang gemacht worden. Nur ein Theil der alten Membranen, welche zu dem jetzt separirten Ordensarchiv gehörten, war damals vorrätbig, und derselbe so nachlässig specificirt, daß K. die Urkunden nach der Reihe besonders durchsehen mußte. Die Uebung, eine Fertigkeit in ihrer Entzifferung zu erlangen und die Einstudirung aller besondern Lokalverhältnisse des ihm fremden Landes, über das er schrieb, gegen die er, ohne stark aufzufallen, nicht verstoßen durfte, erschwerten seine Arbeit; allein sein Flammeneifer für seinen Gegenstand und sein rasches Genie besiegten diese Hindernisse so leicht, als wären sie gar nicht da gewesen. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß, falls K. jetzt, nachdem sämtliche im Archiv zerstreut gelegene Membranen gesammelt sind, seine Arbeit beginnen sollte, sein Werk noch reichhaltiger, aber darum nicht vollständiger ausfallen mögte. Wir haben nichts verloren; was nur dann geschehen wäre, wenn K. den Faden noch weiter fortgesponnen hätte. Wer mit dem historischen Terrain Preussens nur einigermaßen bekannt ist, wird Kogebue's Schlaubeit erkennen,

die ihn schon beym Jahr 1466 abbrechen hieß. Allenfalls hätte er seine Geschichte noch mit gleichem Glücke bis zu Albrechts Hohemeisterthum fortsetzen können, allein hier versiegte der Urkundenquell; Lucas Davids Chronik hatte schon beym Jahr 1409 geschlossen, und die übrigen reichhaltigen Chroniken wagten sich nicht mehr in Albrechts Zeitalter. Ein dürres Feld von Dornengestrüppe und Trieb sand streckte sich vor seinem Blicke aus. Nur der wackre Baczko allein blieb noch Hauptquelle. Hier war keine Vergleichung, keine Berichtigung und Ergänzung von Bedeutung mehr übrig.

Für den eben genannten Zeitraum hat Baczko bis jetzt alles geleistet, was der ihm erreichbare Materialienvorrath darbot. Jedoch wird dieser Schriftsteller, der sein ganzes Leben mit unverdrossenem Eifer der vaterländischen Geschichtsforschung widmete, auch selbst die Lücken bemerkt haben, die seine Materialien in Albrechts Regierungsgeschichte ließen und die besonders in der Säkularisationsepoche Preussens auffallend sind. Ich erlaube mir nur zwey Gegenstände auszuzeichnen, über die ich, beym Studium der Geschichte des Ordens in Liefland, weder in seiner, noch in irgend einer andern Geschichte dieser Zeit, Aufschlüsse gefunden habe. Der erste betrifft die Trennung Lieflands vom Hohemeisterthum. Die Verzichtleistung des letztern auf Lieflands Oberhoheit ge-

schah nicht nur unter ganz andern Umständen und nach andern Motiven, als Th. 4. S. 80 erzählt wird, sondern sie geschah auch zu einer andern Zeit, nämlich 1520, und nicht 1518, oder, wie Schütz sagt, 1513. Die vollständigen Verhandlungen darüber liegen im geh. Archivgewölbe. Der andere betrifft die genaue und innige Verbindung Albrechts mit dem russischen Großfürsten Basilius wider Polen, vom J. 1516 bis 1522, von der in keinem historischen Schriftsteller ein Wort vorkommt. Sie war freylich ein Staatsgeheimniß, aber die Unterhandlungen wurden mit allen diplomatischen Formalitäten gepflogen; die russischen Gesandten, welche die Subsidiengelder zum Kriege brachten, kamen nach Königsberg, — mit einem Wort — es ist unbegreiflich, daß dies wichtige, in die politischen Verhältnisse Albrechts so scharf eingreifende Faktum bisher gar nicht zur Sprache gekommen ist. Der Allianztraktat des Basilius D. D. Moskau den 10ten März 7025 (1516), mit dem goldnen Siegel beglaubigt, liegt in dem Archiv zu Berlin, wohin es im Jahr 1665 von hier abgeliefert werden mußte. Die Originale der während dieser Verbindung Albrechts mit Basilius gewechselten Verhandlungen in russischer, deutscher und lateinischer Sprache aber liegen in dem zum hiesigen geheimen Archiv gehörenden Gewölbe.

Dieses Gewölbe ist das Hauptdepot aller

Materialien zu Albrechts Regierungsgeschichte. Darin ist sein Manual oder geheimes Kammerarchiv, wozu ich auch die große Sammlung von Originalbriefen auswärtiger Gelehrten, die die Reformation in Preussen befördern halfen, in der einige Briefe von Luther und sehr viele von Melanchthon stecken, rechne; darin sind die Korrespondenzen und Schriften, welche die Auseinandersetzung mit dem Orden in Deutschland und Lief-land betreffen; darin sind ferner die Beläge zu allen den wichtigen, während seiner langen Regierung mit Preussen vorgenommenen Reformen; darin sind die Akten über die von ihm gestifteten neuen Institute in seinem Herzogthume. Wer also die kirchliche, literarische, merkantilische, polizenliche, kameralistische und ökonomische Geschichte Preussens bis auf ihre Ursprünge bey der Säkularisation verfolgen will — der studire in diesem Gewölbe, das weder v. Kozebue noch v. Baczko gekannt haben. Schon ein flüchtiger Blick auf den Inhalt desselben nöthigt das Geständniß ab, „wir haben noch keine Specialgeschichte Preussens von Albrechts Zeiten an,“ und macht den Wunsch rege, daß ein Mann von Kozebue's Genie und Baczko's Unverdroffenheit die Schätze dieser literarischen Fundgrube zu Tage fördere. Noch bis jetzt lägen diese ehrwürdigen Reliquien unter dem hundertjährigen Staube, wenn nicht die für den einheimischen Flor der Wis-

fenschaften so sorgsame Sektion des öffentlichen Unterrichts im Ministerio des Innern, in Vereinigung mit den gelehrten Chefs der hiesigen Regierung, auch diesem bisher unbeachteten Archivgewölbe ihre besondere Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Durch die Trennung aller ältern Dokumente von den kurrenten Aktenstücken im eigentlichen Archiv und deren Verbindung mit den Papieren im Archivgewölbe, worunter noch viele alte Membranen, auch der von Kozebue (Th. I. S. 9 in der Einl.) verloren geglaubte Registrant aus der Regierungszeit Heinrich R. v. Plauen, versteckt lagen, wird ein historisches altes Archiv für Preussen, das bis zum J. 1660 herabreicht, angelegt, wodurch, wenn es künftig ganz geordnet und specificirt seyn wird, die Erscheinung einer vollständigen Geschichte des deutschen Ordens und einer General- und Specialgeschichte Preussens bis zu dem benannten Zeitraum, von dem an die Materialien in Berlin sind, erst möglich werden kann.

D. E. Hennig.

V.

A p o p h e t e n .

Ein guter Mensch, der Geist — und ein guter Dekonom, der Glück hat, sind, der Einnahme und Ausgabe nach, im umgekehrten Verhältniß. Jener giebt mehr aus, als er einnimmt; dieser nimmt mehr ein, als er ausgiebt. Aber Einnahme und Ausgabe beyder sind so verschieden, als es der Nutzen ist, den beyde schaffen wollen.

Wie unersättlich ist der Mensch! Wenn die schönsten Wünsche seiner Jugend erfüllt sind, wünscht er nicht selten wieder — seine Wünsche zurück.

Lebt die Seele ewig, so ist Sterben — stirbt sie, so ist das Leben eine Kleinigkeit. Der Glaube an Vernichtung macht uns gleichgültiger gegen das Leben: der Glaube an Unsterblichkeit gleichgültiger gegen den Tod.

Der, aus dem dunkeln Heiligthum der schaffenden Kraft hervorgehend, die große Bahn zu laufen begann: war er der Gottheit näher und vertrauter? — Geht es nicht rückwärts mit der Menschheit, so sind wir beydes mehr, als er es seyn konnte. Adam, der Sohn Gottes, und Adam, der Sohn poetischer Phantasie, dürften sich wohl verhalten, wie Thier und Engel.

So manches, was nur geglaubt werden soll, will man wissen, und zwingt es, um über Wahrheit und Unwahrheit zu entscheiden, unter die Formen der Denkkraft. Wie aber, wenn diese einem Filtrum gleiche, welches immer nur die gröbereren, ihm homogenen, Theile zurückbehält, und das reine Klar durchschlüpfen läßt?

Man wird selten ein großer Mann, wenn man nicht den Muth hat, eine Menge unnützer Sachen nicht zu wissen.

Jeder wünscht sich ein langes Leben, und doch hält der sich für den glücklichsten, der es am meisten verkürzt.

Die Theologen und Juristen sind in der Widerlegung der ihnen schädlichen Irrthümer nicht sehr flug. Indem jene die Wunder der Heiden, und diese den Besitztitel eines fremden Fürsten zu erschüttern trachten, fügen sie selbst ihrer Parthey den größten Schaden zu.

Das theoretische Rechtswissen entspricht dem praktischen Gutmeinen. Dieses ohne jenes ist Schwäche, jenes ohne dieses Bosartigkeit des Charakters — beides in gleichem Grade vereinigt, bildet den guten Charakter.

Die Klage elender Skribenten — die sich nicht anders zu helfen wissen — über Verdrehung ihrer Worte, ist so alt, als es gedrucktes Makulatur giebt. Diese Wuth, sich für verdreht zu halten, könnte man recht eigentlich die gelehrte Drehkrankheit nennen.

Den Sprachreinigern und Puristen unsrer Zeit ließe sich der Vorschlag machen, das Wort Notabene durch Merk' es — oder noch kürzer, durch Merks — zu verdeutschen, wenn nur das Wort Merks nicht manche lächerliche Nebenidee erweckte. Ein Merks für ein Notabene wäre sonst, im Geist jener Leute, nicht übel! So würde man z. B. sagen können: „Ein aufgeblasener Skribent — Merks! (oder Notabene!) ein solcher, der seinen Wahwitz für Weisheit hält &c. Ferner: „Die Recensirwuth eines Winkelzeitungsschreibers — Merks (d. h. Notabene:) eines verachteten Zeitblätters, von dem niemand Notiz nimmt &c.“ — Vielleicht trägt dies hingeworfne Saamenkorn Früchte!

VI.

T h e a t e r.

K e v a l e r B ü h n e.

(Fortsetzung.)

Am 2ten September: Bayard, Schauspiel in fünf Akten, von Kokebue. Gefiel nicht in der Darstellung. Herr Zimmermann behauptete nicht die ruhige Größe, die einem Ritter dieser Gattung ziemt. Ihm ist der Tod nichts weniger als furchtbar; er stirbt mit dem Gleichmuth eines Helden, und bedauert wohl noch das Leben, wenn man so die Bestimmung desselben erfüllt, wie der Prinz von Bourbon — der, in der Person des Herrn Wunder, vollends zu beklagen war. Er wird daher ohne große Konvulsionen verschleiden, und weder sich krümmen und wälzen, noch winseln, als wenn die Last eines Verbrechens ihn drückte. Franz der Erste war in den Händen des Herrn Ackermann — nicht König. Wer — wie dies nur zu häufig auf dem Theater der Fall ist — Anstand und Würde durch bäurischen Stolz zu ersetzen glaubt, den wird alles Flittergold der Erde nicht zum König stempeln. Herr A. mußte daher die Sphäre der Niedrigkeit und das Fach subordinirter Rollen nie verlassen! Herr Wirsing war, in der Rolle des Paolo Manfrone,

besonders bedacht gewesen, seine Aeußerlichkeit mit dem repräsentirten Charakter in Korrespondenz zu setzen; was wir eben nicht zu loben geneigt sind, indem es immer ein gemeiner und unnatürlicher Behelf bleibt, den innern Menschen gleichsam mit dem Kleide zur Schau zu tragen. Uebrigens war die Täuschung, die er bewirkte, von solcher Wirkung, daß sein persönlicher Charakter dadurch in der Meinung des großen Haufens verlor, der Spiel von Wirklichkeit und Kunst von Natur nicht zu trennen weiß. Madame Hoffmann war eine treffliche Miranda, und bey ihrer Bahre floss manche aufrichtige Thräne. Auch Madame Ohmann stand, als Blanka, in möglichster Vollendung da, und zeigte wenigstens ihr Talent in dieser Rolle im schönsten Licht. Aller dieser untadeligen Einzelheiten ungeachtet, vermiste man doch das gehörige Ensemble; und daraus erklärt sich zum Theil der geringe Beyfall, den diese Vorstellung im Ganzen erhielt.

Den 15ten September, am Krönungsfest: Bürgerglück, von Babo. Eins der wenigen gehaltvollen Dramen unsrer Zeit, die ihren Werth sobald nicht verlieren werden, — und längst überall dafür anerkannt, wie auch zu bekant, um über die Fabel des Stückß noch ein Wort zu verlieren. Herr Ackermann war diesmal, als biederer Handwerksmann, ganz auf seinem Platz, so wie man

überhaupt dieser Vorstellung das Rühmliche nachsagen kann, daß heute einmal — was nur selten der Fall ist — jede der spielenden Personen die ihr gebührende Stelle einnahm. Ein von Herrn Zimmermann zur Feyer des Tages gesprochener Prolog ging der Vorstellung voraus, und dies fand jedermann zweckmäßiger, als am 12ten December die Feyer eines russischen Staatsfestes — in Golconda. (S. Ruthenia, Decemberstück.)

Den 20sten Septbr. Die Bestürmung von Smolenßk. Ein Schau-, Mord- und Spektakelstück von Madame Weiffenthurn, in 5 Akten, das Tages vorher zur Säkularfeyer unentgeltlich zum Besten gegeben und mit Jubel aufgenommen wurde. Gefiel bey dieser Wiederholung nicht minder — der Menge, für deren Schaulust darin nach Möglichkeit gesorgt ist. Da giebt es brennende Häuser, einstürzende Dächer, fliegende feurige Bomben — mitunter von Hanfz. Indes gelang die Ausführung im Ganzen sehr gut, und auch im Einzelnen hatte man Ursache, wenigstens mit der Besetzung der Hauptrollen, zufrieden zu seyn. Herr Zimmermann nahm den schwindelnden Alexis mit all der Schwärmerey, die bey einem solchen Tollhäusler vorausgesetzt werden muß, der die vermessene Idee hat, sich aus dem Staube auf den Thron zu schwingen. Nur Herr Dymann bramarbasirte, als Fürst Swatoslaw, über alle Maassen, und war heute

unverständlicher, als je — Madame Ohmann (Feodorowna) dagegen ganz die kindlich liebende Tochter, die, außer der Liebe zu ihrem Vater und der Ehre, keine anderen Gefühle — und eben so wenig auch nur eine Spur von weiblicher Empfindung verrieth. Aber dieses kommt auf die Rechnung der Verfasserin, welche die Heldin, ganz gegen die Natur der gewöhnlichen Theaterheldinnen, liebeleer gelassen hat. Ueberhaupt ist das Frauenzimmer in diesem Stück auch nicht ein wenig verliebt, und verläugnet in diesem Punkt den Charakter seines Geschlechts.

Den 14ten Oktober: Der Diener zweyer Herren, Lustspiel in zwey Akten nach Goldoni. Ein Herr Gappmayer vom St. Petersburgschen deutschen Theater debutirte in der Rolle des Truffaldino, nicht völlig ohne Beyfall, obschon ihm zum vollkommenen Harlekin bloß die Narrenjacke fehlte. An der hiezu nöthigen körperlichen Gewandtheit mangelte es ihm keinesweges, und wir sahen mitunter recht possierliche Stellungen. Wenn sein unglückliches Organ nicht auch zugleich einen widrigen Eindruck hinterlassen hätte, so würde er bloß lächerlichen Andenkens in der hiesigen Theaterchronik einen Platz behaupten. Da der Truffaldino übrigens das Faktotum des Ganzen ist, so waren seine Mitspieler auch nur als eitle Episoden zu berücksichtigen, — und

dieser Rücksicht entsprachen sie sämmtlich nur zu sehr.

Zum Beschluß: Der kleine Deklamator, in einem Akt, von Kozebue; worin Demoiselle Gappmeyer den kleinen Deklamator — um nichts besser gab, als wir diese Rolle bereits von der kleinen Demoiselle Werther sahen, die, unter der Leitung ihres Vaters, zum Liebling Italiens heranwächst.

Am 16ten Oktober: Der Doktor und der Apotheker. Komische Oper, in 2 Akten, von Dittersdorf; worin Herr Gappmeyer als Sichel auftrat. Ein undankbares Unternehmen! da diese Rolle früher hier weit vorzüglicher und durchaus so vollendet von Herrn Werther gegeben worden war, daß es auch jedem andern gewandteren und geübteren Nachtreter desselben schwer werden dürfte, ihn zu erreichen.

Den 4ten November: Das Epigramm. Lustspiel in 5 Akten, von Kozebue. Herr Ackermann spielte den Doktor Busch. Das Einzige, was an ihm gelobt werden konnte, war, daß er den blinden Eduard, Herrn Pöschel, wieder sehend machte — der jedoch, im engsten Sinne des Wortes, von Anfang bis zu Ende, auch trotz der Operation, im Finstern tappte. Für den Hauptmann Klinker war Herr Zimmermann zu jugendlich; was besonders bey der Aeußerung aufiel: „ich bin im Herbst meines Lebens, die

Blätter fallen vom Stamm ic.“ So unangenehm dieser Kontrast dem Zuschauer war, so sehr entschädigte ihn dafür die wirklich meisterhafte Durchführung dieses originellen Charakters. Herr Krampe gab den Hippeldanz mit sprechender Komik und glücklicher Laune — wenigstens, wenn auch nicht ohne Uebertreibung, zur lauten Zufriedenheit des Parterrs.

Den 13ten November: Weiberehre, Schauspiel in 5 Akten, von Ziegler. Ein geist- und gehaltloses Produkt, das nicht zur Aufführung zu kommen verdiente, und worin der Verfasser übrigens seine Unbekanntschaft mit der Geschichte der alten und neuen Literatur verräth. Die Schauspieler sind eben nicht sehr zu tabeln, wenn sie sich bey solchen Vorstellungen vernachlässigen; denn das Gefühl, sein Gedächtniß fruchtlos martern zu müssen, ist nicht ernunternd. Wer aber solche Stücke zur Ausstheilung bringt, kann nur durch Mangel an Einsicht entschuldigt werden, wenn man ihm nicht die Absicht Schuld geben soll, den Zuschauern das Theater zu verleiden und so der Existenz desselben zu schaden.

Am 18ten November: Der Korsar aus Liebe. Komische Oper in zwey Akten, nach dem Italienischen; Musik von Weigl. Hätten wir einen guten Tenoristen, ohne welchen keine Oper bestehen kann, so würden wir, bey unserm Orchester und dessen trefflicher Leitung, mit der Aus-

führung solcher Singstücke, wie das genannte, alle Ursache haben, zufrieden zu seyn. Aber so ist es ein Leiden, das Talent der Madame Mainzer im Doppelgesange mit einem Herrn Pöschel bewundern zu müssen — dessen Vorsatz es scheint, sich hier zum ersten Tenoristen zu bilden, und der nun seine Stimme auskreischt und unsre Gehörwerkzeuge unaussprechlich afficirt. Madame Mainzer sang und spielte den Korsar unvergleichlich, und Madame Uckermann war, als Klarette, ihre gefährliche Nebenbuhlerin. Auch Herr Dhmann der ältere (Kapitän Libano) führte seine Bassparthie vorzüglich brav aus. Er ist, bey seiner nicht gemeinen Musikkenntniß, ungeachtet seiner etwas rauhen Stimme, hier ein unentbehrliches Subjekt für die Oper.

Am 9ten December: Der Ring, oder: die unglückliche Ehe aus Delikatesse. Lustspiel in 4 Akten, von Schröder. — Graf Klingenberg war — Herr Dhmann! Es schien, als wenn er Porsch kopiren wollte. Obgleich einige seiner berechneten Nuancen, die sein unglücklicher Nachahmer benutzte, das Original entfernt ahnen ließen; so war die Kopie doch nur im Ganzen eine verzweifelte Mißgeburt. Dieser Graf — der feinste Weltmann, mit dem vollkommensten Plie, der angenehmsten Tournure, von einer überströmenden Beredsamkeit, ganz der aimable étourdie, der Eroberer aller Herzen —

konnte Herr D., wenn es ihm auch nicht schon an der erforderlichen Gewandtheit mangelte, bloß seines undankbaren Organs und seiner schweren Zunge wegen, nicht gerathen. Besonders lächerlich war es daher, ihn sagen zu hören: „alle Schönen müßten der Macht seiner Zunge unterliegen.“ Einige unsrer sogenannten jolis coeurs waren jedoch von seiner Manier zu sprechen entzückt — vermuthlich aus dem Grunde, weil sie ihn nicht verstanden; wie es ihnen auch mit manchem beliebten Dichter geht, den sie zu nennen wissen. Sie schließen vielleicht also: was wir nicht verstehen, d. h. begreifen, muß schön seyn. Und so ist es erklärlich, wie Viele oft vieles schön finden. Beherzigten unsre meisten jungen Herren den Spruch: si tacuisses, philosophus mansisses — so würde es so leicht niemanden einfallen, an ihrem Geschmack zu zweifeln, wenn nämlich eine glänzende und gewählte Garderobe darauf Ansprüche giebt. Herr Wirsing lieferte, statt des Herrn v. Holm, eine Karrikatur; und die ist jener nicht. Ein gewöhnlicher, verlebter Weltmann, bey dem sich noch das Gefühl der Jugend vergeblich regt, eifersüchtig auf seine junge Gattin — die in der Person der Demoiselle Pöschel einzig da stand — ist zwar an sich ein lächerlicher, aber durchaus kein Ekel erweckender Mensch, wie ihn Herr Wirsing markirte. Herr Uckermann behandelte den Major v. Selting zu delikate; aus

lauter Delikatesse hatte er seine Rolle nicht zu sehr angegriffen und — noch weniger studirt. Er schien aber auch selbst mit sich am meisten unzufrieden; sein Körper war ihm heute eine wahre Last, denn er bewegte sich mit großer Unbeholfenheit von einer Stelle zur andern. Ein Wort des Trostes sey ihm jedoch gewährt: Wir sahen ihn gern — in der Thüre, durch die er abtrat. Madame D h m a n n war, als seine Gattin, zu beklagen; indeß dieser Gemahl ihr, auf der andern Seite, zur Folie diente. Baron v. Birk war Herr B ü c h n e r — aber auch nur — und unverkennbar nichts weiter, als Herr B ü c h n e r.

Am 15ten December: Zum Benefice für Herrn Zimmermann ein Vokal- und Instrumentalkonzert, bey gedrängt vollem Theater. Den ersten Theil eröffnete eine Overtüre von Cherubini. Hierauf sang Madame Adermann eine Arie von Mozart, mit einer Vollendung, die auch den strengsten Richter befriedigen mußte. Dann folgte ein Flügelnkonzert von einem Dilettanten (Herrn Neutlinger) mit Geschmack und Fertigkeit gespielt. Sein lieblicher Vortrag und besonders das Schmelzende seines Ausdrucks im Adagio, das Gefühl, welches er im piano pianissimo durch das allmälige Absterben der Töne, wie durch das erneuerte, wachsende Leben im crescendo so vollkommen ausdrückte, erwarb seinem Talent die lauteste Huldi-

gung. Herr Wilmann, ein Meister seines Instruments, fesselte durch ein Violinkonzert die Aufmerksamkeit in hohem Grad; es herrschte eine Todtenstille bis zur Schlusskadenz. Wenn man, wie einst bey der Mara, Feuer! gerufen hätte — wir wären taub für die Gefahr geblieben.

Den zweyten Theil füllte das Monodrama: Pygmalion, von Georg Benda. Der Zettel enthielt zum Ueberfluß noch eine Inhaltsanzeige für denjenigen Theil des Publikums, dessen Studium Mythologie nicht ist. Auch sprach man in diesen Erläuterungen von „galanten Ausschweifungen des schönen Geschlechts.“ Das war nun vollends arg! Herr Zimmermann, Pygmalion, selbst kein Musikverständiger, hatte fast jeden Takt berechnet, und seine Deklamation ging der Musik ziemlich entsprechend voraus — welche, wenn auch daraus Benda's nicht gemeines Talent hervorleuchtet, seiner Medea und Ariadne nicht gleich gestellt werden kann, die in einem weit erhabneren Styl und von hoher Klassicität sind. — Die Statuen waren sehr übel placirt. Besonders galt dies von der Galathea, die mitten auf der Bühne zwischen zwey Pfählen, wie am Pranger, stand; da sie doch, zur Erhöhung der Täuschung, mehr seitwärts in einer verzierten Nische hätte stehen müssen. An Madame Hoffmann, die sie repräsentirte, sahen wir, daß sie sich auf Kostümierung nicht versteht — und griechische Gewänder ihr

böhmische Dörfer sind. In weißen ledernen Handschuhen und Schuhen im neuesten Geschmack — mit stark gepudelter Frisur — stand sie da! aber unbeweglich, bis zum Augenblick ihrer Belebung, und die wenigen Worte, die sie sprach, verriethen unverkennbar die Künstlerin. Ueberhaupt sahen wir wenig gelungene Tableaux. Eine einzige Situation war schön: wie Pygmalion, von der höchsten Schwärmerey zur Anbetung der Göttin hingerrissen, vor das Bild der Venus niederkniet. Diese betende Stellung war malerisch. Dagegen gewährte seine Lage auf dem Ruhebette, auf dem Rücken hingeworfen, einen widerlichen Anblick. Schon an den Fußsohlen mußte jeder Blick scheitern, weil sie keine ästhetische Perspektive versprachen; obgleich manches Köpfchen, verstohlen, die weitere Aussicht zu genießen suchte.

Den 16ten December: Oberon, König der Elfen. Heroisch-komische Oper, in 3 Akten. Musik von Branikfy. Alt, und bekannt. Madame Mainzer, als Oberon, war vorzüglich gut kostümiert. Sie erschien in einem Flugwagen, umschleiert von Wolken, die sich beym Herunterlassen auseinanderschoben und an beyden Seiten hohe Säulen bildeten. Dieser Nimbus der Dekoration schwand jedoch zum Theil im letzten Akt. Wahrscheinlich war durch die Nähe der Wolken ein Wolkenbruch entstanden, und dadurch der

Himmelswagen unbrauchbar geworden; denn sie mußte von da an den Weg alles Fleisches — durch die Kulissen — wandern. Titania war, in der Person der Madame Hoffmann, nicht musikalisch; aber als Königin der Feen gebot sie einer dieser letzteren, Demoiselle Krampe, für sie zu singen. Demoiselles Pöschel die ältere und jüngere, als Amanda und Justine, verdienten den Beyfall, der ihnen ward. Herr Krampe war, als Scherasmin, nicht der elende Spasmachter, den seine Kollegen gewöhnlich daraus machen; sein Scherasmin war eine einfältige gute Haut — und nichts weiter. Herr Pöschel sang und spielte den Ritter Hüon!!! Sein Fleiß verdient wenigstens Lob.

Am 23sten December: Der Wald bey Herrmannstadt, Schauspiel in vier Akten, von Madame Weiffenthurn. Behauptet unter den Spektakelstücken seinen Rang — so wenig es auch der Kritik Stand hält. Madame Hermann war für eine junge, aufblühende Prinzessin (Elisene) etwas zu stark. Das ist aber auch der einzige Vorwurf, der sie trifft. Den Charakter hatte sie tief durchdacht, und — wie es ihr Spiel zeigte — richtig gefaßt. Madame Hoffmann stand ihr, als Elfriede, würdig zur Seite. Vorzüglich gelungen war ihre Aktion, als maskirte Elisene, in der Scene, wo sie, auf des Herzogs Bitte, jener die geraubte Halskette umhängt.

Die Worte: Wenn du dich verräthst ic. begleitete sie mit einer treffend sprechenden Mimik. Das Gift ihrer Worte zeigte sich dabey in jeder Miene — und eben so machte es im Augenblick der erheuchelten Freude Platz, die sich auf ihrem Antlitz lagerte, als sie sich gleich darauf mit Freundlichkeit zum Herzog wandte — der dagegen, in der Person des Herrn Uckermann, ziemlich hölzern vor ihr stand. Bey ihm war daher diese Aufmerksamkeit ganz überflüssig — weil er bey solchen Gelegenheiten immer ins Parterre sieht, oder seinen Blick zur Erde schlägt. Die gute polternde Siewa hätten wir lieber von Madame Krampe, als von Madame Kalwe gesehn. Den Bauerburschen Sockel gab Herr Zimmermann mit viel Naivität und Herzlichkeit. Seine Liebeserklärung gegen die verstellte Elisene erschütterte das Zwergfell, und die Aeußerungen seines Schmerzes, den er verbergen wollte, war wirklich tragikomisch. Die Herren Dhmänn d. j. und Pwko verriethen sich nur durch ihre Gesichter, aber durch ihr Benehmen am wenigsten als Räuber. Schien es doch, als ob sie sich sogar zu reden fürchteten!

(Wird fortgesetzt.)

Nathan der Weise auf dem Theater in Riga.

Viel eher mag eine Welt im tiefsten Frieden mit der andern leben, als eine Bühne mit dem guten Geschmack; und vollends hier bey uns ist immer noch an kein Verschließen des Janustempels zu denken. Im offenen Kriege mit der Kunst lebt auch der größte Theil unserer Kunstdarsteller. Dennoch gibt's keinen unter ihnen, der sich verspottet glauben möchte, wenn man ihn „Künstler“ nannte. Jeder will das ganze sittliche Leben des Menschen mit Leichtigkeit übersehen, Jeder mit tiefem Blicke in die menschliche Natur hineingedrungen seyn, die verborgensten Winkel des Herzens erforscht haben, Jeder wahre Weisheit und Tugend in allen Gestalten und Formen kennen, alle psychologischen und moralischen Ursachen des Unverständes, der Unsittlichkeit und der Thorheit ergründet haben. Jeder will demnach Künstler seyn; und daß er kann, was er will, wagt Niemand zu bezweifeln, der im Vollgeföhle seiner reducirten Genialität die Bühne einmal betreten hat. Wir reden hier, wie billig, nicht von den Koriphäen unserer Bühne, einem Porsch, Feddersen, Dittmarsch u. s. w. Wer wird dem Kerne des Heeres den schändenden Frevel seiner Nachzügler entgelten lassen? Aber den Feldherrn, der solchen Frevel duldet und gut heißt, ziehe man zur Verantwortung! Warum läßt die

Direktion Thaliens geweihte Stätte von unreifen Kunstjüngern fortdauernd entweihen? Ihr schmälern sie die Kasse und den Ruhm, und den Genuß. Die Klage ist ja allgemein. Jetzt zieht der Direktor umher in fremden Landen; *) man sagt, Affortirens halber. O, möcht' es ihm gelingen, viel gute Waare aufzutreiben! Daß Riga gute Waare gut bezahlt, ist ja bekannt. Noch geht in unserer reichen Stadt das Brod der Kunst, und nicht die Kunst dem Brode nach.

Und nun zu den Belägen unserer obigen, dem weichen Leser vielleicht zu hart scheinenden, Behauptungen.

Am 26sten Novbr. ward Nathan der Weise, zum Besten des Pensionsinstituts für Schauspieler und Musiker, zum erstenmale aufgeführt. Das Abonnement wird von dem in diesem Punkte sonst gewissenhaften Direktor für solche Benefizvorstellungen aufgehoben, allein des Hauses achtbare Fülle ehrte ohne Murren auch diese mal den wahrhaft guten Zweck. Groß war die Spannung. Es fühlte Jeder schon im Borgenuße des herrlichen, endlich einmal versinnlicht gebotenen Nathans die glücklichste Zufriedenheit, und ließ sich diese gern durch des Orchesters herzhaften Klang noch eine kurze Spanne Zeit trüben. Ein jedes Ding hat seine Zeit, der Schmerz die kürzste dem Weisen. Bald

*) Ist bereits retournirt.

rollte der neidische Vorhang in die Höhe, und Daja pries sofort mit einer Freude, die in der Hörer Herzen wiedertönte, Gott für die Wiederkunft des wackern Nathans.

Ja wohl, ein wack'rer Nathan! So muß der Jude seyn, wenn er das werden kann, wozu ihn Lessings edle Kühnheit schuf. Wie stand das fauste Feuer, womit Herr Porsch den tief durchdachten Nathan gab, dem Künstler doch so schön! Und rein, vollkommen richtig traf seine Lippe die wahrlich schwere Sprache, die sich am meisterhaftesten im schönen Märchen von dem Ringe verkündete. Vom Tadel äußerer Haltung kann endlich nicht die Rede seyn bey einem Porsch, der nie im Laufe mancher Jahre sein Studium über sein Genie vergessen zu haben scheint.

Dem Tempelherrn war Herr Dittmarsch ganz gewachsen. Der stolze Troß verließ, wie sich's gebührt, den edlen Franken nie, und schmückte ihn am herrlichsten, wenn sich der Schwärmer so mächtig in ihm regte. Und als der Liebe Funke den Jüngling traf und zündete, da war's, als ob der Künstler in Wort und Handlung den Beweis seiner Vollendung führen wollte. Kleinigkeiten zu rügen, wäre hier ungerecht. Nur einen Wunsch haben wir an Herrn Dittmarsch. Möge er seinen Ernst, selbst wenn er finster wird, nicht in's Mürriſche ausarten lassen!

Herr Loos, ein würdiger Veteran unserer

Bühne, flocht diesen Abend einen neuen Zweig in seinen unverwelklichen Lorbeerkranz. Er spielte den ehrlichen Klosterbruder mit einer Wahrheit, die uns im Zweifel ließ, ob Liebe für die Kunst ihn mehr erwärmte, als Liebe für den herrlichen Charakter seiner Rolle.

Den Patriarchen machte Herr Lange. Er wußte seine Rolle auswendig. Was hätte ihn da noch verlegen machen können?!!

Recha, die liebliche Tochter der Natur, brachte Demoiselle Bessel zum erstenmale um den ungetheilten Beyfall des Hauses, der ihr mit Recht noch nie entging. Demoiselle Bessel war nicht vertraut genug mit ihrer Rolle, und fühlte allzu ängstlich die Schwierigkeiten der ungewohnten Verart. Daher das peinliche Haschen nach Deutlichkeit, daher das breite, stark betonende Auseinanderzerren der Wörter, selbst der Syllben, welches den Gedanken, und folglich Recha's kindliche Natur entstellte. Wäre Demoiselle Bessel doch nicht an dieser Klippe gescheitert! Ihr schönes Spiel rettete zum Glück noch manche Trümmer aus dem Schiffbruch.

Herr Feddersen, als Sultan, frappirte im ersten Augenblick. Die stattliche Figur, dazu die reiche, funkelnagelneue Kleidung, in der, so wie in würdevoller Rolle, ihn Niemand noch gesehen; — wer weiß, wenn Alles sonst nur, wie es müßte, gewesen wäre, ob Herr F. seine eigene gerechte

Klage, daß man zu Rollen, für die er sich nicht geschaffen fühle, ihn zum öftern mißbrauche, nicht heute wider Willen zurückgenommen haben mußte. Allein so blieb es leider wahr, daß abermals nur Rollenneid Herrn F. auf einen Platz hingedrängt, wo er sich höchst genirt zu fühlen schien. Es ist nicht jedermanns Sache, auf einem bal paré zu erscheinen. Daß Herr F. die Unzufriedenheit mit seiner Rolle, schon im zweyten Aufzuge, durch ungewichtige, frostige Sprache merken ließ, war freylich nicht ganz recht. Indessen dieser Uebelstand läßt sich entschuldigen durch Saladins Zerstreutseyn, das auf den Künstler überging, vielleicht in Folge mißverstandenen Natürlichseyns. Nur hätte Herr F. sich späterhin ermannen, und eines Sultans Hobeit, so viel sich thun ließ, in Sprache und Anstand zurückrufen müssen. Das war leider nicht der Fall. Das für den Soffuß eingespilte rege Leben wich Herrn F. heut selten aus den Armen, noch seltner aus den Füßen; einmal sogar setzte Saladin mit Riesenschritten über die Bühne und alle Schicklichkeit hinweg. Die Worte im fünften Auftritt des vierten Aufzugs: „o m ö glicher war' nichts u. s. w.“ warfen Herrn F. gewaltsam in die Arme seiner Amme, der Gewohnheit, zurück. „Daß einmal gar die Rede ging — nun, nun; man spricht nicht gern davon.“ — Hier verkannte Herr F. offenbar die Gedankenstriche, welche er früher oft aus der Acht

gelassen; hier galten sie ihm nicht Merksteine der Besonnenheit, und treulich half das Auge der Lippe, die Zweydeutigkeit ins grellste Licht zu setzen. Vom siebenten Auftritt des letzten Aufzugs an fiel Herr F. vollends aus der Rolle. Die liebe bürgerliche Herzlichkeit ist einem Saladin wohl nur mit Vorsicht zu empfehlen. Herr F. trieb es am Ende gar bis zum Schäfernden. Sultan Saladin ein Schäfer?! Konnte das Lessings Meinung seyn? Und wäre dem Dichter auch hier und da etwas Menschliches entschlüpft; hat denn Herr F. die merkwürdigen Worte in der Ankündigung der Lessingschen Dramaturgie so ganz und gar vergessen? „Er (der Schauspieler) muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken.“

Prinzessin Sittah, Demoiselle Schönhuth, schien sich über die Gleichgültigkeit des zerstreuten Bruders zu ärgern, und würdigte ihn schon nach den ersten Wechselreden keines Blicks mehr. Ihr schönes Auge hielt fleißig Heerschau über das Parterre, und schien, im Bunde mit den scharfen Einschnitten der süß affektirenden Stimme, den Triumph der reinsten Natur zu fordern. Die Operation der Augen gelang der Prinzessin vielleicht für diesen Abend.

Der Derwisch sprach zu Nathan: „Reißt nur die Augen auf, so weit ihr könnt!“

Das thaten denn auch wir in höchlicher Verwunderung. Und siehe da, Herr Schönhuth war der Derwisch! Wir sahen mit Bedauern ihn an den Ganges ziehn.

Theater in Mitau.

Wenn der Mensch doch anders wäre, als er ist! Was frommt Genie, selbst Namen=Celebrität, wenn man keine Schnecke ist! Trüge Herr Arreosto — es ist nur eine Kleinigkeit — ein eigenes Theaterhaus mit sich, so wäre er der vollendeteste Direktor.

Der Eine ist oft Besitzer eines schönen Parks, aber hat das Podagra — und muß durchs Fenster zusehen und sich darüber ärgern, daß ein Anderer mit gesunden Beinen seinen Garten genießt. Und wollt' er ihn auch verschließen — was hält' es ihm? Das Podagra verläßt ihn darum nicht, und um die eigne Promenade ist es immer doch geschehen. — So viel zum Prolog über das große Neue, was allenfalls sich in dem theatralischen Mikrokosmos ereignen könnte. Nicht alles, was als Geschehen erzählt wird, ist darum als Geschehen zu betrachten. So heißt es z. B., daß die rigasche Theaterdirektion, nach verweigerter Erlaubniß, hier die Johanniszeit zu spielen, das hiesige Theater gemiethet habe, um es für

diese Zeit zu verschließen. In wie weit dies gegründet sey, lassen wir dahin gestellt seyn. In wiefern überhaupt der Privateigenthümer eines öffentlichen Hauses ermächtigt ist, gegen den Zweck desselben — ohne Rücksicht auf das Publikum — damit zu schalten, kann hier eben so wenig erörtert werden; die Folge wird auch hierzu den Schlüssel liefern, und es ausweisen, ob die Besitzerin des hiesigen öffentlichen Theaterhauses dasselbe dem Publikum verschließen kann. — Wir enthalten uns alles Urtheils darüber.

Der Versuch, in Kurland (und zwar ausschließend für die beyden Hauptstädte) ein stehendes Theater zu gründen — ein Versuch, der sich ursprünglich auf ein Projekt und den Vorschlag des verstorbenen Direktors Meyrer gründet, und nach dem Tode desselben gewiß gescheitert wäre, wenn Herr Arreßto nicht so viel Muth und Beharrlichkeit gehabt hätte, — scheint, trotz aller Hindernisse, die theils in den Zeitumständen liegen, theils ihm noch außerdem in den Weg gelegt werden, einen immer glücklicheren Fortgang zu gewinnen. Jetzt, wo er die Bewilligung erhalten, zu jeder Zeit (und also auch während dem Johannis, der ergiebigsten Theaterzeit,) hier zu spielen, läßt sich mehr wie bisher von seinen Bemühungen erwarten. Es war immer ein gewagtes Unternehmen, aus eignen Mitteln und ohne alle Unterstützung ein Theater zu etabliren; und daß Herr

U. aus Nichts — Viel gemacht hat, kann — wenn man billig seyn und weder der Partheywuth noch dem Vorurtheil Gehör geben will — nicht ge-
leugnet werden. Das Gegentheil, aus Viel Nichts zu machen, ist etwas Alltägliches und nicht der Erwähnung werth, sonst dürfte man eben nicht weit die Belege dazu suchen. Das Personale seiner Gesellschaft ist bey alle dem nicht klein, und sie hat seit einem Jahr an einer Sän-
gerin und einem tüchtigen Bassisten nicht nur ei-
nen bedeutenden Zuwachs erhalten, sondern sich auch im Ganzen, so weit es möglich war, ver-
bessert. Auch der Umstand spricht schon zum Vor-
theil dieser Gesellschaft, daß sich das rigasche Thea-
ter hier zu rekrutiren bemüht ist, und schon seit einigen Monaten nach mehrern Gliedern des hiesi-
gen Theaters getrachtet hat. Wir haben hier un-
ter andern eine Demoiselle Toscani, die, wenn sie Nebenlichter in Fülle hätte, von ihrem Glanz verlieren müßte, den sie hier verbreitet. Man versichert dennoch, die rigasche Direktion habe sich ihre Akquisition sehr angelegen seyn las-
sen, und Herr La Roche, nachdem er von seiner großen Reise *) zurückgekehrt sey, das hier in der Demoiselle T. gefunden, wornach er im Auslande

*) Man macht bey dieser Gelegenheit auf einen zur Ostermesse d. J. in der Verlagshandlung dieser Zeitschrift erscheinenden komischen Roman aufmerksam: „Theatralische Reise um die Welt; ein Seitenstück zu Max Sturms theatralischen Wanderungen.“

vergeblich gesucht. *) Ihre Stimme ist zwar volltönend, aber ohne Modulation, und ihr Gesang nicht frey von Manier, ihre Haltung des Körpers tänzerartig und geschmückt. Indessen ist nicht zu zweifeln, daß sie bey ihren trefflichen Anlagen die Mißgriffe in Gesang und Spiel immer mehr zu vermeiden suchen werde. Madame Lemke dagegen hat zwar nicht die Gewandtheit und Routine und das gefällige Aeußere der ersten, welches gleichfalls zu ihrem Vortheil besticht, aber eine reinere und angenehmere, wiewohl um vieles schwächere, Stimme und nimmt durch ihre Anspruchslosigkeit für sich ein.

Noch fehlt es — und dieser Mangel ist sehr fühlbar — an einem Tenoristen. Ein Herr K o r o p, der sich dafür ausgegeben, wurde, als unbrauchbar, sogleich wieder entlassen. Ein Hauptvorwurf, welcher die Direktion am meisten trifft, ist: daß sie bis hiezu fast gar keine neuen Stücke gegeben — ein paar Kleinigkeiten aus dem neusten Kozebueschen Almanach abgerechnet.

Von den gegebenen Vorstellungen haben bisher die *Donauweibchen* (erster und zweyter Theil) den größten Zulauf gehabt. Auch konnte man mit der Ausführung dieser Spektakeloper — was sowohl den Gesang, wie die Maschinerie betraf — sehr zufrieden seyn. Es herrschte darin, der man-

*) Auch nach Neval hatte Dem. Toscani einen Ruf.

gelhaften Begleitung und des ungelübten Orchesterers ungeachtet, eine Präcision, die man nicht selten bey andern Theatern vermißt, wo es an der gehörigen Leitung und Aufsicht fehlt, und der Zuschauer daher von der Laune jedes einzelnen Schauspielers abhängig ist. Gleiches Lob verdienen noch manche andere Vorstellungen, die sich durch rasches Spiel und durch ein möglichst vollständiges Ensemble auszeichneten. Dahin rechnen wir noch von Opern: Die schöne Müllerin, den Kalif von Bagdad, Tyroler Wastel — und von Stücken: Ubaldo, Klara von Hoheneichen, die kleine Zigeunerin, den Eheprokurator, die Jäger &c.

In ein Detail der gegebenen Stücke kann man schon deshalb nicht eingehn, weil das Theater erst im Werden begriffen ist und daher mehr auf billige Nachsicht als auf eine strenge Kritik Anspruch hat. Ob aber hie und da bey der Vorstellung ein Licht heruntergefallen, oder ein Schauspieler sich im Niederknien die Hosen beschmutzt oder gar zerrissen und dergleichen wichtige Bemerkungen mehr, überlassen wir Leuten, die nur für solche Mikrologieen ein Auge, und für die Hauptsache keinen Sinn haben — daher denn auch von der Sache selbst nicht zu urtheilen verstehn.

VII.

Literatur.

Theater-Almanach für das Jahr 1811.
Herausgegeben von Karl Friedr.
Wilhelm Borck, Russisch-Kaiserl. Hofschauspieler. St. Petersburg, bey A. Pluchart & Comp. Buchdrucker. In Leipzig bey P. J. Besson. (96 S. in 12.)

Seitdem der Reichardt'sche Theaterkalender, der vielleicht von allen bisher erschienenen der zweckmäßigste war, aufgehört hat, ist die Zahl seiner Nachtreter mit jedem Jahr gewachsen. Unter diesen behaupten der Zfflandsche und Schmidtsche, (von welchen jener in Berlin, und dieser in Hamburg herauskömmt) unstreitig den ersten Platz. Die übrigen neben ihnen existirenden haben schon ihres beschränkten Interesses wegen, das mehrentheils lokal und provinzial ist, einen sehr untergeordneten Werth. Zu diesen letzteren gehört auch, seiner ganzen Einrichtung nach, der vorstehende St. Petersburger Theateralmanach. Dessenungeachtet verdiente schon die Idee, für die Theater im russischen Reich ein ähnliches Institut zu gründen, Auszeichnung und Lob, wäre ihre Ausführung nicht so miserabel, daß man dem Produkte selbst allen Beyfall versagen muß. Herr B. hat durch dieses Unternehmen gezeigt, daß er der Sache nicht gewachsen und der Feder überhaupt zu wenig mächtig war, um sie als Schriftsteller zu führen. Eine kurze Inhaltsanzeige wird dies näher darthun.

Den Anfang macht der eigentliche Kalender, der auf jeden Tag im Jahr den Namen eines Schauspielers oder einer Schauspielerin enthält; die Namen derer von Ruf und Bedeutung sind auf die Feiertage verlegt, und roth gedruckt. Nach welchem Maaßstabe der Herausgeber dabey zu Werke gegangen, ist nirgend angedeutet; man findet daher manchen Namen roth, der schwarz seyn sollte — und so umgekehrt. Um den Werth der hier aufgeführten Theaterglieder wo möglich noch näher und nach gewissen Graden und Abstufungen zu charakterisiren, hätten auch die Wetterbestimmungen in diesem Kalender nicht fehlen dürfen. Aber wie wenig Sonnenschein und klaren Himmel müßte es da geben, — wollte der Kalendermacher unparthenisch verfahren!

Der dem Kalender angehängte Neujahrswunsch, den wir hier unverkürzt folgen lassen, möge eine Probe von dem poetischen Talent des Verfassers abgeben. Wir bemerken dabey, daß es das Beste seiner poetischen Ausstellungen ist, deren das Büchlein noch mehrere enthält:

Es möge sich von uns des Krieges Schauspiel
wenden;

Kanonnen-, Trommel-Schall verhall' auf (?) immerdar;

Des Elends Trauerspiel, die theure Zeit sich enden!

Das Lustspiel Friede mög' sich dann zum neuen Jahr —

Neu — mit Gesang und Tanz auf alle Bühnen schwingen.

Dies würd' Monarchen — Ruhm, dem Volke Seegen bringen.

Ein paar Scenen aus einem von ihm, nach einer Erzählung des Beckerschen Almanachs bearbeiteten Familiengemälde: das seltene Erz

eigniß, lassen den Leser schon deshalb kalt, weil er ihre Verbindung zum Ganzen und den Zusammenhang nicht kennt. — Eine Scene zu der Heirath durch ein Wochenblatt in Knittelversen, von Herrn Zuccarini auf dem Hamburger Theater schon vor zwanzig Jahren eingelegt, ist nicht ohne Werth. Desto weniger aber die darauf folgende Judenscene zu dem Lustspiel von Kozebue: Der Schauspieler wider Willen. Alle drey aber verdienen die Rüge: daß sie hier am wenigsten hinzugehören scheinen. Solche bedeutende Lückenbüßer gereichen aber dem Ganzen nicht zur Empfehlung.

Einige komische Engagementsbriefe, die noch zu dem prosaischen Theil des Büchelchens gehören, leihen einzig von dem Umstand einiges Interesse, daß sie wirklich geschrieben worden und nicht erdichtet sind. Für eine bloße Dichtung wären sie nicht wichtig genug.

Der vorzüglichste Artikel ist der Aufsatz über das ältere russische Theater. Eine Geschichte desselben im Abriß von Peter des Ersten Zeiten — die jedoch hier nur bis Elisabeth fortgeführt ist, und daher nur mager ausfallen könnte. Ein Verzeichniß der Kaiserl. deutschen Hofschauspielergesellschaft macht den Beschluß, dem noch die Erklärung der Kupfer angehängt ist, die, bis auf das Titellupfer, Sr. Excellenz des Herrn Oberkammerherrn, Generaldirektors aller Theater und Ritters Marischkin Portrait enthaltend, nichts weniger als sauber und besonders grell illuminirt, aber auch schon in der Zeichnung sehr verfehlt sind. Diese Scenenkupfer sollen darstellen: 1) Demoiselle Brückl als Pamina in der Zauberflöte. 2) Madame Dahlberg als Oktavia in dem Trauerspiel dieses Namens, von Kozebue.

3) Herrn Borch als Hetmann in dem Schauspiel die Eroberung Moskau's, von Arressto.
 4) Herrn Ellmenreich als Wasserträger in der Oper gleiches Namens. 5) Herrn Linden-stein als Schneider Fipß in der gefährlichen Nachbarschaft, von Kozebue. 6) Herrn Kzenhofen als Don Juan, in der Oper Don Juan. Offenbar sind dessenungeachtet die Kupfer noch nicht die schlechteste Parthie an diesem Zwergbüchlein — um nicht Duodezwerk zu sagen.

Ueber die Hauptbegebenheit in der Hekabe des Euripides. Ein Versuch von Dr. Heinrich Christoph Liebau, Professor der griechischen Sprache und Literatur zu Mitau. Als Programm zur Eröffnung des diesjährigen Lehrkurses herausgegeben mit einer Anzeige der im Jahr 1811 auf dem Gymnasium illustre des kurländischen Gouvernements in Mitau zu haltenden Vorträge und Lektionen. Mitau 1811. Gedruckt bey Steffenhagen und Sohn. 24 S. in 4.

Euripides, der Racine der Alten, — zärtlich, rührend, pathetisch, hat, ungeachtet man seinen Stücken Ordnung des Plans und genaue Zeichnung der Charaktere nicht absprechen und ihm Reichthum und Wahrheit der Sprache, be-

sonders im leidenschaftlichen Ausdruck, zugestehen muß, von einigen Kritikern unserer Zeit manchen Vorwurf und unter andern den erleiden müssen: daß seine Tragödien oft keinen andern Zusammenhang als den der Gleichzeitigkeit haben. Ihn dagegen zu schützen und im Allgemeinen zu rechtfertigen, besonders aber an der Hauptbegebenheit in der Hekabe dieses Tragikers — der Opferung Polyxena's und Polymestors Bestrafung — den inneren Zusammenhang nachzuweisen; ist der Zweck dieser kleinen Schrift, deren Verf. dabey hauptsächlich Jacobs und A. W. Schlegel im Auge gehabt und ihre Behauptungen am meisten berücksichtigt zu haben scheint. Den größten Theil füllt die Auseinandersetzung des Plans und die Zergliederung der Fabel des Stück's, die, bey aller Genauigkeit, nichts weniger als ermüdend — faßlich, klar und — wie die ganze Schrift — von einem leichten, gefälligen Ausdruck ist. Die Verbindung, welche der Verfasser in die Handlung bringt, ist sehr glücklich erfunden — aber mehr supplirt, als wirklich vorhanden. Und so dürfte der Vorwurf, der deshalb den Dichter traf, noch immer nicht gehoben seyn.

R u t h e n i a,

oder:

deutsche Monatschrift in Rußland.

M ä r z , 1 8 1 1 .

I.

Die Quelle in der Wüste.

Nur Sand! — Wohin ich blicke — Sand!
Der ferne Himmel starrend Feuer.
Kein Vogel! Nicht ein Gräschen! Keine Handvoll
Land!
Nur hie und da die Spur von einem Ungeheuer.

Es strömt, wie ausgegossnes Blut,
Der Horizont — und sprudelt Funken,
Die ganze Wüste ward zu einer sand'gen Fluth;
Der Wandrer schaut sich um — sein Führer ist
versunken.

Noch ragt des Renners Haupt hervor,
Bemüht, den Hügelsturz zu zwingen;
Bald ist der Rücken frey — nun bricht ein Huf hervor,
Doch tiefer sinkt das Thier in immer fest're
Schlingen.

Es ruht der Sturm. Entkräftet schaut —
 (Noch immer glüht die Luft) — der bange
 Dahingefunkne Wanderer auf; der Morgen graut
 Und zeigt ihm — Sand und Sand, und — eine
 todte Schlange.

Da sprengt ein grimmer Tiger jach
 Dem Jagenden vorbei, die trockne Zunge
 Hängt aus dem Rachen ihm; der Wanderer kriecht ihm
 nach, —
 Ihn quält der Durst, erschöpft ist seine Lunge.

Da prangt ein hoher Dattelbaum
 An eines Bachs krySTALLNER Helle,
 Und Blumen sprießen überall — als wär's ein Traum:
 Und Mensch und Tiger trinken eine
 Segensquelle.

BröÙe.

II.

Fragment aus einer Atellane:
„Die Totalkrüppel.“

A u f t r i t t 9.

Huschbusch, ein Tragiker (hinkend.) Klotzbeil, ein
Epigrammendichter (stammelnd.)

(Der Epigrammendichter unterstützt die Rede des Tragicers
durch Grimassen.)

Huschbusch.

D! wär' ich doch ein Licht, so groß wie eine Sonne,
So wär' ich etwas doch! Was bin ich jetzt? Ein Nichts.
Die Welt, fürwahr, ist nichts, als eine hohle Tonne;
Daher denn auch, mein Freund, der Ueberfluß des
Lichts.

Gäb' es nicht Liebe noch, so wär' ein Deut das Leben,
Ein Trauerspiel ohn' End, ein eitelleeres Streben!

Was frommt's, ein Dichter seyn? Ich bin es nur
wie Einer,

Hab' mit Apoll gebart — und doch — was war mein
Lohn?

Ich bitte, sehn Sie her: der eine Fuß ist kleiner,
Die Hüfte ausgerenkt. Das, ja, das kam davon!
Der Stand auf dem Rothurn ist ein gefährlich Spiel;
So mancher stand und stand, bis er herunterfiel.
Der Eine heult zuviel, verliert das Gleichgewicht,
Streckt beyde Arme aus, und fliegt doch ewig nicht.
Die Höhe giebt nicht Schwung, nein, Kunst und
Wissenschaft;

Und wenn man fliegen will, so braucht man dazu Kraft.
Ein Andrer weint und weint, der Grund wird immer
nasser,

Und gleitet endlich aus und purzelt hin ins Wasser.

Ein Dritter blümellet nur und spricht von Amaranthen,
 Und blümellet ewig fort an allen Ecken, Kanten;
 Da wird die Blume denn, wenn man sie häufig schaut,
 Sey sie auch noch so schön, ein ganz gemeines Kraut.

Ich trete selten auf; doch komm' ich — kommt es
 gut,

Und vom Theater fließt dann bis zur Loge Blut.

(Zieht aus der Tasche, aus dem Busen, überall Theile eines
 Manuscripts hervor.)

Hier ist ein kleines Stück von fünf und zwanzig Akten.

Im ersten Akte stirbt das ganze Personal;

Die Kinder bleiben nur, die jammernden, die nackten —
 Sie bleiben bis zum Schluß. Es heißt: „das Jam-
 merthal.“

Im zweiten Akte senkt sich aus dem hohen Aether
 Ein Luftschiff sanft herab, und bringt ein neu Ge-
 schlecht;

Auch dieses mordet sich im Streit ob Menschenrecht.

Den schönen dritten Akt erlebt bloß ein Trompeter;

Der bläset nun, was er kann, den Nachruhm der Ku-
 lissen, —

Bläset durch den ganzen Akt, weil Kinder wachsen
 müssen,

Sonst wär' kein vierter Akt. So geht's dann immer
 weiter.

An Fußvolk fehlt es nicht, an Wagen und an Reuter,

An Mord und Todschlag nicht: der Tod mäht alles ab.

Der letzte Aufzug zeigt ein schön erleuchtet Grab,

Die Knochen transparent, die Lampen hohle Köpfe,

Ein ganzes Regiment Gerippe ohne Zöpfe —

Und was der Gräuel mehr. Der Tod dankt endlich
 ab,

Ein liebliches Skelett, der Directeur der Welt;

Berneigt sich tief und grinzt — bis schnell der Vor-
 hang fällt.

Und das Orchester selbst besteht aus Todtenknochen:
 Die Geige ist ein Arm, die Fldt' ein morsches Bein,
 Der Bass ein alter Sarg, der Bogen — eingebrochen —
 Von einer Ribb' ein Stück, die Pauk' ein Leichenstein.
 Glückt dieses Mordspiel nicht, so hat die Kunst ein
 Ende —

Und für das Feuer schrieb ich hundert dreyßig Bände!
 Mein „Jammertal“ besteht aus dreyßigtau-
 send Scenen.

Ist's einmal aufgeführt, so fehlt's der Welt an Thrä-
 nen;

Hab' ich den Stoff getilgt zu diesem Jammersuß,
 So giebt es Freuden nur, Entzücken und Genuß.

Dann folgt „das Freudenthal,“ ein Lustspiel nach
 der Mode,

Und was dem Schmerz entging, das lacht sich dann zu
 Tode.

Ihr Fach ist's Epigramm. Ob Sie mich auch ver-
 stehen,

Mein lieber Kloßbeil? Wie gefallen die Ideen?

(Kloßbeil verneigt sich, Beyfall lächelnd.)

Sie sind ein Mann von Wit, das les' ich aus dem
 Lächeln,

Sie sind der Weihe werth zu dem geheimen Blicke!

Was ist die Schauspielkunst? — Ein Zappeln und ein
 Röcheln.

Des Lustspiels Wesenheit? — Veränd'ring der Perücke.
 Bestehen Sie nur selbst, sind's Poffen — Träume?

Kloßbeil (unter stammelnden Grimassen.)

Ey!

Huschbusch.

Ein nettes Impromptue! Es paßt zu meinen
 „Hähnen“.

Der Plan ist einfach, schön. Es kämpfen ihrer zwey —

(Beiläufig sey's gesagt, der Zweck des Stück's ist —
Bühnen;

Denn vielfach ist die Kunst, die Regel Hudeley!)
Ihr Kampf besteht in Sang — das Stück ist Operette —
Wer heller kräht, erringt den lautesten Applaus;
Ein Entenschnatterchor, mit kaustischem Gespötte,
Macht mit antikem Schein die Posse rührend kraus.
Doch endlich schweigt der Sang, das Stück ist plötzlich
aus.

Ist das nicht kühn und groß, und trefflich?

Kloßbeil (unter fürchterlichen Grimassen.)

Schön!

Huschbusch.

Ich fühl' es, großer Mann, daß Sie mich ganz ver-
stehn.

Sie sind ein Kritiker, und zwar von Profession.
Das kurze Wort spricht ab, und giebt uns an den Ton —
Den wahren, einz'gen Ton. Sie sagen nur ein Wort,
Da sperrt die Welt das Maul, wie Masken alter
Zeiten;

Es tanzt, vertausendfacht von magern Zeitungsleuten,
Ein wilder Sprudel hier, ein Floskelzucken dort.
O möchten Sie, mein Herr, mein neuestes Werk doch
rühmen!

Es ist das Gräßlichste im Fach des Ungestümen;
Es ist des Schauders Stolz, der über sich nichts läßt,
Ein Herosspiel voll Graun und heißt — „die Pest.“

Kloßbeil (erschrocken stammelnd.)

Pe — Pest?

Huschbusch.

Die Pest. — Der Held kommt an, und sitzt auf einem
Pferde,
Giebt ihm die Sporn, seufzt auf, und taumelt hin
zur Erde;

Drob bäumet sich das Pferd, erschrickt, berührt die
Leiche,

Wankt hin und fällt: es wird die Pest zur — Seuche.
Nun stirbt, was sterben kann. Verdorrt sind die Ge-
sträuche;

Das Gras erschrickt, wird gelb, — die rothe Rose
blaß;

Die Wälder trocknen hin, in Staub zerfiebt die Eiche.
Nichts hält und dau'rt mehr aus; erseufzend pläht das
Glas.

Der Hunger kommt dazu, und steigt zum Uebermaaß.
Eins frist das andre auf; die Otter nagt am Schwanz;
Der Held beißt in das Schwert, der Dichter in den
Kranz.

Die Welt wird wüßt und leer, ein großes Trauerhaus;
Da steigt der Pesthauch auf und wird zu einer Spinne,
So groß schier als der Mond, und nistelt fröhlich
drinne:

Wie Tauwerk das Gespinnst, dehnt sie sich weit hinaus;
Und wo ein Schiffchen streift, da fällt es ins Gespinnste,
Verwickelt sich und wird dem Unthier zum Gewinnste.
Giebt's etwas Größ'res wohl? und gleicht, was je er-
haben

Und schön war, diesem?

Kloßbeil.

Pfuy!

Huschbusch.

Nun sammeln sich die Raben.
Das ganze Volk ist todt, — es wird das Volk zerrissen, —
Und wie ein Rabe schluckt, so stirbt er an dem Bissen.
Hoch strebt der Vögel Schwarm, sich eilig zu ent-
fernen;

Der ganze Himmel schwarz, — fliegt er nach bessern
Sternen.

Der Pesthauch eilt ihm nach, und lockert das Gefieder,
Da fallen sie, wie Schnee, zwen Fuß hoch rings her=
nieder.

Wie überraschend. — Nicht? — Wie göttlich, imposant!
Wie abentheuerlich und wahr zugleich!

Kloßbeil.

Sch — Charmant!

Huschbusch.

Als Schauspiel, hoff ich; ja? — Nur eines fehlt:
die Wahrheit.

Unendlich hoch müßt' es dies große Werk erhdhn,
Wenn ächter Peststoff nun die träse, die es
sä'h'n —

Und stürb' mein Publikum, ergriffen von der Klarheit
Des großen Gegenstands! — Das Stück ward mir ver=
boten;

Man warf mir Unsinn vor, — doch bitt' ich, reinen
Mund! —

Ein solches Schauspiel ist ein Schauspiel für die
Todten,

Ein solcher Dichter greift bis in der Hölle Schlund,
Und wenn er dichtend singt, so bellt der Höllenhund.

Kloßbeil.

Ich zittre —

Huschbusch.

Bagatell! — Ein Nachspiel voller Frazen
Zum Spas der Gallerie, satanischer Manier,
Macht den Beschluß. Auf rollt der Vorhang; dreßsig
Kazen

Miau'n die Symphonie. Der Weisheits=Styrz ist hier,
Und die Gequälten nahn: Trion mit dem Rad —

Ein Zeitungsschreiber mit dem ungekauften Blatt —

In zärtlich wilder Angst ein Sonnettindichter,
Mit bloßem Kopf und drauf ein himmelhoher Trichter;

Ein anderer kommt, von Glas, und präsentirt sein Herz,
Und flammt in Lumpenwust und brennt in Schimpf
und Scherz.

Dann kommt mit Extrapost — die Flamme leckt die
Scheiben —

Ein kleiner Skribler an, die Hölle zu beschreiben.

Ein Chemiker versucht, und macht Experimente,
Wie man mit Kunst und Fleiß die Hölle löschen könnte.

Ein Reimer hat den Wurm und kräuselt sich im Wirbel,
Die Füße rechts, und links das Haupt am Rückgrads-
zirbel.

Ein Weltgeschichtler naht, den Kopf gedreht zum
Rücken,

Um die Vergangenheit mit Anstand anzublicken;
Und, auf der Fluth zu gehn, versucht, bethört vom
Schein,

Ein Philosoph — und sinkt bis über'n Kopf hinein;
Man fischt ihn aus, und hört erstaunt die neue Lehre;
„Daß, wär' er leichter nur, er nicht gesunken wäre.“

Kloßbeil.

Wie toll!

Huschbusch.

Wohl lacht man mein auf hochgelahrten Bänken;
Doch wer ein Dichter ist, muß nichts beim Dichten
denken.

Das ist die wahre Kunst. Ist es nicht so?

Kloßbeil (bewundernd.)

D! o!

Huschbusch.

Sie sind ganz Epigramm! Sie schnitzeln mit dem Witz,
Soviel man immer kann, der Platttheit eine Spitze.
Die Kürze ist Triumph; kurz sind Sie — und ver-
schmüht,

Man fühlt ihr Epigramm und weiß nicht, wo es sitzt.

Wir sprachen lang und breit — Sibille kommt, mein
Freund,

Und so ist unser Seyn in einem Ziel vereint.

Ein Wettstreit hebe an; ein Wettstreit mag entscheiden,
Wer von uns Sieger ist, und wen sie liebt von Bey-
den. 1c. 1c.

Broße.

III.

Ueber praktisch-philosophische Aphorismen.

Es giebt Augenblicke im Leben, wo der Mensch, selbst derjenige, der leichten Sinnes durch die Welt des Genusses hüpfte, plötzlich stille steht — und sein Auge von den lachenden Bildern der Außenwelt nun auf sein eignes Innere wendet. Sein Geist durchfliegt die ganze Bilderreihe seines verfloffenen Lebens, und weilt bald bey den lieblichen, bald bey den traurigen Erscheinungen. Vorüber sind sie alle! Die Empfindung wird von der Erinnerung nur leise bewegt; darum spricht der höhere Geist im Menschen sein stilles unbestochenes Urtheil über sein eignes Leben — und, bald sich über die Welt erhebend, auch über das Leben überhaupt. Das sind die wirklich herrlichen, sinnigen Stunden unsers Erdenlebens; aber grade darum die herrlichsten, weil in ihnen dem Menschen bald alle niedern menschlichen Verhältnisse, die so schwer den Flug des Geistes niederdrücken,

nun verschwinden; und er sich frey bewegen kann, bald in den niedern Kreisen des gewöhnlichen Lebens, bald in den höhern des idealischen. Hier zeigt er seine Doppelnatur, daß er beyden Welten angehört, denn er umfaßt in einem Moment die irdischen Erscheinungen mit dem hohen Blick des Ideals. Aus dieser so gewonnenen Ansicht des Lebens sucht er sich gleichsam seine künftige Lebensmaxime zu bilden, und in ihr das Kriterion für das Wirken und Schaffen anderer.

So sind diese Augenblicke aber nur dann, wenn ihr eigentliches Wesen rein zum Bewußtseyn kommt. Aber es sind der Begünstigten wenige, die diese herrlichen Augenblicke in ihrer ganzen Reinheit genießen. Doch als ein wirklicher Zustand der Seele, streben sie in jedem Organismus sich empor zu heben, wenn sie sich gleich in jedem anders gestalten. Denn bey jedem Menschen tragen sie auch zugleich das Gepräge seines eigenthümlichen Charakters. Mithin zeigt sich dieser Zustand der Seele so verschiedenartig, als es die Charaktere der Menschen sind. So manigfaltig diese auch sind, so lassen sie sich doch auf gewisse Hauptcharakter zurückführen, von denen wir nur diejenigen schildern wollen, die unsern Blicken sich gewöhnlich zeigen, und wie sich bey ihnen wohl jener Zustand der Seele gestalten möge.

Wo die gemeinen Verhältnisse des Lebens

von früher Jugend auf schon die ganze Seele bewegten; wo diese ihre Verstandeskraft nur entwickelte, um genießen zu lernen; wo der Genuß nur in einem materiellen bestand, nicht in einem feinem geistigen, — denn der ist schon ohne idealische Ansicht nicht möglich; — da sind jene herrlichen Augenblicke nicht Wohlthat, nicht Glück, da sind sie eine Last. Der höhere Geist konnte, nach vielfachen Kämpfen; nur Ueberdruß an den sonst so gesuchten Gegenständen des gemeinen Lebens hervorbringen. Er selbst konnte den Menschen nicht mehr ganz ergreifen, und ihn dadurch für seinen Kleinen Verlust herrlich entschädigen. Bey solchen Menschen läßt sich jener Seelenzustand nur ahnen in den Augenblicken, wo sie lebenssatt zu seyn vorgeben oder sich selbst gestehen, ohne jedoch die Reizbarkeit für den Genuß verloren zu haben. Nur hierin kann der Grund zu suchen seyn, warum manchmal Menschen ihrem Leben ein Ende gemacht haben, denen noch ungeschwächter Organismus und Wohlhabenheit vielfachen Genuß hoffen ließen.

Anderß hingegen zeigt sich jene Stimmung der Seele in den Menschen, die schon die Jahre der Kindheit mit der düstern Sorge des Erwerbs trüben mußten. Sie waren freylich auch schon frühe von der materiellen Welt umringt, ergriffen; aber sie brachte ihnen nicht Genuß, nur Qual — darum ist sie auch nicht ihr höchstes Gut, woran

sie hängen. Jenem höhern jenseitigen Leben ist es, worauf sie mit Behemuth ihr Schutzengel hinweisen mußte. Darum schließen sie sich mit warmer Liebe an die Religion; hier suchen und finden sie ihr einziges Glück. Sie giebt ihnen die Gewähr für einen höhern geistigen Zustand, der dem Menschen so sehr Bedürfniß ist. Mit Freuden opfern solche Menschen ihr ganzes sogenanntes irdisches Glück, ja ihr Leben selbst, für ihre Religion. Freylich haben philosophirende Köpfe im Gegentheil behauptet, daß nur Furcht die niedern Menschenklassen an die Religion kettete, und daß sie allein höchstens im Stande wären, ächt religiös zu fühlen. Dürfen wir aber den Urtheilen derjenigen glauben, die so unläugbar Egoismus und Mangel an Würde zu ihren Untersuchungen bringen? Ein erhebendes, aber auch zugleich trauriges Beyspiel liegt uns nahe. Mit welcher Festlichkeit, mit welcher Innigkeit wurde nicht sonst, und wird auch zum Theil noch, von den niedern Erwerbständen der Sonntag gefeyert. Er ist gleichsam der poetische Tag in ihrem materiellen Leben. Hier leben sie gleichsam die zweyte, schönere aber auch kürzere Hälfte ihres Lebens. Hier ist wahres Geistesleben. Unsre so hoch gestiegene Bildung hat diese Tage noch mehr vergeistigen wollen: durch liturgische Ceremonien, die einen tiefen Sinn haben; durch hohe philosophische Phrasen im Gewande geistlicher Beredsam-

keit, — und durch verschiedene Arten von Industrieschulen. In diesen Menschen charakterisirt sich jene Stimmung der Seele, als eine wehmüthige Erinnerung der Vergangenheit, in der vielleicht nur ein Lichtpunkt der Freude strahlt, an dem sie hangen, der allmählig in ihre Seele Heiterkeit gießt, sie mit einer gewissen Resignation erfüllt — und, merkbarer als je auf einen höhern geistigen Zustand hindeutet. Ihr ganzes Leben war ein dunkler nächtlicher Himmel, an dem nur dieser Moment ihrer für diesen Augenblick reinen fesselfreyen Seele als der hellste Hoffnungsstern eines schönern Morgens glänzt.

Bei Menschen, welche der gewöhnliche Sprachgebrauch mit dem Namen der Gelehrten belegt hat, sind jene Augenblicke weit seltner und von anderer Art. Ihnen, die mit immerwährend regem Geiste Vorwelt und die große Natur betrachten, aus jedem Theile ihrer Betrachtung Ansichten des Unendlichen sammeln: ihnen entgeht gewöhnlich die Ansicht des menschlichen Lebens. Theils wännen sie, aus demselben gingen nicht die großen Resultate hervor; theils ist auch ihre Außenwelt so groß, so ausgedehnt, so reichhaltig an Erscheinungen, daß ihr Geist durch jeden Schritt in der Erkenntniß nur immer fortgezogen wird zu weiteren, immer gereizt wird, noch mehr Massen von Erkenntnissen zu gewinnen, das Gebiet des Wissens noch mehr zu erweitern. Sie kennen sich selbst nicht;

und thun sie auch einmal einen Blick in ihr Inneres, so ist's nur, um eine momentane Empfindung zu zergliedern. Und kann man wohl diese anatomische Seelenoperation mit jenen herrlichen Augenblicken vergleichen? Aber so und nicht anders charakterisirt sich jener Seelenzustand bey denjenigen von ihnen, welche die Lösung des Räthsels der menschlichen Bestimmung und des Daseyns überhaupt zum Zweck ihrer Beschäftigungen gemacht haben. Diese Untersuchungen rühren nicht ihre Empfindung; sie sind nur Gegenstände für ihre Urtheilskraft, oder auch Phantasie — der erstern sind sie völlig fremd. Selten haben die Resultate ihres Spekulirens Einfluß auf ihr Leben; dies sagt uns die Erfahrung täglich. Ihr Leben, könnte man sagen, ist nur ein rationelles, kein psychisches.

In dieser Klasse giebt es aber auch einige, die es versuchen, die verloschenen Züge des Bildes von der untergegangenen großen Vorwelt wieder herzustellen. Sie wollen das volle, herrliche Leben jenes Menschengeschlechts kennen lernen, und dies müßte sie zur Kenntniß ihres eignen Wesens führen. Aber, wie große Künstler, entwerfen sie nur Gemälde aus der idealen Welt, und so verlieren sie bald sich und das menschliche Leben in ihrer Phantasienwelt. Glücklich sind sie wohl, denn sie haben einen Zauberkreis zwischen sich und dem eigentlichen Leben gezogen. Remes von den nie-

derdrückenden Verhältnissen und Erfahrungen erreichte sie innerhalb ihres Kreises. Schon von den Jahren ihrer Kindheit an wandelten sie, man könnte sagen, selig durch das Leben, ihre eigne Welt im Busen. Darum kommen auch jene Augenblicke so selten, bey manchen vielleicht nie, wo sie stille stehen, auf ihr Inneres blicken, mit Besonnenheit und Liebe zur höchsten, rein geistigen Vollkommenheit, die ganze Masse ihrer Hoffnungen, ihrer Wünsche, ihrer Erfahrungen, erwägend überschauen.

Das Weib von natürlicherem, unverdorbnereim Gefühl, als der Mann, aber auch von mehr Reizbarkeit für die Außenwelt, hat jene Augenblicke oft, aber sie tragen hier nicht den ernsthaften Charakter. Das Weib schaut selten mit Ernst und hoher Würde auf das durchlaufene Leben zurück und weilt denkend bey ihrem Innern. Sie sucht durch die Erinnerung alle schön verlebten Stunden noch einmal zu genießen. Das edle Weib freut sich dann nur des wirklich schönen Genusses, und es fühlt sich ihr Herz nun unendlich groß, unendlich voll Dank und Liebe gegen die Ihrigen, die ihn bereiteten, und gegen den Vater alles Lebens selbst. So erhält das Weib aus diesen Stunden der Erinnerung den stillen religiösen Sinn, und die Kraft der Liebe zu den Ihrigen, jede Unannehmlichkeit des Lebens heiter zu dulden.

Auch giebt es Individuen, unter beyden Ge-

schlechtern, unter jeder Klasse, voll Andrangs zur höchsten sittlichen Würde, d. h. zu demjenigen Zustande des Organismus, von dem man sagen muß, daß er rein geistig, daß er psychisches Leben sey. Die Natur begabte sie mit jener schönen Besonnenheit, bey der allein nur reine Sittlichkeit möglich ist. Jeder Tag ihres Lebens, an dem sie nicht ein Gefühl der Zufriedenheit belohnt, ist für sie ein verlornor Tag. Als die Religion noch unentweicht ihren schönen Einfluß auf die Menschen äußerte, da waren solche Menschen die wirklich frommen. Sie entziehen sich dem Wirbel des Lebens, darum wallen sie auch, von wenigen Versuchungen umgeben, im vollen Glücke ihrer Reinheit, durch das Leben. Keine Leidenschaften zerreißen die Harmonie in ihrer Seele. Wenn es ihnen auch fehlt an Kämpfen ihrer höhern geistigen Natur gegen die materielle, so sind sie darum doch nicht minder geistig, nicht minder arm an lebhaften Gefühlen. Durch ihre Besonnenheit nur zügeln sie die Leidenschaften schon in ihrem Entstehen, wo sie allein zu zähmen sind. Weil sie grade besonnen sind, so ist selbst der geringe Theil ihres Wirkens immer mit einer höhern Rücksicht bezeichnet. Darum blickt auch ihr Geist nicht oft nach der durchlebten Vergangenheit, denn sie giebt ihnen ja nichts anderes, als die Gegenwart ihnen schon geben muß. Solche Menschen mögen auch wohl nur diejenigen seyn, von denen man

sagt, daß sie schön in der Gegenwart leben. Vielleicht findet man darum auch diesen Charakter häufiger unter dem weiblichen Geschlecht, als unter dem männlichen. Meisterhaft schildert ihn Göthe in den Bekenntnissen einer schönen Seele, die nur der Psychologe in ihrem Werthe zu würdigen weiß.

Mit diesen Charakterschilderungen sind freylich noch lange nicht die Hauptseiten des menschlichen Herzens dargestellt. Sie sollten es aber auch hier nicht werden. Für unsern Zweck sind die hier aufgestellten hinlänglich. Wir sahen, wie in solchen Charakteren sich diejenige Stimmung der Seele darstellt, welche die eigentlich sittliche ist. Es ist, wie gesagt, diejenige, in der durch das Band der Erinnerung der rein geistige Trieb, ein rein geistiges Wesen zu seyn, in dem Menschen sich emporhebt und dieser sich nun daher Lebensansichten, Lebensmaximen zu bilden versucht. Oft gehen diese wirklich auf das folgende Leben über, wenn nicht der entgegengesetzte, rein materielle Trieb ihn wieder dieser Welt angehören macht.

Solche Augenblicke sind es nun auch vorzüglich, in denen der Mensch aufgelegt ist, auch die Lebensbahn eines andern zu durchlaufen, um seine Ansicht vom Leben überhaupt zu erweitern. Für solche Augenblicke nur hat der Dichter, der Philosoph seine Seelengemälde gezeichnet, gleichviel in welcher Form. Mit einer ernstern Stimmung wünscht der Künstler den Beschauer zu seinem

Kunstwerke hintreten zu sehn. Nur dann kann er die leisesten Andeutungen richtig auffassen, nur dann kann er dem hohen Geistesflug des Künstlers folgen, ohne ein Spiel der Phantasie zu treiben; nur dann kann er zu den lieblichen Kreisen des Witzes, der heitern Lebensansichten hinabsteigen, ohne frivol zu werden. Wer mit Muthwillen, mit der Absicht, sich durch spielende Reizungen die ohnehin flüchtige Zeit zu verkürzen, zum Gemälde tritt, der kann dem edlen Künstler nicht willkommen seyn, der seine Schöpfungen bloß den Menschen geweiht hat, die in jener geistigen Stimmung nur der Geisterwelt angehören wollen. An diese Geisterwelt sie noch mit festern Bänden zu knüpfen, das bezweckt der edle Künstler durch seine Werke.

Wir haben jetzt nicht nur gesehen, welches der Zweck der didaktisch = poetischen und praktisch = philosophischen Schriftsteller ist, sondern auch von welcher Art sie auch die Stimmung bey ihren Lesern wünschen, wenn sie Erreichung ihres Zweckes hoffen sollen. Möchte nicht aber auch die Form, in der sie ihre Lebensansichten, ihre Darstellungen des menschlichen Herzens, ihre Lebensmaximen vortragen, ein Großes zur Erreichung ihres Zweckes beitragen?

Gewiß. Aber so übereinstimmend sie sind, wenn sie sich die Stimmung des Lesers wünschen, so sehr weichen sie auch wieder ab, wenn sie die

Form wählen, in der sie am meisten ihren Zweck zu erreichen hoffen. Der Dichter glaubt sich dessen gewiß, wenn er dazu das Lehrgedicht oder die Fabel wählt. Doch das Lehrgedicht, als eine Zwittergattung der Poesie und Prosa, verfehlt den Zweck durchaus, wie es uns die Erfahrung lehrt. Ohne die Kraft und Klarheit der Prosa, und ohne die Phantasie des Dichters ganz zu besitzen, hebt es den Leser weder zu den Ansichten einer idealen Welt und idealer Verhältnisse, die das Herz mit Begeisterung füllen, noch führt es die unwiderstehliche Kraft der Ueberzeugung mit sich. Dessen ungeachtet sucht es den Leser lange in der ernstesten Stimmung zu erhalten. Eine naturwidrige Forderung. Für die Wahrheit dieses Satzes spricht die Erfahrung, die uns zeigt, daß es noch keinem Lehrgedicht gelungen ist, sich allgemein als ein Werk zu erhalten, zu dem ein jeder in den ernstesten Stunden des Lebens flieht, um Aufschluß über das Labyrinth des menschlichen Herzens und Liebe zu einem reingeistigen Leben zu erhalten. Pope's Brief über den Menschen und Young's Gedanken über die Unsterblichkeit der Seele sind beynahe zur völligen Vergessenheit herabgesunken. Tiedge's Urania fesselt nur durch ihre lyrischen Schönheiten noch den Kreis der Bewunderer. Eben so wenig kann die Fabel jenen Zweck erreichen. Sie zeigt nur anerkannte Schwächen oder Tugenden des menschlichen Herzens, doch meistens nur die er-

stern in einem sehr auffallenden Gewande. Ihre Ansichten kommen oft der Schärfe und dem Spott der Satyre gleich. Ihre Wahrheiten überraschen durch ihre barocke Einkleidung; es fehlt ihnen dadurch aber an Adel, um sich im Geiste des Lesers zur genauern Betrachtung zu behaupten, und dann in sein ganzes Treiben und Weben überzugehen. Wenn die eigenthümliche Wahrheit der Fabel durch ihre Wichtigkeit das ernste Nachdenken anregen will, so hebt das komische Gewand die Wirkung wieder auf. Ueberdem entwickelt uns die Fabel auch nicht das eigenthümliche Wesen der Seele; sie führt uns nicht zu neuen Aufschlüssen über dasselbe. Sie giebt uns nur theils moralische Lehren, theils Lebensregeln in allegorischer Form.

Unsre neuere Literatur ist vorzüglich reich an Werken von einer ihr gleichsam eigenthümlichen Form, die sowohl dem Dichter als dem Philosophen angehören kann, und die man daher auch mit dem Namen des philosophischen Romans belegt hat. Der philosophische Roman scheint für den angegebenen Zweck eines Schriftstellers die passendste Form zu seyn. Sie scheint jene Stimmung des Lesers nicht nur zu erhalten, sondern sogar zu erregen. Wir haben solche Werke von Meistern in der Kunst aufzuweisen, und dennoch sagt die Erfahrung dem aufmerksamen Beobachter, daß jene Künstler nur bey einem außerordentlich kleinen Theil von Lesern ihren Zweck erreichen,

bey dem größern ihn verfehlen, und bey dem
 größesten Theil sogar den entgegengesetzten hervor-
 bringen. Der Ursachen sind manche. Es sind
 hier Schilderungen von Lagen im gewöhnlichen
 Leben, aber in ein idealisches Licht gestellt; also
 eine idealisirte Natur, wie in dem Gemälde eines
 Künstlers. Ihr idealischer Charakter ist so anzie-
 hend, reißt die edle wie die unedle Phantasie so
 mit sich fort, daß die Wirklichkeit mit der Dichtung
 verschmilzt. Der Leser sucht daher im wirklichen
 Leben ähnliche Gemälde; findet er sie dann, wie
 natürlich, nicht, so entsteht ein Urtheil über das
 Leben, welches, rein ausgesprochen, seine lächer-
 liche Seite nicht verbergen kann: „Die Menschen
 verschlimmern sich — — ausgenommen wir und
 einige gute Freunde.“ In mancherley Gestalt
 wird dieses Urtheil ausgesprochen, und oft da,
 wo wir es nicht vermutheten; ein Beweis, wie
 sehr diese zauberische Verschmelzung von Wahrheit
 und Dichtung selbst den stärkern Geist jesseln kann.
 Durch sie geblendet, sucht man gewöhnlich das
 höhre, geistige, reine Leben nur außer sich, an-
 statt es in sich selbst zu realisiren. Oft versuchen
 auch einige dieses; aber sie ahmen von jenen Ge-
 mälden nur das Unwesentliche, die Kleinigkeiten
 nach, und wähnen dadurch den Sinn des Ganzen
 aufgefaßt und hergestellt zu haben. Grade so,
 als ob jemand durch eine täuschende Nachahmung
 der Drapperie einer alten Statue schon glauben

wollte, er hätte ganz den Geist der alten Plastik aufgefaßt.

Von einer andern Seite betrachtet, bringen diese Seelengemälde in den philosophischen Romanen in dem Leser eine andere oft noch gefährlichere Täuschung hervor. Die angenehme Empfindung nämlich, die jene Gemälde, jene witzig gestellten Raisonnements in uns erregen, indem die Phantasie und der Sinn fürs Schöne jeder Art lieblich bewegt wird, wie bey der Beschauung eines jeden neuen Kunstwerks — dieses ästhetische Gefühl wird von den meisten für Liebe zu rein geistigen Verhältnissen unter den Menschen, mit andern Worten, für Liebe zur Tugend gehalten. Beyde unterscheiden sich aber sehr. Liebe zur Tugend zieht ins Leben über, erzeugt Liebe zu den Menschen, Aufopferung für sie, Demuth, und verbannt mithin den Egoismus. Jenes ästhetische Gefühl aber erzeugt stolzes Bewußtseyn, wie der Besitz einer Habe, die nicht jeder hat, — Geringschätzung anderer, als gleichsam solcher, die von der Natur verstoßen sind. So können wir es uns nun auch erklären, warum man diese Fehler so häufig den Künstlern und Kunstfreunden hat vorwerfen können.

Auch finden sich oft in solchen Romanen Schilderungen von Verhältnissen des ganz materiellen Lebens. Sie sind häufig mit so vieler Laune, mit so vielem Aufwand von poetischen Schönhei-

ten gezeichnet, daß das Wohlgefallen an der Darstellung die reingeistige Abneigung gegen die Materie unterdrückt. Dadurch wird der Leser von dem Künstler selbst in eine ganz andre Stimmung versetzt, als diejenige ist, die seinem Zwecke entspricht. Er arbeitet sich also selbst entgegen.

Männer, denen es theurer war, durch die Sache selbst allgemein zu wirken, als sich Beyfall durch die Form zu erhaschen, zogen es vor, unmittelbar mit nackter Wahrheit das menschliche Herz zu enthüllen — Lebensansichten, Lebensmaximen aufzustellen, die von einer höhern Bestimmung des Menschen abgeleitet waren. Jacobi, der wahre deutsche Weise im alten Sinne des Wortes, hat uns, in seinem Woldemar und in Allwills Briefsammlung, für diese Gattung Werke gegeben, die lange die einzigen bleiben werden. Aber auch diese Männer erreichten nicht allgemein, nur bey wenigen ihren herrlichen Zweck. Man könnte die Deutschen der Undankbarkeit zeihen, wenn man sieht, wie die Schriften eines Garve, Mendelsohn und so vieler anderer fast ganz das Loos der Vergessenheit gehabt haben. So sehr alle diese Männer auf das Allgemeine zu wirken suchten, so mußten sie doch bey den meisten ihren Zweck verfehlen. Sie entwickelten die Wahrheiten in einer zusammenhängenden Kette von Sätzen; und diese Kette mit gleichem Feuer des Gemüths, mit gleicher Schärfe des Verstandes verfolgen,

das ist nicht allen möglich. Der Verstand stößt auf Hindernisse, er will sie bey Seite schaffen, und während dessen erkaltet das Gemüth. Jene Stimmung ist vorüber, und mit ihr sind auch die Eindrücke verschwunden, die manche große Wahrheit machte. Ueberhaupt wird aber das Ganze zu sehr zum Gegenstande des Verstandes gemacht, so daß die gewonnenen Resultate wohl ein gewisses Wohlgefallen erregen, wie jede vollendete mathematische Untersuchung — nicht aber den Willen ergreifen. Was hilft uns aber alles Wissen, wenn es nicht ins Leben übergeht? Des Menschen Bestimmung kann nicht das Wissen seyn, sondern das Glücklich seyn. Warum aber sind wir reicher an Wissen, als an Glück? Seit Jahrtausenden gewinnt der Mensch schon immer am Wissen; — ob aber auch an Glück?

(Der Beschluß folgt.)

IV.

Bemerkungen, veranlaßt durch das Manifest
über den Handel des russischen Reichs fürs
Jahr 1811.

Die wohlgemeinte Absicht unsers Monarchen in der Anordnung der neuen Handelsvorschriften ist unverkennbar. Es sollen nämlich die ungeheuren Summen, die das Land durch den Ankauf ausländischer Manufakturwaaren jährlich verlor, im Lande zurückbehalten, dadurch dem Abzuge des baaren Geldes gewehrt, mithin die Masse desselben im Reiche unvermindert erhalten und dem Uebel vorgebeugt werden, daß der Handel Rußlands nicht in Verlusthandel ausarte; d. h. daß Rußland in seinem Handel nicht mehr baares Geld an das Ausland für dessen Kunstprodukte zahle, als es von demselben für seine eignen Natur- und Kunstprodukte wiedererhält. Dies Uebel ließ sich aber mit Grund befürchten. Denn wenn gleich durch Mitwirkung und Begünstigung der Regierung Manufakturen und Fabriken im Reiche in beständiger Zunahme waren, so stieg doch auch in den letzteren Zeiten der Luxus mit einem verhältnißmäßig noch viel rascheren Schritte. Daher kam es denn, daß Rußland in früheren Jahren, da es viel weniger eigene Kunstprodukte lieferte, als jetzt, dennoch für fremde Manufakturen, im

Verhältniß zu dem, was es für seine rohen Produkte löste, viel geringere Summen an das Ausland zahlte. Im Innern des Reichs behalf man sich nämlich damals fast durchaus mit den, wenn gleich unvollkommneren, Erzeugnissen der eigenen Kunst und des eignen Fleißes; und in den Gränzprovinzen, wo man freylich schon damals viel ausländische Fabrikate in Gebrauch zog, begnügte man sich mit wohlfeileren und dauerhafteren Zeugen und Stoffen; verarbeitete seine Meubles und Hausgeräth aus inländischen Materialien; trank den Wein nur an hohen Festtagen; kannte die kostbaren Spinngewebe noch nicht, die, da die Mode sie täglich verändert, und daher täglich neue nothwendig macht, zum Nachtheil der Gesundheit und des Haushaltungskonto wirken, indem sie zugleich den Vortheil in der Handelsbilanz des Reichs verringern, und, weil man sie nothwendig wähnte, und oft ungeprüft den einheimischen Fabrikaten vorzog, die inländische Industrie darben ließen und erstickten.

Wenn jene ausländischen Artikel des Luxus bey uns zum Theil eingeschränkt werden, zum Theil gänzlich aufhören; wenn wir die großen Summen, die wir bisher dafür dem Auslande zahlten, bey uns behalten; wenn wir dessen ungeachtet unsre eignen Produkte an die Ausländer absetzen, so muß durchaus (obgleich freylich anfangs einige Individuen, die mit jenen ausländi-

schen Waaren handelten, dabey leiden werden) das Ganze ungemein viel gewinnen, der Ueberschuß des Gewinnes im Handel für Rußland sich überaus vergrößern und der Reichthum des Staats sich außerordentlich erhöhen.

Aber, so hören wir Manche fragen, werden denn auch die Ausländer, denen wir nunmehr so wenig abkaufen, auch fernerhin, wie vordem, unsre Waaren uns abnehmen? werden diese sich nicht bey uns anhäufen, und ungenutzt uns zur Last fallen?

Mit Zuversicht läßt sich behaupten, daß dies, wenigstens auf lange Zeit noch, nicht zu befürchten sey. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr Rußlands sind nämlich nicht, wie jene der Einfuhr aus dem Auslande, entbehrliche Bedürfnisse des Luxus, sondern unentbehrliche Natur- und Staatsbedürfnisse. Unser Getreide, unser Hanf, unser Flachs, Talg, Eisen, Leinsaat, Pelzwerk u. s. w. lassen sich nicht so leicht entbehren, als die Galanteriewaaren, das feine Tuch, Kaschemir, Manschester, Zitze, Musseline &c. des Auslandes.

Aber sollten nicht die Ausländer, die jene ihnen nothwendigen und unentbehrlichen Waaren von uns bisher bezogen, dieselben nicht auch aus andern Gegenden erhalten, und in sofern der unserigen entbehren können?

Auch dies wäre, für die Gegenwart wenigstens, eine leere Besorgniß; denn kein europäischer

Staat ist im Stande, mit Rußland, in Rücksicht auf jene Waaren, zu wetteifern, — und Amerika, von dem sich das in ferner Zukunft (vorausgesetzt, daß die Fortschritte seiner Kultur durch nichts aufgehalten werden) befürchten ließe, kann weder jetzt, noch in den ersten zwanzig bis dreißig Jahren, jene Produkte, weder in hinlänglicher Menge, noch so gut, noch so billigen Preises liefern.

Allein werden auch, bey der verhältnißmäßig noch geringen Anzahl von einheimischen Manufakturen und Fabriken, wir vermögend seyn, uns hinlänglich mit den Bedürfnissen zu unsrer Bekleidung zu versorgen?

Ich glaube, daß sich auch diese Frage bejahen läßt. Denn für die ersten Jahre, da der Mangel an eignen Fabrikaten, bey gänzlicher Entbehrung der ausländischen, freylich fühlbar werden könnte, sind wir noch hinlänglich mit fremden, vor dem Verbot eingekommenen, versorgt. Diese werden uns aushelfen, indem zugleich die Nothwendigkeit, der nunmehr sichere Absatz, und der steigende Preis der inländischen Manufakturwaaren, die einheimische Industrie beleben, vergrößern und, so zu sagen, täglich neuen Manufakturen und Fabriken ihr Entstehen und Gedeihen geben werden.

Aber zugegeben, daß durch solche rasche Vermehrung der inländischen Werkstätten dem Mangel an Fabrikaten abgeholfen werden würde; sollte denn Rußland auch wohl hinlänglich rohe Mate-

rialien jener Gattung, die zur Verfertigung von Kleidungen dienen, sollte es insbesondere hinlänglich brauchbare Wolle besitzen, um damit jene Manufakturen versorgen und im Gange erhalten zu können?

Um hierüber urtheilen zu können, müssen wir einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Schaafzucht im russischen Reiche werfen, und daraus die Fragen beantworten: hat Rußland Schaafse genug? und liefern diese solche Wolle, die zu Verfertigung von Tüchern brauchbar ist?

Daß unser Reich eine größere Anzahl Schaafse besitzt, als irgend ein anderes, ist nicht zu bezweifeln, wenn wir den Nachrichten so glaubwürdiger Männer, als Pallas, Georgi, Storch &c., unser Zutrauen schenken wollen. Es giebt kein Gouvernement, in welchem die Schaafzucht nicht Fortschritte gemacht hätte; einige, wie die slobodische Ukraine, Kursk, Drel, Tambow, Kasan, enthalten zahlreichere Heerden dieser Thiere, als die meisten Landschaften von gleichem Umfang in irgend einem Staate, England ausgenommen; Taurien allein hat über sieben Millionen Schaafse, folglich halb so viel als das ganze Königreich Spanien; die Kirgisen, die Kalmüken und alle an Sibiriens Gränzen nomadisirenden Völker führen ungeheure Heerden Schaafse mit sich herum.

Aber entspricht denn auch die Qualität derselben, oder eigentlich die Beschaffenheit ihrer Wolle,

den Erfordernissen zur Verfertigung brauchbaren und guten Tuchs?

Da ist nun freylich nicht zu leugnen, daß bey den Kirgisen und Kalmüken die Schaafswolle sehr kurz und fast haarartig ausfällt; daß die tau-rischen Schaafse in den Ebenen der Halbinsel eine zu feinern Tüchern unbrauchbare Wolle liefern, und daß das eigentlich russische Schaaf, in den meisten, besonders den nördlichen Gegenden, kurz- und grobwoolligt ist: doch machen mehrere Gouvernements hievon eine glückliche Ausnahme. Die Schaafse auf den Inseln Desel und Dagden, die im ehemaligen Litthauen, in Podolien, der slobodischen Ukraine, Tambow, Kasan, in den südlichen Gegenden der Kama, die langgeschwänzten Tscherkassischen bey den Kosaken am Don, die Grus-sischen und besonders die Gebirgschaafse in Tau-rien, geben eine viel feinere Wolle. Ja, nach den Erfahrungen eines einsichtsvollen praktischen Landwirths, des Obristlieutenants Dso tkin (s. die Auswahl ökonom. Abhandlungen IV. 145), lie-fern acht russische, mit fremden Racen unver-mischte Schaafse, außer der gröbern Haarwolle, auch eine feine seidenartige, die bey jungen, aber erwachsenen Thieren, eben so schön und brauchbar ist, als die Wolle von spanischen Schaafsen. Sie wächst bey ihnen am Halse und auf der Brust, und kann, mit geringer Aufmerksamkeit, abgesondert und zu Seidenwolle verarbeitet werden.

Wenn nun aber auch aus dem Angeführten sich noch nicht folgern ließe, daß Rußland, bey seinem Ueberfluß an Schaafen, gegenwärtig schon im Stande sey, seine Wolle genug zu liefern, um daraus alle zu eignem Gebrauch bisher erforderlich gewesenenen feinen Tücher zu verfertigen; so liegt dessen ungeachtet darin noch kein Grund zu Besorgnissen. Denn da die Einfuhr des fabricirten Tuchs, nicht die der Wolle untersagt ist; so werden wir das an der erforderlichen Quantität feiner Wolle uns etwa noch Fehlende fürs erste noch aus dem Auslande ziehen, solches im Lande selbst verarbeiten können, und dabey doch wenigstens den größten Theil jener Ausgabe von sechs bis sieben Millionen Rubel, die das fremde Tuch kostete, ersparen. Unterdessen werden die mit so glücklichem Erfolg unternommenen Versuche zur Veredelung der inländischen Schaafrazen, da die Bemühung nunmehr lohnender wird, schnell weiter ausgebreitet; dadurch selbst das Quantum roher Wolle, das wir vom Auslande noch nehmen mußten, mit jedem Jahre vermindert, und so der Gewinn des Vaterlandes bedeutend vergrößert werden. Sollten aber auch wirklich in den ersten Jahren unsre Fabriken, weil deren Anzahl gegenwärtig vielleicht noch nicht groß genug ist, nicht im Stande seyn, uns mit feinem Tuch hinlänglich zu versorgen; so wird theils, wie schon oben gesagt worden, der Borrath von ausländischem, der unter uns noch

vorhanden ist, bis dahin, daß die eignen Tuchfabriken sich dem Bedürfniß gemäß vermehrt haben werden, uns aushelfen, theils aber doch auch, im schlimmsten Fall, das Uebel, uns fürs erste in gröberes Tuch, als wir bisher gebraucht haben, kleiden zu müssen, so gar groß nicht, und, wie ich hoffe, aus Liebe zum Vaterlande, leicht und gern zu ertragen seyn.

Daß aber durch vielfältige Versuche nicht nur die Möglichkeit der Veredlung der russischen Schaafse erwiesen, sondern auch, seit ungefähr dreißig Jahren, in mehreren Gegenden mit dem besten Erfolg zu dem Zweck gewirkt worden, darüber fehlt es uns nicht an zuverlässigen Nachrichten, von welchen ich nur einige hier anführen will.

Im Jahr 1776 legte ein Kaufmann auf einem vom Senat zu diesem Behuf in Pacht erhaltenen Kron Gute in Weißrußland eine Schäferey von 70 schlesischen Schaafen an, die sich bis zum Jahr 1782 auf 500 vermehrt hatte. Die ökonomische Gesellschaft zu St. Petersburg erkannte ihm, auf die vorgelegten Woll- und Tuchproben, die große goldene Preismedaille zu.

Im Jahr 1780 fanden sich bey der den Erben des Kollegienassessors Kusmin Matwejew gehörigen Schäferey im moskowschen Gouvernement schon 15074 schlesische, 565 sogenannte holländische (von spanischer Race) und 5595 gute kleinrussische Schaafse.

Der Fürst Jussupow hatte im Jahr 1780 auf einem seiner Güter in Kleinrußland 3193 holländische und 3876 schlesische Schaafse.

Der Hofrath Ely erhielt im Jahr 1796 aus Schweden 10 Zuchtböcke, 15 Mütter und 9 Schaafslämmer von ächter spanischer Race, die er auf sein Landgut in der slobodischen Ukraine schickte. Im Jahr 1798 erhielt er aus Wolhynien 75 Mütter einer schlechtern Art spanischer Schaafse, die dort englische genannt werden, und diese neue kleine Heerde ward mit der ersteren vereinigt. Die Vermischung dieser Mütter mit den Böcken von der erstern Heerde gab völlig eben solche Lämmer, wie die neun aus Schweden erhaltenen, und nach vielfältig angestellten Versuchen hat man die Erfahrung gemacht, daß die zweyte Generation von schlesischen, und die vierte von gemeinen ukrainischen mit spanischen Böcken belegten Müttern, vollkommen gute Lämmer spanischer Art werfen. Die zweyte Generation von gemeinen mit spanischen Böcken belegten Müttern giebt die schönste schlesische Race. Im Jahr 1801 bestand die besagte Heerde schon aus 500 Stück spanischen Schaafen.

Im Jahr 1804 wurden von der Krone in den österreichischen Staaten spanische Schaafse aufgekauft, nach Odessa transportirt und daselbst mit der gehörigen Sicherheit an Privatpersonen ausgegetheilt. In Folge solcher Unterstützung legten un-

ter andern der Kommerzienrath Rousier und der Ausländer Miller, welcher selbst 1200 ächte spanische Merinos mitgebracht hatte, zwey beträchtliche Schäfereyen an. Im Jahr 1810 besaß Rousier schon 2000 der besten Schaafse spanischer Race; und, nach Nachrichten aus Charkow, sind ähnliche Versuche daselbst sowohl, als im Gouvernement Woronesch, mit dem besten Erfolg belohnt worden.

Auf dem Gute Gomel im Mohilewischen, welches dem Reichskanzler, Grafen Rumänzow, gehört, gedeiht die Zucht der Schaafse von ausländischer Race vortrefflich. Vor acht Jahren wurden dahin 18 Schaafsböcke aus Böhmen nebst 132 ächten spanischen Schaafsen verschrieben, und dazu nachher noch 20 Schaafsböcke gekauft. Seitdem ist diese Schäferey so blühend geworden, daß sich zu Anfange des verflossenen Jahres in derselben 253 Schaafsböcke und 435 Schaafse von spanischer Race, 56 veredelte und 1000 ordinaire Mutter-schaafse von spanischen Schaafsböcken befanden. Rechte spanische Wolle erhielt man im letzten Sommer gegen 50 Pud, und jährlich können 15 bis 20 spanische Schaafsböcke an Liebhaber zur Zucht verkauft werden. Seitdem haben mehrere Gutbesitzer in diesem Gouvernement sich Schaafse von spanischer Race kommen lassen.

Der Laurische Gutbesitzer, Herr Laranow, hat einen sehr gelungenen Versuch in Veredelung

der Schaafse von gemeiner Race gemacht. Im Jahr 1804 verschrieb er einen Schaafbock aus Spanien, und durch denselben erhielt er in einiger Zeit von dem gewöhnlichen Krimmschen Schaafen eine veredelte Race, deren Wolle der spanischen fast gleichkommt. Jetzt besitzt er bereits über 350 solcher feinvolliger Schaafse, von deren Wolle auf der Jekaterinoslawischen Tuchfabrik eine Quantität Tuch verfertigt worden, das sehr gut und fein ist.

Aus Drel erhielten wir unter dem 28sten December des verflossenen Jahres folgende Anzeige: Verschiedene Gutsbesitzer unsers Gouvernements befolgen mit aller Anstrengung die Aufforderung der Regierung, in Betreff der Einführung einer bessern Schaafzucht, zu der schon auf vielen Gütern, z. B. zu Goroditsche, Lebedka u. a., Einrichtungen getroffen werden. Sie haben aus Odessa die schönsten spanischen Schaafse, ächte Merinos, verschrieben, welche mit schlesischen, walachischen und einheimischen Schaafen von der besten Race vermischt werden.

Aus diesen angeführten Beyspielen wird un-
leugbar, daß die Beredlung der russischen Schaafse in den warmen und gemäßigten Gegenden des Reichs sich sehr wohl und zu großem Vortheil der Unternehmer bewirken läßt, und hin und wieder schon bewirkt worden ist; auch läßt sich nicht bezweifeln, daß dergleichen Unternehmungen, die bisher nur einzeln geschahen, bald fast allgemein

statt finden werden, da nun das größere Bedürfniß feiner Wolle für die schon vorhandenen und neu entstehenden Manufakturen die Vortheile aus der Veredlung der Schaafzucht erhöhen wird.

Die Zahl der in Rußland existirenden Tuchmanufakturen war freylich im Jahr 1804 im Verhältniß zu der Zahl der Bewohner des Reichs, die vom Tuch Gebrauch machen, noch unzulänglich; denn sie belief sich damals nur auf 157; allein seitdem sind schon verschiedene neue angelegt worden, z. B. eine zu Klin im Moskowschen Gouvernement; eine zu Choms im Grodnoschen, unweit Kobrin, die jährlich 10000 Arschin feines, dem besten ausländischen nicht nachstehendes, Tuch liefert; eine andre zu Kasan bey der Kammer des Kollegiums der allgemeinen Fürsorge; eine vom Herrn Etatsrath und Civilgouverneur Laba, zu Pskow. Auch läßt sich voraussehen, daß nach dem am 1sten Novbr. 1810 erschienenen Manifeste zur Aufmunterung der Tuchfabriken, und den durch den neuen Tarif eröffneten vortheilhaften Aussichten auf sichern Absatz der Fabrikate, so zu sagen, täglich neue Tuchmanufakturen entstehen, und die vorhandenen eine größere Ausdehnung erhalten werden. Die neuesten Nachrichten, die uns in dieser Hinsicht die nordische Post mitgetheilt hat, begründen diese Vermuthung. Sie sagen nämlich, daß die Tuchfabrik des Herrn Saljuboweky zu Moskwa schon jährlich 40000 Arschinen feines

Tuch und Kasemire, die dem schönsten ausländischen nicht nachstehen, erzeuge; daß die Tuchfabriken sowohl im Moskowschen, als in andern Gouvernements, durch das Manifest vom 1sten November 1810 aufgemuntert, auf einmal ihre ganze Aufmerksamkeit der Erweiterung ihrer Anlagen gewidmet hätten, und daß es unmöglich sey, die große Uemsigkeit zu schildern, mit welcher jede derselben sich bestrebe, bey den jetzt ertheilten Freyheiten in Betreff dieses Zweiges der Industrie, die Aufmunterung der wohlthätigen Regierung und die gegenwärtigen Handelsverhältnisse zu benutzen.

V.

Zwey Briefe über Satyre.

Erster Brief.

Nein, Freund — ich kann nicht mehr und breche los! Soll ich so fort sflavisch meinen Pudding essen und auch das Schändlichste zum Besten kehren? Bin ich nicht auch ein Wechsler der Wahrheit und ist's dem nicht Pflicht, es laut auszurufen, wo unächte Münze ist? — Vielleicht gehört mehr Selbstverachtung als Selbstbeherrschung dazu, um da zu schweigen, wo die Heucheley alle reine Menschengüte zu vernichten droht!

Nur Einen Ball, sagt man, gäbe es gegen den elenden Egoismus der Zeit: die Religion. Aber seit man diesen so frech durchbrochen und weder Gott noch den Teufel mehr fürchtet, um nur den Göttern der Selbstsucht anzuhängen — soll uns da nicht auch die Hand werth seyn, die da mit Ruthen züchtigt, wo der Ernst der Lehre noch nicht wirken kann? — Lassen Sie den Kanzeln ihre Strafpredigten, und der Stoa ihren Adel. Mark Aurel und Plato werden denen immer ernste Führer seyn, denen ihre Bildung Ernst ist. Aber Lucianische Gewalt erreichen sie beym großen Haufen nicht. Gegen Ungezieser kann man nicht mit schwerem Geschütz zu Felde ziehn.

Ich will mich hier nicht bey den Beyspielen der bösen Narren verweilen, bey deren Zeugung die Natur auf einen Augenblick toll gewesen zu seyn scheint und die täglich so widrig den Leichnam ihrer moralischen Natur mit Rosen schmücken, woran der Janhagel riecht. Mein Brief würde denn selbst schon eine satyrische Gallerie! Ich weiß, wie tief Sie selbst den Charakter der Heucheleyn zu beobachten Gelegenheit hatten, und wie oft Sie einst selbst, wenn Sie so viel Gesichter umher voll Einfalt, Eitelkeit und Bosheit sahen, Lust bekamen, ihnen einen scharfen Spiritus unter die Nase zu spritzen, um ihnen — durch die verzogenen Mienen — noch mehr Celebrität im Publikum zu verschaffen.

Wie aber, sagen Sie, wollen Sie auf diesen Haufen wirken? Nur Selbsterkennung giebt ja Heilung, und was bewirkt diese besser, als der Kontrast des Hyperheiligen und Lächerlichen? Wollen Sie Reue erzeugen durch Liebe? Verschrobener Egoismus kennt keine Reue — denn Gott bereut nie, weil er in sich selbst vollkommen ist. Durch gerade, aber ernste, Offenheit? Sie werden nur desto tiefere Verstecktheit bewirken. — Durch völliges Schweigen? Die Eitelkeit wird es Furcht nennen und sich darin von neuem geschmeichelt fühlen, weil der Furchtsame doch immer einen gewissen Werth in den Gefürchteten anzuerkennen scheint. — O! wer wollte nicht lieber durch schonende Liebe heilen? Aber wenn der freche Selbstfüchtling gerade die Liebe begehrt, die er verweigert; wenn seine Worte von menschlicher Offenheit flittern, und Lüge in seinem Auge ruht — und er in der Verachtung aller fremden Vernunft nur den tiefen Verfall seiner eignen zeigt — — dann ist Enthüllung seiner Schlechtigkeit auch unsterbliches Verdienst um unser Geschlecht; — dann muß er schwindeln lernen über das große Register seiner Thorheiten, und wie ein Schuldner schweigen, der gern seine Schuld durch einen falschen Eid abschwören möchte, wenn er nicht durch seine eigne Handschrift überwiesen würde.

Ich weiß, daß dieser Spott nicht über die Welt erhebt — aber doch der Welt den straucheln-

den Fuß sichert! Aber noch mehr weiß ich: daß ich keinen Dank für meine Satyren ärndten kann. Narren und dumme Bösewichter rächen sich immer durch Schimpfworte; ein Beweis, daß der Pfeil der Wahrheit traf. „Ein schlechtes Herz“ ist ihr Stichwort. Man werfe nur dem freundlichen Affen eine bittere Mandel in's Maul, und er zeigt durch sein Zähnefletschen, wer er sey. „Ein schlechtes Herz!“ Warum grinzt doch der eitle Zierling selbst über die geistreiche Berspottung fremder Sünden, und wüthet nur unerbittlich, wenn sie ihn trifft? „Ein schlechtes Herz!“ Warum ist sein ganzer Umfang gespannt und gezwungen, als weil seine Gefühle unwahr sind? Warum zittert sein ganzes Wesen vor innerer Beängstigung neben der Achtung gegen fremdes Verdienst, als weil er darin einen Vorwurf seiner Eitelkeit, eine Demüthigung seines Stolzes sieht? warum flieht er so feig jede heitre Gesellschaft, als weil er das scharfe Auge wittert, daß dem bunten Pfau auf die häßlichen Füße sieht? — „Ein schlechtes Herz!“ Warum sieht er denn jeden Gedankenstrich der Feder für eine Verläumdung an, als weil das dunkle Gefühl seiner Erbärmlichkeit ihm sagt, daß er Ruthen verdiene? Ihr Pegasus schnarcht und bäumt sich, und deswegen rufen die Reiter der Ackergäule: „Sie hätten ein schlechtes Herz!“

Wohlan denn! Jeder wirkt von allen Seiten für sein Zeitalter, so viel, so reich er kann. Ernst

und Scherz sind nur verschiedene Früchte an Einem Baume. Für die Unglücklichen wollen wir beten und still wohlthätig handeln — aber über die Narren lachen und die Schurken peitschen. Sie sollen sehn — es wird ein wildes Mannschießen! ich treffe Schlag auf Schlag. — Herunter die Löwenhaut und den Prügel auf's Fell, um das schändliche Heuchelhier von seiner Eselheit zu überzeugen! Kampf ist die Lösung der Zeit. Alles beißt und wird gebissen — die Unschuld am meisten! Besser unter die Beißer der Schuld, als unter die Gebissenen zu gehören. Wenn Schweine in Blumengärten wühlen, schießt man ihnen mit Salz auf das Fell; das brennt und scheucht, aber tödtet noch nicht. Wer in den Koth fällt, mag mirs verzeihn; aus Koth ist der erste Mensch gemacht, und der Egoismusteufel ist's noch. Das Lachen soll mich wenigstens mit dem Druck dieses Teufels in's Gleichgewicht bringen, und mir den Spleen so mancher Jahre ersetzen. Die Dinte stammt aus Galläpfeln her — und die Phantasie stellt ihren Todtentanz an. Adieu! —

Antwort.

Mein theurer Freund! Sie schrieben ihren Brief in einer grimmigen Minute. Thors schwarze Donnerwolken haben Sie um sich gezogen, und sein Hammer droht. Ich glaube, Ihr Herz spielt nur gewaltsam den Todten und lebt doch noch für

eine freundlichere Weltansicht. Wollen Sie diese tiefe Herz so bitterer Satyre weihn, und wirklich, wie es scheint, die heiligen neun Musen in drey mal drey Furien verwandeln — um Menschen zu bessern — so vergaßen Sie vielleicht nur, daß mehr Stärke zur duldenden Versöhnung, als zu blutigen Siegen gehört; sonst hätten Sie gewiß das Starke gewählt. — Setzen Sie fürs erste den Zucker der Liebe zu ihrer Gallendinte, und sie wird einen schönern Glanz bekommen.

Sie wissen also, daß man diese Satyrrosen nicht bricht, ohne von ihren Dornen verwundet zu werden? daß Sie alle Welt herausfordern, auf sie loszuschlagen und alle Welt — auch die Ausforderung annimmt. Aber vielleicht sahen Sie es zu leicht an, und erfuhren noch nicht, daß jedes gespitzte Wort der Wahrheit schärfer gerügt wird, als Schurkenthaten? Die bittern Satyriker wurden von jeher von Kadmus Drachenzähnen hergeleitet, mit Wespen verglichen, die durch einen Stich ganze Generationen vergiften, ihren eignen Stachel sitzen lassen und sterben, — oder gar mit kamtschadalischen Hunden, die man nur mit Prügeln vom Menschenkoth wegreißen kann. Bey dem „schlechten Herzen“ läßt man's selten bewenden.

Als Fel, der Geiferer, auf dumpfes Heu sich streckte,
 Stach ihn ein Skorpion. — Was meint ihr, das geschah?
 Fel starb am Stich? — — ey ja doch! — ja! —
 Der Skorpion verreckte!

Glauben Sie, daß man Ihnen weniger erwiedern wird? Sie wollen gar mit Prügeln drein schlagen, und statt Graziengeneck können Sie nur Sauhiebe erwarten.

Aber glauben Sie etwa, bey diesen Urtheilen über Sie, noch das Vertrauen der Menschen erhalten zu können? Müssen Sie nicht so den besten Theil Ihrer Wirkung verlieren? Muß nicht mit Recht die wilde Satyre ein Verbrechen an der Tugend scheinen, wenn sie überall nur Würmer in der Rose des Lebens sucht, neben dem Schlechten das Gute mit entheiligt und ihren Tempel auf die Ruinen guter Namen baut? — Schon kenne ich Ihre Feder als Kritiker! Die Achtung der Menschheit fordert es von Ihnen, daß Sie auch dort, wie im Leben, nicht die Person, sondern die Handlung — nicht den Autor, sondern das Werk, richten. Sie wissen nicht, ob Ihre Arzeney ermordet oder heilt! Sie wissen oft nicht, welche Jahre der Mann geopfert, zu welchen Zwecken, für wen er es gethan, welche Berge er mühsam erstieg, wie tief aus Schweiß und Staub er sich erhob. Die Wahrheit ist an sich schon bitter und widrig; Wiß scharft sie zum äzenden Gift. Den erschreckt ein rauschend Blatt — den könnte man mit Taranteln hauen. Hätten Sie aber auch ihn einmal tödtlich verwundet, so wäre es zu spät, mit Del der Versöhnung zu heilen.

Gewiß verdient auch der Egoismusteufel mehr

Nachſicht, als Sie ihm zugeſtehn. Sie hadern auf etwas, das die Natur ſelbſt in den Menſchen legte, um ihm die Quelle alles Großen und Herrlichen zu werden, was wir in unſerm Geſchlecht antreffen — ohne dem keine Eigenthümlichkeit — kein Hinderniß und alſo auch kein — Sieg wäre. Auch die Pedanten und Gecken in Literatur und geſelligem Leben finde ich — wenigſtens nicht ſo haſſenswürdig. Pedanten ſind meiſt nur abgeſchmackt, ſelten grundböſ. Laſſen Sie ſie immer ſich ſelbſt übertreiben, biß ſie an den Strapazen ihres Ruhmes ſterben. Wie oft ſteckt nicht ſelbſt in aſfröſer Schaale ein edler Kern! Wie oft findet nicht, wer im gewöhnlichen Leben ſich unbehülſlich und verlegen nimmt, dafür auch leichter im Großen und Ernſten ſein Maas! Sind es aber Heuchler — dann verdienen ſie noch mehr Ihre Bedaurung, als Ihren Grimm, denn ihre Nemeſis geißelt ſie ohnedem genug herum. Eitle Kümmerlinge ſind aber immer ſchon die ſchwächſten Menſchen, weil ſie die verwundbarſten ſind, — darum laſſen Sie Ihre fürchterlichen Waffen ruhn.

Vor allen, Freund, laſſen Sie uns ja erſt fragen, ob unſer Spott aus bitterer Quelle komme? und in den Spiegel ſehn, ob wir vielleicht ſtatt fremder Sphlitter einen evangelischen Balken im eignen Auge finden. Und dieſen Spiegel ſchleife immerhin die Satyre ſelbſt. Ich kenne keinen ed-

leren Gebrauch derselben, als diesen. Wollen Sie Ihren Ingrim am Feinde fühlen, so zeichne ihn Ihre Feder mit allen grellen Zügen des Spottes — aber nur für Ihr Pult, die Dolch Worte sind tödtlich geschliffen — der Feind hat schon unter Ihrer Arbeit geblutet. Ihre Waffen fliegen ins Feuer, und Sie mit der Neue gestillter Rache an des Bruders Herz!

Sie haben sich eine ganze Batterie voll Menschenlächerlichkeiten gefüllt; lassen Sie die Flaschen nicht schlagen, denn Sie werden nur tödten. Sie können die ungetheilte Liebe Ihrer Zeitgenossen gewinnen, und wollten um ihre Furcht buhlen? — und mit welchen Opfern!! — Ach! der Satyrer, weil er den Himmelsthron und Nachtstuhl zusammenstellt und an Alles nur einen kleinen Maafstab legt, sieht auch bald das ganze Leben nur in verschrumpften Krüppelformen, die alles Idealische ausschließen. Wäre aber auch wirklich Kälte der Charakter unsers Zeitalters: wollen Sie denn lachen am Sterbebette der edelsten Gefühle, statt das menschliche Herz zu erheben? Nein, Freund! zu ernst ist der Geist der Zeit. Helfen Sie nicht auch den Glauben an das Besserwerden der Menschheit zu einem Senfkorn herabbringen!

Dr. A. Thieme.

VI.

Das Leben Castrucci Castracani.

Fortsetzung. *)

Castrucius erfuhr dies und wartete durch etliche Tage, um in ihnen zu mehren solche Meinung, keinen nicht herausgehen lassend aus den Verschanzungen des Lagers; und von der andern Seite die Welfen, jemehr sie solche Furcht sahen, so mehr wurden sie frech, und jedweden Tag geordnet zum Treffen stellten sie sich vor das Heer Castrucci. Als welcher, vermeinend ihnen genug Muths gegeben zu haben, und nach erkannter ihrer Ordnung, beschloß, Schlacht zu halten mit jenen; und stärkte er zuerst mit Worten den Muth seiner Soldaten, und zeigte ihnen den Sieg gewiß, wo sie nur seinen Anordnungen gehorchen wollten. Es hatte Castrucius gesehen, wie die Feinde gestellt hatten ihre ganze Stärke in das mittlere Treffen, und die schwächeren Völker auf die Flügel: als weshalb jener das Gegentheil that; die weil er auf die Flügel seines Heeres stellte was muthigstes Volk er hatte, und in die Mitte von minderer Würde. Und herausbrechend aus seinem Feldstand in dieser Ordnung, alsbald er in's Gesicht des feindlichen Heeres gekommen, welches frech, nach der Gewohnheit, ihm entgegen zog,

*) S. Januarheft. S. 24.

ordnete er, daß die Geschwader der Mitten gemacht gingen, und die von den Flügeln mit Geschwindigkeit sich bewegten: dermaßen, daß wie es zum Gemenge mit den Feinden kam, die einigen Flügel des einen und des andern Heeres fochten, und die Haufen der Mitten ruheten; weil die mittleren Völker Castruccii so weit zurück geblieben waren, daß die von der Mitten der Feinde nicht sie erreichten, und kamen solchergestalt die lustigsten Völker Castruccii zu streiten mit den schwächsten der Feinde, und die lustigsten der ihren ruheten, ohne anfallen zu können die sie gegenüber hatten, oder einige Hülfe den ihrigen zu geben. So, daß ohne viele Schwierigkeit die Feinde vom einen und dem andern Flügel den Rücken wandten; und jene von der Mitten, noch sich entblößt sehend von den Seiten von den ihren, ohne irgend ihre Tapferkeit zeigen zu können, flüchteten sich. Es war die Niederlage und das Morden groß, weil daselbst erschlagen wurden mehr denn zehntausend Mann, mit vielen Rottmeistern und großen Rittern aus ganz Toskana Belfischen Theils und darüber, viele Fürsten, welche gekommen waren zu ihrer Gunst, als waren Petrus, Bruder Königs Roberti, und Carolus, sein Neffe, und Philippus, Herr von Tarentum; und von Castruccii Seite stiegen sie nicht auf dreyhundert, unter denen verstarb Franciscus Huguccii Sohn, welcher jung und muthwillig, im ersten Anlauf erschlagen ward.

Es machte diese Niederlage durchaus groß den Namen Castruccii, dergestalt daß Huguccius verfiel in so große Eifersucht und Besorgniß über seine Sachen, daß er sonst nichts dachte, als nur wie er jenen vertilgen könnte, da es ihm schien, daß dieser Sieg ihm habe nicht gegeben, sondern genommen das Reich. Und wie er in solchen Gedanken stand, erwartend anständige Gelegenheit, sie in's Werk zu setzen, begegnete es, daß erschlagen wurde Petrus Angelus Michaelis, in Lucca ein außgezeichneter Mann und von großem Ansehen, dessen Todtschläger sich flüchtete in Castruccii Haus. Wie dorthin gingen die Schergen des Stadthauptmanns, um ihn zu greifen, wurden sie von Castruccio fortgejagt, dergestalt, daß der Mörder mittelst seiner Unterstützung sich rettete. Huguccius, der zur Stunde in Pisa war, solche Sache vernehmend und vermeinend, rechte Ursache zu haben ihn zu strafen, rief Nero, seinen Sohn, dem er schon gegeben die Herrschaft von Lucca, und übertrug ihm, daß er, unter dem Anstrich, Castruccium einzuladen, ihn fahete und sterben ließe. Woher dann Castruccius, in den Pallast des Herrn zutraulich gehend, keinerley Leid fürchtend, zuerst von Nero zum Nachessen behalten, und darauf gefangen ward. Und da Nero zweifelte, ob nicht, wenn man ihn sterben ließe ohne einige Verantwortung, das Volk unruhig würde, behielt er ihn lebendig, um besser zu verstehen von Huguccio,

wie ihm gut dünke, daß er sich zu verhalten habe. Als welcher scheltend die Langsamkeit und Feigheit des Sohnes, um dem Dinge Vollendung zu geben, mit vierhundert Pferden aus Pisa zog, um nach Lucca zu gehen: und war er noch nicht bey den Bädern angekommen, als die Pisaner die Waffen ergriffen und erschlugen den Statthalter Huguccii, und die anderen seines Hauses, welche in Pisa verblieben waren, und machten zu ihrem Herrn den Grafen Gaddum von der Gherardesca. Es erfuhr Huguccius, ehe er in Lucca angekommen, den Vorfall, so sich zu Pisa ereignet; und hielt er nicht für gut, umzukehren, auf daß nicht auch die Luccheser nach dem Beispiele derer von Pisa ihm die Thore verschlossen. Aber die Luccheser, vernehmend die Vorfälle von Pisa, unerachtet Huguccius in Lucca angekommen, die Gelegenheit ergreifende, Castruccium zu befreien, begannen zuerst in Kreisen auf den Plätzen sonder Rückhalt zu reden, demnächst Aufstand zu machen, und von solchem kamen sie zu den Waffen, begehrende es solle Castruccius frey seyn; dermaßen, daß Huguccius, aus Furcht des Uergern, ihn aus dem Gefängniß zog. Worauf Castruccius plötzlich nach versammelten seinen Freunden mit der Begünstigung des Volks einen Angriff machte gegen Huguccium, als welcher, kein Mittel sehend, sich von dort flüchtete mit seinen Freunden, und nach der Lombardey ging, die

Herren von der Scala aufzusuchen, allwo er in Armuth starb.

Aber Castruccio aus einem Gefangenen als wie Fürst von Lucca geworden, wirkte mit seinen Freunden und mit der frischen Gunst des Volks dermaßen, daß er zum Hauptmann gemacht wurde ihrer Kriegsvölker für ein Jahr; und da er dieses erlangt, um sich Kriegsruhm zu verschaffen, beschloß er den Lucchesern wieder zu gewinnen viele Orte, welche sich empört hatten nach dem Abgang Huguccii, und zog er mit Hülfe der Pisaner, mit denen er sich verbündet, gegen Serezana, und um es zu erobern, machte er vor demselben eine Bastion, welche, nachmals verändert von den Florentinern, jetzt Sarezanello heißet, und nahm er in Zeit von zwey Monden den Ort. Nachmals gewann er, durch den Ruf hievon, Massa, Carrara und Lavenza, und nahm in gar kurzer Zeit ganz Lunigiana. Und um den Paß zu verschließen, der aus der Lombardey nach Lunigiana gehet, eroberte er Pontemoli, und trieb von dort auß Herrn Anastasium Palavisini, der desselben Gebieter war. Zurückgekehrt nach Lucca auf diesen Sieg, wurde er vom ganzen Volk empfangen; und wie dem Castruccio das nicht zu verschieben schien, sich zum Fürsten zu machen, erhob er sich vermittelst Pazzini von Poggio, Pucinelli von Portico, Francischi Boccansacchi und Cecci Guinigi, zur Zeit in großem Ansehen in Lucca stehenden und

von ihm Bestochenen, zum Herrn, und feyerlich und durch Gutachten des Volkes wurde er zum Fürsten erwählet.

Es war zu selbiger Zeit nach Italien gekommen Ludovicus von Bayern, König der Römer, um die kaiserliche Krone zu nehmen, welchen sich Castrucius zum Freunde machte, und zu ihm zog mit vierhundert Pferden, und in Lucca ließ als seinen Statthalter Paulum Guinigi, welchen er im Angedenken des Vaters hielt, gleich als seinen Sohn. Es wurde Castrucius von Ludovico mit Ehren empfangen, und ihm viele Gerechtsame gegeben, und machte selbiger ihn zu seinem Statthalter in Toskana. Und dieweil die Pisaner verzagt hatten Gaddum von der Gherardeska, und, aus Furcht vor ihm, Ludovicum angegangen waren um Hülfe, machte Ludovicus Castrucium zum Herrn von Pisa, und die Pisaner, aus Furcht vor der Belfschen Parthey und absonderlich den Florentinern, nahmen ihn an. Wie Ludovicus mittlerweile nach Deutschland zurückgekehrt, und einen Berweser der italienischen Sachen zurückgelassen in Rom, so flüchteten sich zu Castruccio alle Ghibellinische Toskaner und Lombarden, welche der Reichsparthey folgten, und versprach ihm jeder das Reich in seiner Vaterstadt, wenn durch seine Vermittlung er dort wieder einträte; unter welchen waren Matthäus Guidi, Nardus Scolari, Lapus Uberti, Gerozzi, Nardi und Petrus Bonac-

cussii, alle Gibellinisch und landflüchtige Florentiner. Und Castrucciùs bezweckend, durch derselben Vermittlung und seine Macht, sich zum Herrn vom ganzen Toskana zu machen, um größern Ruf zu gewinnen, trat Herr Mathäo Visconti, Fürsten von Mayland bey, und ordnete die ganze Stadt und sein Land zu den Waffen. Und weil Lucca fünf Thore hatte, theilte er in fünf Theile das Weichbild, und diese ordnete und vertheilte er unter Hauptleuten und Fähnlein; dermaßen, daß in einem Umsehen er zusammenbrachte zwanzig tausend Mann, ohne die, so ihm zu Hülfe kommen konnten aus Pisa. Gerüstet mit dieser Macht und diesen Freunden, geschah es, daß Herr Mathäus Visconti angegriffen wurde von denen Welfen von Piacenza, welche die Gibellinen verjagt hatten, und hatten zu ihrem Beystande die Florentiner und König Robertus ihre Völker geschickt. Als worüber Herr Matthäus Castrucciùm ersuchte, er möge die Florentiner anfallen, auf daß selbige, gezwungen ihre Häuser zu vertheidigen, ihre Völker aus der Lombardey zurückriefen. Solchergestalt fiel Castrucciùs mit ziemlichem Volk in das Val d'Arno, und nahm Fuchio und San Miniato ein mit größester Beschädigung des Landes; worauf denn die Florentiner, um dieser Noth willen, ihre Völker zurückriefen. Welche kaum nach Toskana gekehrt waren, als Castrucciùs gezwungen wurde von

einer andern Nothwendigkeit, nach Lucca zu kehren.

Es war in dieser Stadt die Familie derer Poggii gewaltig, weil sie Castruccium gemacht nicht groß allein, sondern zum Fürsten; und wie sie vermeinte, nicht belohnt zu seyn nach ihren Verdiensten, verabredete sie mit andern Familien von Lucca, die Stadt aufzuwiegeln und Castruccium zu verjagen. Und eines Morgens mit genomme-
ner Gelegenheit, liefen sie bewaffnet zum Statthalter, welchen Castruccius über die Rechtspflege allda hielt, und erschlugen ihn, und fortfahren wollende das Volk zum Aufstand zu erregen, trat Stephanus von Poggio vor, ein alter und friedlicher Mann, welcher an der Verschwörung nicht Theil genommen, und nöthigte mit seinem Ansehen die Seinigen, die Waffen niederzulegen, sich erbietend, Vermittler zu seyn zwischen ihnen und Castruccio, um jene erlangen zu lassen ihre Wünsche. Es streckten darauf jene die Waffen, nicht mit mehrerer Klugheit denn sie solche genommen. Weil Castruccius vernehmend, was Neues sich in Lucca zugetragen, ohne Zeit zu verlieren, mit einem Theil seines Volks, Paulum Guinigi den übrigen zum Hauptmann lassend, nach Lucca zog. Und da er wider sein Vermuthen den Auf-
ruhr gestillt fand, wie es ihm schien, daß er also mehr Leichtigkeit habe sich zu sichern, vertheilte er seine bewaffneten Partheygänger an allen gelege-

nen Orten. Stephanus von Poggio nun, dem bedünkte, es müsse Castrucci's Verbindlichkeit gegen ihn haben, suchte ihn auf, und bat, nicht für sich, weil er vermeinte dessen nicht zu bedürfen, aber für die andern des Hauses, ihn bittend, er wolle vergeben vieles der Jugend, vieles der alten Freundschaft und Verbindlichkeit, welche er gegen ihr Haus habe. Welchem Castrucci's günstig antwortete und ihm zuredete, gutes Muthes zu seyn, ihm erklärend, wie ihn mehr erfreue, den Aufruhr gestillt zu finden, denn ihn geärgert habe dessen Erregung; und redete er Stephano zu, sie alle zu ihm kommen zu lassen, ihm sagend, daß er Gott danke, die Gelegenheit gehabt zu haben, darzulegen seine Milde und Großmuth. Die Gefommenen also auf Verheißung Stephani und Castrucci's, wurden eingekerkert und getödtet. — Es hatten mittlerweile die Florentiner wiedergewonnen San Miniato, woher es Castruccio gut dünkte, solchen Krieg zu beschließen, vermeinend, so lange er sich nicht Lucca's versichert, nicht vom Hause sich entfernen zu können. Und wie er die Florentiner hatte ergründen lassen um einen Waffenstillstand, fand er sie leichtlich geneigt, dieweil auch sie matt waren und begierig, dem Aufwand ein Ziel zu setzen. Sie machten also Waffenstillstand für zwey Jahre, und daß ein jeder besitzen solle, was er besaß. Castrucci's solchergestalt frey vom Kriege, um nicht fürder die Gefahren zu

bestehen, so er bestanden, räumte weg erstlich unter mancherley Vorwänden und Gründen, alle die, so in Lucca könnten aus Ehrsucht nach dem Regiment streben, und verzieh keinem nicht, sie beraubend des Vaterlandes, der Güter, und die so er in die Hände bekommen mochte, des Lebens, versichernd, durch Erfahrung erkannt zu haben, wie keiner derselben ihm treu seyn könne. Und zu mehrerer seiner Sicherheit gründete er eine Festung in Lucca, und bediente sich der Werkstücke von den Thürmen derer, die er verjagt hatte und getödtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

VII.

An die Korinther.

Ich kann es euch nicht Hehl haben, ihr Männer von Korinth! — es steht mir um euch gar nicht gut. Ihr seyd ganz gefahren in die Zeit, die lose ist von Gott und Ehrbarkeit. Eure Götter taugen nicht, und darum tauget auch nicht euer Leben. Ich will euch von Dingen reden, die euch lieb sind, in einem Gerichte, das euch nicht lieb ist. Hasset mich darum, und höret doch auf mich; um so stärker höret, als eure Ohren blind sind, und ihr mich nicht sehet.

Habt euch wohl recht gut gebauet, und wohnet doch schlecht. Habt viel Licht, und lebet doch im Finstern. Tempel habt ihr, und seyd doch voll Sünde. Eure Lehrer predigen, und ihr fehret euch nicht daran. Die Steine in euren Häusern sind zu Zwietracht worden, die Pfeiler und Balken zu Gottesvergessenheit, die Winkel und Bänke zu Ehebruch und Schande; doch seyd ihr gute Menschen! Auf den Straßen tritt der Uebermuth das Pflaster, und der Odem eurer Gerichte ist Gewalt und Unrecht; doch seyd ihr glückliche Bürger! Ihr habt Alles gewonnen in der Unempfindlichkeit, und mit der Selbstsucht herzet ihr euch. Euer Böses sehet ihr nicht, und diese eure Blindheit ist euer Reichthum am Guten. Aber Gott wird Gericht über euch halten, daß euer Name unter den Völkern ausgehe und eure Kinder euch peitschen werden.

Ihr saget, es war immer so in aller Welt. — Das ist eben eure Sünde, daß ihr so saget. Ihr solltet nicht so sagen, damit ihr gut werdet. Ihr saget, es sind nur verdrießliche Propheten, die euch schelten. — Das ist eben eure Sünde, daß ihr so saget. Lieber solltet ihr sie hören, als so nennen. Es müßte unter euch wohl jeder Stein ein so verdrießlicher Prophet werden.

Was habt ihr doch da in euren Mauern Tempel der Venus, Unzuchthäuser! Ist das eure Aufklärung? Es hilft auch nicht, daß ihr sie aus

der Stadt auf das Feld setzet. Denn nun verführen sie auf dem Felde auch das unschuldige Land, da sie in der Stadt nur Euch verführten. Ihr erwehret dadurch nur die Schande.

Die Unzucht muß durch Deffentlichkeit gebrandmarkt werden; daß Jeder sehe, sie sey ausgestoßen von Menschen, und daß Jeder kenne die Stellen, die er verhüten und verfluchen müsse. Ihr Haus stehe da, wie ein Pesthaus, daß sie uns nicht heimlich besudele. Um Mord und Diebstahl aus unsern Wohnungen zu bringen, dürften auch sie wohl eigene Stellen haben, wo ihr Handwerk mit Erlaub hause. Das Laster muß sein Haus haben, damit es uns nicht bekrieche. Um nicht die Welt zu einem Tempel der Unzucht zu machen, muß die Unzucht in eigene Tempel von der Welt abgeschieden seyn. Ist das Böse nicht sichtbar, so hat es in seiner Heimlichkeit eine große Macht an uns. —

Da nun habt ihr wohl sehr weise gesprochen. Hütet euch aber, daß eure Bertheidigung dieser Schandtempel nicht werde, wie die Unzucht selbst.

Also — die Keuschheit eurer Häuser soll euch aus der Unzucht in der Welt kommen? Fene Himmlische aus dieser Höllischen? Leset doch Trauben von den Dornen. Damit die Unzucht nicht sey, gebet ihr derselben eine sichere Freystatt; und damit man ihr fluche, betet ihr sie an? Welche Wunder der Weisheit! Eine Religion soll es

seyhn, daß der Mensch seinen Werth verkaufe, wie der Jäger sein Wild! Einen Tempel hat der Menschenhandel, wie die göttliche Fülle ihren Tempel hat! — Pflicht ist es, den Menschen ein Thier seyn lassen, damit die Thierheit nicht weiter einreise! — Damit kein Verführer in das Haus komme zu euren Weibern und Töchtern, leget ihr Häuser an, wohin sie zu ihren Verführern gehn können! — Welche Wunden dem Hause! —

Gehet doch endlich ab von dem Glauben, die Deffentlichkeit nehme der Unzucht den Reiz. Die Wollust kehret sich nicht daran, daß sie häßlich da stehe in den kalten Stunden der Ueberlegung; und diese löschet sie nicht aus in der Stunde, wo sich ihr Trieb erhitzt. Die größte Gluth vielmehr kommt vom Lichte her; und das Verbot der Wollust ist auf ihre Decke geschrieben. Lüftet diese Decke, so wird die Unzucht lüstern. Jedes Wissen von der Unzucht ist ein Wissen von ihren Beyspielen und Erlebungen. Aber kein Beyspiel stehet allein, daß nicht jedes vielmehr noch mehrere Beyspiele machen wolle. Die Lehre des Bösen ist eine Verführung, weil der Schüler des Meisters Lehre an sich erproben will. Nennet euren Kindern die Uebel der Wollust; sie werden um so heißer streben, die Wollust in ihrem Heil aufzusuchen. Ihr nennet sie nicht, oder eure Kinder werden auch mit den Wechseln und Mannigfaltigkeiten derselben bekannt. Aber eben diese Mannigfaltigkeiten er-

hñhen den Reiz der Unzucht; und darum kommt durch die Kunde von der Unzucht zu dem alten Reize noch ein neuer Reiz. Was ihr nun nicht nennen solltet, das stellet doch nicht sichtbar hin. Ihr leget auf die Unzucht den Fluch. Aber eure Weiber und Kinder werden diesem Fluche nicht glauben, denn ihr bauet der Unzucht Häuser, und gebet Altäre dem, das ihr verfluchet. Wohl werden sie es euch ansehen, daß ihr wollet, sie sollen nicht heimlich treiben, was ihr zu einem öffentlichen Betriebe machet. Und so werden sie dann auch thun, daß bald die Deffentlichkeit sich über alle eure Häuser verbreiten wird. Sicher meinet ihr zu seyn, wenn ihr der Wollust Häuser gebet, daß sie nicht in eure Häuser komme. Besser aber ist es, wenn ihr wachsam seyn müßt. Denn eben die besorgliche Wachsamkeit ist es, was die Liebe immer neu macht, und die bürgerliche Ehe zu einer herzlichen Liebe erfrischet. Seyd aber sicher und nicht wachsam, so läuft euch das Herz eurer Weiber bald widerspenstig davon. Die Eifersucht hat nicht so viele Sünder gemacht, als die sorglose Vernachlässigung des Geschlechtes, welches Alles erduldet, nur nicht ein unrühmliches Vergessenseyn.

Die Schaamlosigkeit riegelt Fenster und Thüren auf, daß die Lust ihren Diebstahl halte und zur verbotenen Frucht gehe; aber die Schaamhaftigkeit leget vor die innern Gemächer des Hauses

solche Kiegel, die kein Verführer erbricht. Gebet der Unzucht die Schaam, so wird sie keusch; und nehmet der Keuschheit die Schaam, so wird sie unzüchtig. Eure Unzuchttempel sind die Gruben, in welche ihr die Schaam werfet, damit die Schaamlosigkeit zu den Straßen und in die Häuser hervorbreche.

Täuschet nicht ferner euch und Gott. Verschüttet diese Schandsäle! Tödtet diesen lebendigen Tod und diese franke Gesundheit! Was auch komme, — Gott und Gesetz müssen gelten. Gott wird seine Welt schon halten; das ist nicht eure Sache, daß ihr saget, nun wird dieses geschehen, dann Jenes. Eure Sache ist nur das Thun von Gottes wegen. Das Gesetz ist keine Rechenkunst; es ist daselbe ein heilig Wollen. Was auch daraus folge, und sey auch keine Unzucht in euren Häusern, wenn ihr Unzuchthäuser anleget, — ihr sollt diese Schandgruben nicht halten, weil der Bau derselben alles Laster ist und ihr Einreißen alle Tugend, und weil die Unzucht keine öffentliche Göttin seyn darf. Sie sind, diese Tempel der Unzucht, machten sie auch alles keusch, doch ein Unflath auf die Gesetztafel geworfen, und darum machen sie Alles unkeusch. Kann aus der Entweihung des Gesetzes was Gutes kommen? Oder ist das Gesetz nicht entweihet, wenn ihr seine Feindschaft ihm gegenüber zur Gottheit auf den Thron setzet? Ist es erst ein Prinzip geworden,

daß der Mensch feil sey; wie machet ihr doch den Menschen dadurch, daß er feil sey, gut? Ist diese Feilheit seine Persönlichkeit? Oder macht ihr durch eure Schandhäuser diese Feilheit nicht eben zur Gottheit? Tastet Alles an, nur nicht den Himmel, nicht das Gesetz. Ist erst das Gesetz durchbrochen, so wird euch kein Klügeln helfen über Folgen und Nichtfolgen. Gott will neben sich keine Rechenmeister; der Mensch soll unter ihm stehn in Gehorsam.

Ihr habt wohl gehört, daß eure Brüder, Götzendiener wie ihr, die Söhne eines andern Welttheils, den Teufel ehren, um — ihn los zu werden, und nicht in seine Hände zu fallen; und so macht ihr es mit der Venus. So stellet ihr Gott neben das Unheilige, als solle er sich erst, durch Troß und Kampf mit dem Unheiligen, in euch zum Daseyn fördern! Durch die Hölle wollet ihr zum Himmel gehn? Ist Gott nicht durch sich auf euch mächtig genug, daß er dazu des bösen Geistes bedürfe? Und hat Gott auch, als er euch erschuf, den bösen Geist gerufen, daß er ihm helfe, euch und Sonne, Mond und Sterne zu schaffen? Wohl sollet ihr kämpfen, aber es ist nicht euer Kampf, wenn ihr das Böse hinstellet, daß Gott mit ihm kämpfe. Und so ist es nicht eure Keuschheit, wenn sie eine Folge der Unzuchthäuser wäre; nicht ihr, sondern eine Natur, machte dann euch keusch. Wollet ihr solch

eine Natur gründen, so bringet ihr euch um die Freyheit, und ihr greifet Gott in das Handwerk. Denn ihr wollet ja nicht aus dem Gesetze keusch seyn, sondern die Venus soll diesem Gesetze in euch helfen, und die Keuschheit soll dadurch zu euch kommen, daß die Unkeuschheit sich selbst im Uebermaasse abthue. Ihr habt also nicht Lust, aus Grundsätzen gut zu werden, sondern durch Anlagen, also durch eine Natur; wenn noch diese Anlagen wirklich euch gut machen sollten.

Wohl höre ich von Einigen unter euch, die sich Meister von euch nennen, daß die Tugend, die Keuschheit, eines Jeden eigene Sache sey, und sich nicht aus Zwang ergebe, und daß es also eure Sache nicht sey, wenn jemand sich zur Unzucht verkaufen will. Dieß kommt euch aber nur da zu statten und kann euch nur da rechtfertigen, wo ihr solche Anlagen der Schande nicht durch ein öffentlich Gesetz bauet oder als rechtmäßig anerkennt, und wo ihr solche einer öffentlichen Vergessenheit und Nichtachtung preis gebet. Und wenn ihr nun das thuet, wie es denn eure Obrigkeit wohl thun wird, so kommt euch jener Gedanke nur da doch noch nicht zu statten, wo ihr zu jenen Häusern, gleich als zu öffentlichen Erlaubnissen, so eilig hinströmet, um ihren Genuß zu finden. Was oft die Obrigkeit nicht vernichten kann, wenn sie es doch vernichten will, das solltet ihr im stillen Einverständnisse mit der Obrig-

keit durch eure gute Stimmung vernichten. Denn indem die Obrigkeit der Tugend die Freyheit retten will, also nicht hindern kann, daß Jemand zur Sünde verfallt, will sie doch auch, daß Jedermann die Tugend liebe und in Empfang nehme. Um nun dies zu erwirken, fordert sie euern Geschmack auf, und bildet euch durch Lehrer zu diesem Geschmack, daß ihr in demselben ihren Wünschen Hülfe leistet. Daß nun thuet auch, und machet nicht durch schlechte Sitten die Absichten der Gesetzgebung zu Schanden. Laufet nicht hin zu jenen Tempeln der Wollust, wenn ihr solche auch nicht gesetzlich erbauet habt, und wenn solche sich auch von selbst hingestellt haben; dienet nicht falschen Göttern, — dann fallen diese wieder von selbst.

Lehmann.

VIII.

T h e a t e r.

K e v a l e r B ü h n e.

(Fortsetzung.)

Am ersten Januar: Blaubart, Oper in 3 Akten. Ein willkommenes Neujahrsgeschenk von Seiten der Regie, die während dem Lauf des ganzen Monats übrigens lauter Wiederholungen und alte Stücke zum Besten gab. Iffland's Hausfreunde war das einzige Neue. Auch gerieth die Ausführung vorzüglich. Mad. Kalwe, als Hofrätthin Stahl, verdient hier zuerst genannt zu werden. Sie zeichnete die zärtlich liebende Mutter und Gattin im Allgemeinen, einzelne Nuancen abgerechnet, mit vieler Wahrheit. In Charakteren dieser Gattung macht sie in der Regel den vortheilhaftesten Eindruck. Am würdigsten stand ihr Mad. Hoffmann zur Seite — oder eigentlich gegenüber, als die von Eifersucht geplagte Gattin des Geheimenraths Woling — der übrigens von Herrn Zimmermann so treffend gegeben ward, daß er schwer darin zu erreichen seyn dürfte. Besonders war dieß in der Scene der Fall, wo er der Gattin ein Bekenntniß seiner Schwachheiten ablegt, und beyde versöhnt sich in die Arme sinken — die er mit einer hinrei-

senden Rührung durchführte. Vielleicht hat die Wahrheit seines Spiels manches verirrte Schäfelein auf den rechten Weg zurückgeführt — und war's auch nur der lohnenden Versöhnungsscene wegen. Demois. Pöschel d. ält. spielte recht artig — nämlich das Klavier, auf dem sie sich zu ihrem Gesang accompagnirte; im Uebrigen kam sie nicht in Betracht. Mamsell Stahl, die von Neid und Bosheit zusammengesetzte alte Jungfer, war bey Mad. Krampe in den besten Händen. Herrn Krampe's Fabrizio erschütterte das Zwergfell, ohne daß er zur Uebertreibung seine Zuflucht nahm. Die geizige, verschrumpfte Krämerseele schaute gleichsam bey ihm aus jeder Rockfalte heraus und verrieth sich nicht nur in Mienen und Gebärden, sondern — wie wir behaupten möchten — sogar in jeder Stellung. Auch Herr Ackermann, als Hauptmann Berg, errang sich Beyfall; ja selbst Herr Büchner zeigte, in der Rolle des Hofraths Stahl, daß er noch gefallen kann, wenn er will.

Am 13ten Januar: Fanchon, das Leyer-
mädchen, worin eine durchreisende Schauspieler-
rin, Demoiselle Sander, sich in der Haupt-
rolle producirte. Als Sängerin mangelt ihr nicht
alles Talent. Ihre Stimme ist in der Höhe rein
und umfassend, nur ihre Mitteltöne klingen wie
ein Saiteninstrument mit gesprengtem Resonanz-
boden; dabey fehlt es ihr nicht an Fertigkeit. Als

Schauspielerin aber kommt sie in keine Consideration, und wenn die Kritik billig seyn soll, muß sie von ihr schweigen.

Am 19ten Januar, zum Besten des Herrn Krampe: Die Proberollen, oder der Schauspieler in vielerley Gestalten, worin Herr Krampe sich mit gleichem Glück in den verschiedenartigsten Fächern zeigte — wie es denn auch von einem so geübten Schauspieler nicht anders zu erwarten war. — Boran ging die Duetüre zum Titus von Mozart. Dann sang Herr Krampe eine Arie aus der Schöpfung von Haydn. Mad. Mainzer und Herr Korop ärndteten mit einem Duett von Salieri vollkommenen Beyfall. Letzterer, in Stelle des Herrn Berth er engagirt (der, zu unserm Leidwesen, die hiesige Bühne verlassen), hat eine reine, nicht unangenehme Tenorstimme, der es nur noch an der gehörigen Ausbildung mangelt. Auch scheint es ihm an eigentlicher Musik und den nöthigen musikalischen Kenntnissen zu fehlen. Den Elegant aber muß er vollends nicht machen wollen! Denn sein heutiges Auftreten bewies allein schon, daß ihn die Natur dazu nicht formte — und daß er zu wenig in der feinen Welt gelebt, um sich in dieser mit Anstand produciren zu können. Als er Mad. Mainzer auf die Bühne geführt, ließ er sie mit einem Bückling stehen, der so steif und unbeholfen ausfiel, daß seine Dame davon keine Notiz nahm.

Gewandtheit scheint überhaupt nicht seine Sache zu seyn — und die darf keinem Schauspieler abgehen, der nur die Mittelmäßigkeit beschreiten will. In jedem Fall wird dieser uns nicht Herrn Werther ersetzen!

Am 20sten Januar, zum Benefiz für Mad. Mainzer, — als Konzert: „Das unterbrochene Opferfest. Heroisch-komische Oper in 2 Akten, mit Musik von Kapellmeister Winter“ So lautete die gedruckte Annonce, die, als Lockspeise betrachtet, eine nicht üble Finanzspeculation seyn mochte, hätte man nicht gewußt, daß ganze Stücke Niemanden zum Benefiz bewilligt und daher denn auch diesmal nur die Arien und einzelnen Gesänge aus der angekündigten Oper zum Besten gegeben und ohne allen Zusammenhang aufgetischt werden würden. Das Haus war folglich leer und die raffinirte Affiche ohne Wirkung; was indeß auf die Ausführung des Ganzen keinen nachtheiligen Einfluß hatte. Es herrschte darin die höchste Präcision, und Madame Mainzer ließ der nur kleinen Versammlung die geringe Einnahme, die sie machte, nicht entgelten. Sie hätte um so mehr eine bessere verdient!

Am 3ten Februar zum Debüt des obenerwähnten Herrn Korop: Das Donauweibchen, worin er den Minnewart — sang. Das ist auch alles, was zu seinem Lobe gesagt werden kann; denn sein Spiel verdient keiner Erwähnung. Er

vergriff diese, ohnehin leichte, Rolle ganz, und nahm sie viel zu jugendlich und nichts weniger als komisch. Krampfhaftige Bewegungen, gezwungene Stellungen und ein taktmäßiges Heben der Beine und Arme, können allenfalls in den höhern Regionen des Amphitheaters und bey denen, die, ihrer Kulturstufe nach, dahin gehören — aber bey keinem gebildeten Zuschauer Beyfall finden. Dieser verlangt auch in der kleinsten Rolle studirtes, richtiges und natürliches Spiel; zumal, wenn er sich gewissermaßen, wie hier bey Herrn K., dazu berechtigt halten muß, der an Herrn Werthers Stelle placirt zu seyn und wohl gar ihn zu ersetzen wähnt. Unglücklicher Wahn!

Am 4ten Februar: Zum Benefiz für Herrn Besser, Mitglied des hiesigen Orchesters, ein Bekal- und Instrumentalkonzert, worin besonders ein für die Stahl-Violine von Herrn Besser komponirtes und gespieltes Potpourri Beyfall fand. Uebrigens ist dieß ein ganz unbedeutendes Instrument — was auch schon die Komposition anzeigte. Eine von Madame Werther gesungene Arie von Portogallo verdient schon deshalb Erwähnung, da diese Künstlerin, die früher auf den ersten ausländischen Bühnen — und zuletzt in Riga — als Sängerin glänzte, nach einer Reihe von Jahren zum erstenmal hier wieder im Theater Beyfall und Bewunderung einärndtete, nachdem sie zuvor einmal bereits im Börsensaal aufgetreten war.

Ihre meisterhafte Ausführung einer Bravourarie von Abt Vogler ließ uns die Größe des Verlustes ahnen, den die Bühnen, wie die Oper überhaupt, durch ihren Abgang erlitten.

Schließlich bemerken wir, daß das hiesige Theaterpersonal noch durch einen Herrn Neuhaus, gleichfalls fürs komische Fach engagirt, vermehrt worden ist. Er hatte die Schwestern von Prag, zu seinem Debüt erwählt. Komiker über Komiker! Zwen also für einen; ist das nicht ein offener Gewinn? Wenn auch nur für die Langeweile.

(Wird fortgesetzt.)

IX.

L i t e r a t u r.

De praelectionibus cursoriis in Veteris Testamenti textum hebraicum. Programma, quod ad celebrandam diem xx Decembris in Academia Alexandro - Nevensi edidit D. Joannes de Horn, Professor philosophiae et linguarum orientalium ad Academiam Alexandro - Nevensem; S. Caesar. Majest. a consiliis aulicis. Petropoli, 1810.

Der Verfasser dieser Abhandlung, welcher bekanntlich früher Adjunkt bey der theologischen Fakultät zu Göttingen war, und dort zwey Jahre hindurch den hebräischen und griechischen Grundtext der Bibel erklärte, sodann im J. 1803 den Ruf als Professor der Kirchengeschichte und der theologischen Literatur auf der Universität zu Dorpat annahm, und endlich 1810 bey der Alexander-Newskischen Akademie in St. Petersburg angestellt ward, hat schon zu Göttingen in den Jahren 1801 bis 1803 die Aufmerksamkeit des gelehrten, besonders des theologischen Publikums durch seine Abhandlungen de sententiis Patrum de peccato originali, ferner de Gnosi biblica, endlich Narratio pragmatica conversionum theolo-

giae moralis Sec. XVIII. auf sich zu ziehen gewußt; er gab dort das vortheilhaft bekannte Museum für Theologie und Literatur heraus, welches leider mit dem zweyten Bande aufhörte, lieferte manche schätzbare Beyträge zu mehreren Journälen und einige Gelegenheitschriften während seines Aufenthalts in Dorpat, welche man in Storchs Rußland unter Alexander I. abgedruckt findet.

Die Newßkische Akademie in Peterssburg, bey welcher der Verf. gegenwärtig angestellt ist, und in seinem Amte dem berühmten Herrn Hofrath Fessler gefolgt ist, dürfte wohl eine der wichtigsten Bildungsanstalten im russischen Reiche seyn, und es sollen noch drey ähnliche zu Moskau, Kasan und Kiew errichtet werden. Bisher wurden die jungen Theologen der griechischen Kirche vorzüglich in den geistlichen Seminarien gebildet, von welchen die geistlichen Elementarschulen zu unterscheiden sind, worin Zöglinge vom sechsten Jahre an aufgenommen werden. Geistlich heißen diese Bildungsanstalten, weil sie hauptsächlich für den geistlichen Stand bestimmt sind, obgleich der Zutritt zu demselben auch andern gestattet ist, die sich nicht diesem Stande widmen; 2) weil sie mit Klöstern verbunden sind; 3) weil die Lehrer und Professoren an denselben größtentheils Geistliche sind und 4) weil die Direktion derselben Geistlichen übergeben ist. Die auf den geistlichen Akademien Studirenden bestehen aus den gewählten

Zöglingen der geistlichen Seminarien, und nach öffentlichen Nachrichten geht die Absicht dahin, mit ihnen die übrigen noch zu stiftenden geistlichen gelehrten Anstalten zu besetzen. Die Gegenstände, worüber auf besagten Akademien gelesen wird, sind, wie der Lektionskatalog, der dieser Schrift angehängt ist, sie anführt: Theologie, Philosophie, Mathematik, Geschichte und Geographie, Kirchengeschichte, und die griechische, hebräische, französische und deutsche Sprache. Die geistlichen Lehranstalten im russischen Reiche stehen übrigens unter einer eignen Oberschuldirektion in St. Petersburg, welche von derjenigen verschieden ist, in welcher unter dem Präsidium des Ministers der Aufklärung die Kuratoren aller Universitäten ihre Sitzungen halten. Die gegenwärtigen Glieder der geistlichen Oberschuldirektion sind: Ambrosius, Metropolit von Nowogorod und Petersburg, Theophylakt, Erzbischof von Kasan und Saraisk, Paul Krinisky, Beichtvater Sr. Kaiserlichen Majestät, Johann Derjawin, Oberpriester der Armee und der Flotte, Fürst Alexander Nikolaewitsch Golizin, Geheimerath Alexander Michailowitsch Speransky.

Referent kommt nun, nach den vorausgeschickten Nachrichten, die er für desto nothwendiger hielt, je mehr man sich von den geistlichen Bildungsanstalten in Rußland unrichtige Vorstellun-

gen macht *), auf die anzuzeigende Abhandlung selbst. In der Einleitung setzt der Verf. den Nutzen des Studiums der hebräischen Sprache mit den bekannten Gründen auseinander, und zeigt, wie weise es sey, daß die geistliche Oberschuldirektion dieselbe wieder in Aufnahme gebracht habe. Das Programm selbst ist in zwey Abschnitten getheilt. S. 11 bis 27 handelt der Verf. von dem Zweck kursorischer Vorlesungen, wovon sich ein doppeltes denken läßt: entweder nämlich will man den Zuhörern durch analytische Uebungen eine genauere Kenntniß der Grammatik verschaffen, und sie darin mehr befestigen, *vel quod gravissimum et maximae utilitatis esse videtur, aliqua, breviori quanquam, nec morosius ubique excussa, sufficienti tamen et ad captum auditorum accomodata sensus literalis, quem vocant, explanatione ad interiorem et ad curatiorem quandam effatorum divinorum interpretationem suo dein loco ac tempore suscipiendam auditores sensim sensimque adsuofaciunt ac viam veluti monstrant.* (S. 14.) Er beweiset nun, S. 22, daß der letztere Zweck der vorzüglichste sey, und daß die kursorischen Vorlesungen, bey welchen dieser Zweck zum Grunde

*) Referent behält sich vor, den Lesern dieser Blätter noch ausführlichere Nachrichten über die Verfassung der geistlichen Akademien mitzutheilen, sobald er die (nur in russischer Sprache vorhandenen) Statuten derselben erhalten haben wird, wozu ihm Hoffnung gemacht ist.

liege, sehr dazu geeignet wären, den Zuhörern das Studium der hebräischen Sprache angenehm zu machen; indessen könne damit die Analysis der schwereren und ungewöhnlichen Formen verbunden werden. *Paucis*, sagt er S. 26, *qui fastidiosam grammatices siccitatem cum jucundiore exegeseos philologicae ubertate sic temperaverit, ut neque necessaria priori alimenta subtrahat, neque posteriori superflua, quae ventriculum immodice irritent, incitamenta adhibeat, omne hic ferre punctum et officio suo exasse satisfacere dicendus erit.* Die ausgehobenen Stellen mögen auch als Probe des lateinischen Styls unserß Verfassers gelten. Im zweyten Abschnitte, S. 27 bis 38, handelt er von der Methode bey diesen Vorlesungen, so, daß er zugleich zeigt, wie er solche selbst zu halten gesonnen sey. Er macht nämlich den Anfang mit einer Einleitung in das Studium der orientalischen Sprachen überhaupt und der hebräischen insbesondere, darauf läßt er ein fundamentale hebraicum, und hernach statarische Vorlesungen über den Pentateuch folgen, und schließt endlich mit kursorischen Vorlesungen, deren Einrichtung er ausführlich beschreibt. Einen Konспект über seine sämtlichen orientalischen Kollegia hat der Verf., wie er S. 28 erzählt, der geistlichen Oberschuldirektion überreicht. Zuletzt, S. 35, fordert er die Studirenden auf, in dem rühmlichen Eifer

fortzufahren, mit welchem sie sich bisher dem orientalischen Sprachstudium gewidmet hätten. Er hat die Absicht, jährlich zwey solche Programme herauszugeben. Es wäre zu wünschen, daß diese Idee, deren Ausführung von anerkannt großem und vielfältigem Nutzen ist, auf allen Universitäten Rußlands Nachahmung fände.

Dr. G. S. Wilterling.

Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte 2c. von A. F. Blech. Königsberg, bey Unzer.

Man sollte nie den Unterschied zwischen einem Lehr- und einem Lesebuche vergessen, dann würde man vom ersteren nicht fordern, was nur im letzteren zu suchen ist und den richtigern Gesichtspunkt über Zweck und Brauchbarkeit beyder feststellen können. Ein Lehrbuch, zum Lehren, also zunächst für den Lehrer, bestimmt — setzt Vorkenntnisse, vertraute Bekanntschaft mit dem Einzelnen des Materiale und durchdachte eigenthümliche Ansichten der Hauptmomente voraus. Die letzteren zu berichtigen, die zweyten planmäßig zu ordnen und das Ganze mit Klarheit zu beherrschen, dazu soll das Lehrbuch dem Lehrer die Hand bieten.

Daß das vorliegende Werk diesen Zweck größtentheils auf eine vorzügliche Art befördere, dafür bürgt der ächte Schlözerische Geist, der dasselbe durchdringt. Mehr Anregungen, Nachhülfe und

wahre Souffir Kunst (denn daß es eine solche in höhern Sinne gebe, ist den hellsten Köpfen gewiß unverborgen) dürfte nicht leicht ein Lehrbuch der Geschichte dem Schulmanne darbieten.

Der Verfasser bekennt sich (S. d. Vorrede) als treuen Schüler des geistreichen und kräftigen Schlözer; aber er bewährt sich auch als seinen würdigen Nachfolger, nicht als sklavischen Nachtreter. Mäßigung, Festigkeit, Unpartheylichkeit und umfassende Erfahrung im Gebrauche auch andrer historischer Hülfquellen, geben ihm einen unverkennbaren Beruf zu größern Unternehmungen auf diesem Gebiete.

Wohl hätten wir gewünscht, seiner Sprache, die selbst in ihrer epigrammatischen Kürze dem Vorbilde glücklich nacheifert (obgleich sie das Derbe und Gewaltsame desselben meistens vermeidet), von Unreinheiten (wie p. 309. Zeile v. ob. 17, 18, 24 und ähnlichen an a. D.) befreuter zu sehen. — Die Geschichte Oesterreichs, als eines geschlossenen, von mancher nationellen Eigenheit charakterisirten Staates, ist verhältnißmäßig zu karg behandelt. Das eigenthümliche Treiben der französischen Politik, die seit Ludwig XI. schon weiter spielt, als sie eigentlich abreichen kann, und daher so oft Worte für That Freunden und Feinden dargebotten, ist fast gar nicht angedeutet.

Allein bey einer so nützlichen und verdienstvollen Arbeit, wie diese, sollte man mehr schätzen, was gethan, als nachforschen, was noch zu thun übrig gelassen ist.

Wir wünschen dem Verfasser Muth und Muße, um ferner mit gleichem Glücke Lehrern und Lernenden zu nützen.

W. G. R.

X.

N i c h t = L i t e r a t u r .

Zeitung für Literatur und Kunst.
(Riga. No. 1. — 8. etc.)

Kürzer und treffender konnte keine Scharfefe gewürdigt werden, wie die, unter welche Lichtenberg die wenigen, sinnvollen Worte schrieb: „Dies Buch ist auf dem schlechtesten Papier gedruckt. Schade um das schöne Papier!“ Ein Gleiches ließe sich von der obenangeführten Zeitung sagen *), um sie mit wenigen Worten nach ihrem ganzen Werth zu charakterisiren — wenn sie nicht noch eine andere, lächerliche Seite hätte, die es verdient, unter einer eigenen Rubrik zur Schau gestellt zu werden. Vielleicht widmen wir künftig die letzte Blattseite jedes Monatsheftes einer solchen Schaustellung, unter der Rubrik: Literarischer Bedlam; hoffend, daß sie den Lesern dieser Zeitschrift zur Gemüthsergözung dienen werde. Zwar gewährt die konvulsivische Qual eines Literarisch = Sterbenden an sich einen tragischen Anblick; aber höchst komisch und belustigend sind auf der andern Seite die Geistesverrenkungen und Vocksprünge eines solchen — eigentlich der Literatur schon abgestorbenen, und bald ganz begrabenen Skribenten, sich unter den Lebendigen noch geltend zu machen, die ihn längst vergessen haben. Er tobt, und keiner hört auf ihn; er radottirt, und niemand widerspricht dem Agonisirenden. Kein Wunder, wenn er mit dem Glauben an seine Infallibilität zu Grabe geht.

*) Von den Prachteremplaren, auf blauem Papier, ist uns nur eins zu Gesicht gekommen.

In den Irthümern findet man zuweilen Wahnsinnige, die sich für Könige und Kaiser halten und, indem sie das Mitleid der schaulustigen Menge erregen, oder diese wohl gar nur amüsiren, ihr zu imponiren glauben. Auch die Literatur hat ihren Wahnsinn und ihre Tollhäusler aller Art — wie *Figura* zeigt.

Ein solcher eingebildeter Literaturkönig glaubt, daß er alles, und außer ihm nichts vorhanden sey. Die Vorwelt ist seines Blicks nicht werth, weil sie von ihm nichts wußte; das Alterthum verachtet er, weil er von ihm nichts weiß. Die Nachwelt taugt vollends nichts, weil sie von ihm nichts wissen wird. Aber der Mitwelt hat er recht eigentlich den Tod geschworen; denn wie kann sie es wagen, neben ihm zu existiren — und doch nichts von ihm wissen zu wollen?

Ein solcher in fortwährenden Krämpfen dahinscheidender Papier=Schöpfer, dessen ganze literarische Wirksamkeit sich nur noch darauf beschränkt, fremdes Papier mit seinem Namen zu stempeln und Auszüge aus andern Blättern zu liefern, ist übrigens da am possierlichsten, wo es ihm mitunter einfällt, noch aus sich selbst zu schöpfen und aus der eignen hohlen Brust — über die Brust zu sprechen. Es darf daher nicht befremden, wenn er — unter andern — Kozebue alles dichterische Talent, Geist, Geschmack und Phantasie abspricht; wenn er A. Humboldt einen Karitätenkrämer, Joh. Müllers Schweizergeschichte ein bloßes Repertorium, Göthe's neuesten Roman einen auf den Kopf gestellten Werther und Gleim einen „gemeinen Versler“ nennt, den er bey einer Reise durch Halberstadt seines Besuchs nicht gewürdigt haben würde, wenn Herder und dessen Familie ihn nicht gleichsam auf den Knien darum gebeten hätte. Wer

daran zweifelt, daß diese und ähnliche Tollheiten gedruckt sind, der zwingt sich, die obige sogenannte Literatur- und Kunstzeitung, No. 1 — 8. (soviel uns nämlich bis hiezu davon bekannt geworden) nachzulesen. Auch die Herausgeber der Ruthenia haben das Glück, mit jenen Männern die Verdammniß zu theilen — und dies zwar deshalb, wie der Herausgeber sehr naiv gesteht: weil sie sich zwey Jahre hindurch sehr angelegentlich mit ihm beschäftigt haben. Daß er dadurch nicht gebessert worden sey, liegt am Tage.

Mit den Auszügen aus bekannten literarischen Blättern, welche den Haupttheil dieses Blatts einnehmen, wechseln dann auch noch Auszüge aus anonymen Briefen und Zuschriften an den Herausgeber, worin ihm die verbindlichsten Höflichkeiten gesagt werden. Man muß es fühlen, daß man keinen Werth habe, wenn man dergleichen Komplimentirbriefe — wahr oder erdichtet — für sich anführt! Uebrigens ist dies wenigstens kein ganz schlimmes Zeichen.

Berichtigungen zum Februarheft.

S. 116 Z. 9 v. u. st. fremdartigen l. fremdartigem.
 S. 119 Z. 7 v. u. st. ausmerzen l. ausmärgen. S. 123 Z. 5
 v. o. st. belastigende l. belustigende. S. 125 Z. 4 v. o. Hexzi-
 dron l. Hexaidron.

R u t h e n i a,

oder:

Deutsche Monatschrift in Rußland.

April, 1811.

I.

Lebensgleichnisse.

Wie sich aus des Himmels Höhen,
Unsichtbar das Tröpfchen senkt,
Um am Grashalm zu vergehen,
Der geknickt hernieder hängt —
So entsteht der Mensch und lebet
Einen kurzen Augenblick;
Und so wie der Thau sich hebet,
Strebt zur Heimath er zurück.

Wie die Blume an der Quelle,
Die sich überbeugt am Rand,
Schimmernd aus des Wassers Helle,
Und verflatternd in den Sand;
So der Mensch! — Es blüht die Blume,
Und die Blättchen wehen ab;
Und im stillen Heiligthume,
Senkt man sein Gebein in's Grab.

Wie die Fluth, wenn Stürme toben,
 Und sich Bog' an Woge schmiegt,
 Nun im Abgrund und nun oben,
 In Vergänglichkeit sich wiegt;
 So sind auch des Lebens Mühen,
 Bog' auf Woge, tausendfach,
 Keine kann dem Tod entfliehen,
 Eine stirbt der andern nach!

Wie der Frühling Blüthen spendet,
 Jedes Jahr im neuen Kranz,
 Und sich Jahr auf Jahr vollendet
 In der Monden Wechselglanz,
 Werden Menschen, blühen und greisen:
 Blüthen in den Sturm gestreut,
 Wirbelnd sich in bunten Kreisen, —
 Saaten für die Ewigkeit!

Prose.

II.

Apologie der Adelsvorurtheile. *)

Von Herrn Prof. und Pastor Cruse.

Vorurtheile bestreiten und widerlegen wollen, ist immer ein vergebliches Bemühen. Ein Vorurtheil ist, wie Kant sehr richtig bestimmt, ein vorläufiges Urtheil aus unzureichenden Gründen, die der Urtheilende aber für zureichend hält. Vorurtheile widerlegen, heißt also nichts anders, als den Menschen den Glauben an ihre eigne Urtheilskraft ausreden wollen, und das kann nicht anders, als sehr schwer, ja unmöglich seyn. Sind es nun gar Standesvorurtheile, an denen man sich versucht, d. h. solche, die, so zu sagen, mit dem Menschen geboren und erzogen werden; so wird die Schwierigkeit noch größer. Diese haben nicht nur tiefere Wurzeln geschlagen, haben, bey allem Unrichtigen, manche wohlthätige Wirkung und sind gemeinhin Schutzmittel gegen Gesinnungen und Grundsätze, die schlimmer seyn würden, als die Vorurtheile selbst. Ja, warum sollten nicht diese Vorurtheile so gut, wie viele andre, an sich Wahrheit, nur eine aus unzu-

*) Gern hätten wir, nach dem Wunsch des Herrn Verfassers, diesen Aufsatz — der durchaus ganz gelesen seyn muß, um ganz verstanden zu werden — ungetheilt und auf einmal gegeben, wenn der beschränkte Raum dieser Blätter es gestattet hätte. Die zweyte Hälfte soll um so bestimmter gleich im nächsten Hefte folgen.

Der Red.

reichenden Gründen für wahr gehaltene Wahrheit seyn? Daß einzige Heilmittel gegen Vorurtheile bleibt demnach immer, daß man ihre Gründe auffuche und deren Haltbarkeit gewissenhaft und unpartheyisch prüfe. Geschieht dieses, so fällt für den Denkenden von selbst, was nicht fest steht, ohne daß gleichwohl dem Kinde ein Gängelband genommen wird, welches zwar immer am freyen Gehen hindert, aber unentbehrlich ist, falls das Kind nicht zum Krüppel werden soll, ehe es zum freyen Gehen gelangt.

Wenn demnach hier von Adelsvorurtheilen die Rede seyn wird, so ist damit keinesweges gesagt, daß dieselben nichts, als baare Irrthümer seyen; sondern einzig und allein, daß die große Mehrheit derer, die daran glauben, und darnach thun, nicht hinreichende Gründe ihres Fürwahrhaltens haben; und, wenn der Versuch gemacht wird, ihre Apologie aufzustellen, so wird damit nichts weiter unternommen, als das Aufsuchen eines Grundes, der hinreiche, zu bestimmen, welchen Grad von Wahrheit diese Vorurtheile haben mögen.

Damit aber nicht zweifelhaft bleibe, wovon die Rede seyn werde, stehe hier zuvörderst ein Verzeichniß der Adelsvorurtheile, deren Apologie versucht werden wird:

1) Der Adliche hat vorzugeweise den Zutritt zu Staatsämtern, zu Kriegs-Oberstenstellen, und

zu solchen Hofämtern, die nicht zur Dienerschaft, sondern zur Ehrenumgebung des Fürsten gehören.

2) Der Adliche hat ein Vorzugsrecht auf den Besitz des Eigenthums an Land und Leuten.

3) Dem Adlichen ist es unanständig, Handel und Gewerbe zu treiben.

4) Der Adliche hat ein Recht, die Aufrechthaltung seiner Vermögensumstände vom Staate zu erwarten.

5) Dem Adlichen ist vertrauter Umgang mit Nichtadlichen unanständig.

6) Heirathen zwischen Adlichen und Nichtadlichen sind Mißheirathen.

7) Der geborne Adliche hat den Ehrenrang vor dem durch Amt und Diplom Geadelten.

8) Der Adliche darf persönliche Beschimpfungen nicht auf dem Wege Rechts, sondern nur durch Selbststrache in offener Fehde tilgen.

Es ist offenbar, daß das Stehen oder Fallen aller dieser Sätze, so wie der Grad der Wahrheit, welchen sie haben mögen, von der Beantwortung der Frage abhängt: Was ist der Adel?

Die Ableitungsbestimmung in unsrer Sprache von *Da* (Gut) — ist dazu eben so wenig ausreichend, als die moralische Bedeutung, welche die Wörter: *Adel* und *edel* angenommen haben. Wollte man nämlich, der letzteren gemäß, den Adel als den Stand derer bezeichnen, die besser sind, als die andern; so würde wieder die Frage übrig

bleiben, warum und wodurch dieser Stand besser sey? Wollte man dagegen, der ersteren gemäß, sagen: der Adel ist der Stand der Grundbesitzlichen; so würde die Erfahrung dagegen sprechen, indem selbst diejenigen Nationen einen Adel kennen, die keinen Grundbesitz haben. So hatten unsre germanischen Vorfahren einen Adel, da sie noch in ihren Wäldern umherzogen; ja, die Griechen und Römer und die meisten neuern Nationen benennen ihren Adel nicht einmal nach dem Grundbesitze. Eupatriden und Patricii bedeutet nichts mehr und nichts weniger als Wohlgeborene, Leute von Familie. Ja, unser Adel leitet nicht sowohl seine Adlichkeit vom Grundbesitze, als das Vorzugsrecht auf den Grundbesitz vom Adelsvorrechte her, und schließt die Nichtbesitzlichen seines Standes von demselben nicht aus.

Der Begriff muß demnach auf einem andern Wege bestimmt werden. *Principes ex nobilitate sumunt*, „Fürsten wählen sie aus dem Adel,“ sagt Tacitus von den Germanern; in Rom und Athen sahen es die Wohlgeborenen als einen Eingriff, als einen Verrath an ihren Rechten an, wenn die Gemeinen zu hohen Staatsämtern gelangten. Dagegen erhob sich der Gemeine zu einer Art des Adels und wurde auch zur Ergänzung in die Klasse der Wohlgeborenen gezogen, wenn es ihm gelungen war, sich zu hohen Kriegsstellen emporzuschwingen. Endlich werden auch in unsern Zeiten hohe Staats- und Kriegsämter, so

wie die Ehrenauszeichnungen des Verdienstes (Orden), als stillschweigend adelnd betrachtet und in einigen Staaten (Rußland und Dänemark z. B.) sind mit einem gewissen Rang im Staatsdienste die Vorrechte des Erbadeis gesetzlich verbunden. Aus dem Allen geht nun wohl zweifelsfrey hervor, daß der Adel nichts anders ist, als der Stand derer, welche sich zur Theilnahme an der Regierung des Staates berechtigt glauben, und durch allgemeine Meinung, durch Herkommen, oder durch gesetzliche Bestimmung vorzugsweise dazu berechtigt und verpflichtet sind. Daraus folgt nun freylich noch nichts für die Erbllichkeit solcher Berechtigung und Verpflichtung. Fragen wir aber ferner: Welche Eigenschaften setzt die Berechtigung zum Antheile an der Regierung des Staates voraus? so wird, glaube ich, sich ein jeder die Antwort zu geben wissen:

1) Einsicht in die Verfassung und Verwaltung, Fähigkeit zu beurtheilen, was zum wahren Wohle des Staates gehört und Geschicklichkeit, die Menschen dazu zu leiten.

2) Anhänglichkeit an den Staat, zu welchem man gehört (Waterlandsiebe) und Uneigennützigkeit in allen Verhältnissen innerhalb dieses Staates.

Das erstere ist Sache des Verstandes, des Fleißes und der Uebung; das letztere sind Eigenschaften des Herzens und des Charakters. Ein-

sicht und Uebung lassen sich von jedem, der nur nicht von der Natur vernachlässigt, oder in der Erziehung ganz versäumt worden ist, in jeder Periode des Lebens erwerben, auch ist es möglich, sie von Andern zu borgen, ja, der Einsichtsvollste und Geschickteste wird in einem großen Werke nie ganz ohne fremde Hülfe auskommen, so mißlich es immer seyn mag, nichts als geborgtes Gut zu besitzen. Vaterlandsliebe und uneigennütziger Sinn dagegen sind Tugenden, die nur durch die Umstände, unter welchen der Mensch erzogen wird, geweckt und gebildet, nur durch die Verhältnisse, unter welchen er lebt, genährt und erhalten werden.

Wenn es nun ausgemacht ist, daß Gesinnungen und Tugenden sehr wenig die Frucht der Lehren, fast ganz die Wirkung des Zieles sind, worauf jeder die Seinigen hinarbeiten sieht und selbst in den Jahren der Kindheit und Jugend mit hinarbeitet; so wird sich in jedem Stande, in jedem Geschäfte, ein gewisser Sinn bilden, der die Ehre dieses Standes macht. Der gute Gewerksmann wird die Seinigen zu stillem häuslichen Fleiß erziehen, denn nicht sowohl, daß er, als daß seine Arbeit als gut gekannt, geschätzt und gesucht werde, das ist seine Ehre. Der Handelsmann bedarf des Credits. Er wird nicht nur darauf ausgehen, Reichthum zu erwerben, sondern es ist ihm auch Bedürfniß, daß andre sehen, wie seine

Wohlhabenheit zunimmt; daß nicht nur seine Mitbürger, sondern auch die handelnde Welt erfahre, wie zuverlässig er in Erfüllung seiner Verbindlichkeiten sey. Mag also etwas noch so große Vortheile verheißen, er wird sie verschmähen, wenn er dadurch diesem Glauben schaden könnte; mag ein Aufwand immer so groß seyn, er wird ihn nicht scheuen, wenn es gilt, seinen Kredit zu retten und zu befestigen. Allein jene Uneigennützigkeit und diese Freygebigkeit finden durch sein Gewerbe ihre wahre Stütze nur im Erwerbgeiste, welcher sehr leicht in das Laster der Gewinnsucht ausartet.

Es wird hiermit keinesweges behauptet, daß die Tugenden der Uneigennützigkeit und Vaterlandsliebe in diesen Ständen sich durchaus nicht entwickeln könnten. Einer solchen lästernden Behauptung würde eine Menge erfreulicher Erfahrungen widersprechen; allein es ist offenbar, daß in dem Geschäfte des Gewerksmannes und des Handelsmannes nichts liegt, was diese Tugenden nothwendig erzeugen müsse. Hier kommt es aber auf die Frage an: unter welchen Umständen ein Stand leben müsse, wenn sich Uneigennützigkeit und Vaterlandsliebe mit Wahrscheinlichkeit unter der Mehrheit desselben entwickeln und bilden sollen? oder: unter welchen Umständen muß derjenige erzogen werden, den diese Tugenden beleben und dem jene Talente eigen werden sollen?

1) Er muß ein Eigenthum besitzen, nicht erst erwerben sehen, welches ihn auf alle Fälle gegen Unterhaltssorgen schütze, und ihm ein möglichst sicheres Einkommen verspreche.

2) Die Erhaltung dieses Eigenthums muß an die Fortdauer und das Wohl des Staates unauf löblich geknüpft seyn.

3) Er muß in ruhigem Wohlstande, aber ohne Luxus und in bescheidener Frugalität erzogen werden.

4) Er muß ein Eigenthum haben, welches ihm Veranlassung gebe, das Regierungstalent mit Uneigennützigkeit zu üben.

Das Erste, damit er nie genöthigt sey, zu einem Gewinngewerbe zu greifen und schon im väterlichen Hause nichts sehe und erfahre, was ihn verleiten könnte, Gewinn als ein Hauptziel des Lebens zu betrachten; das Andere, weil nur in einem so unauf löblichen Bande die Vaterlands- liebe gegen die Einflüsterungen des Privatnutzens hinreichend gesichert ist; das Dritte, weil Aufwand, Luxus und große Bedürfnisse nothwendig den Eigennutz und die Habsucht in ihrem Gefolge haben; das Letztere endlich, weil das Regieren, wie jede Kunst, sich nur durch Uebung lernt und der Staat nur volles Vertrauen haben kann zu dem, der seine Geschicklichkeit in dieser Kunst bereits in der Erfahrung beurfundet hat.

Deshalb können nicht zum Adel gehören:

1) Tagelöhner und Handwerker. Sie

sind überall zu Hause und müssen für ihren nothdürftigen Unterhalt arbeiten, haben auch nicht die erforderliche Zeit, sich die zum Antheile an der Regierung nöthigen Einsichten und Geschicklichkeiten zu erwerben. 2) Bauern und Besitzer solcher Grundstücke, welche sie selbst mit bearbeiten müssen. Auch sie haben zuviel Nahrungsforgen und zu wenig freye Zeit, und ihr Wirkungskreis ist zu klein, um das Regierungstalent daran zu üben. Man könnte dieser Ausschließung freylich die achtadlichen Römer Regulus und Cincinnatus entgegen setzen; diese aber sahen sich erst auf die Selbstbestellung ihrer kleinen Grundstücke eingeschränkt, als sie durch Unglücksfälle und durch patriotische Aufopferungen ihr adliches Vermögen eingebüßt hatten; sie behielten, als Patricier, in der Leitung ihrer Klienten immer noch ein wirkliches Regierungsgeschäfte und bewiesen durch ihre heroische Frugalität, daß auch ein kleines Gut hinreiche, sie gegen Nahrungsforgen und Erwerbssucht zu schützen. 3) Der Kaufmann. Er ist in der ganzen Welt zu Hause, sein einmal erworbener Kredit folgt ihm, wohin er sich versetzt; ja, er gehört, jemehr er seinen Handel ausbreitet, mehr denn einem Staate an. Nicht daß ich einem achtungswürdigen Stande Gewinnsucht als einzige Triebfeder seines Strebens anrechnen wollte; allein, wenn der Handel eines der Bande seyn soll und ist, wodurch die politisch ge-

trennten Glieder der menschlichen Gesellschaft, wie durch die Zwischenringe einer Kette, in wechselwirkende Verbindung gesetzt werden: so gehört eben deshalb der Handelsstand nicht diesem oder jenem Staate einzeln an; sein Interesse ist mit dem Interesse keines einzelnen Staates einerley, und er kann demnach nicht den freyen patriotischen Blick behalten, der zum thätigen Antheil an der Regierung unerläßlich ist. 4) Der Rentnier. Der Geldbesitzer wird entweder Handelsmann, oder er wird durch das Anlegen auf Grundstücke sich der Klasse der Grundbesitzer anschließen. Immer aber hat er nichts zu regieren, und kann sich auch zu leicht versehen, als daß echter Patriotismus hinreichende Nahrung fände. 5) Der Gelehrte und Künstler von Profession. So wie der Handelsstand in der Sinnenwelt, so macht dieser Stand in der Geisterwelt das Verbindungsglied der politisch getrennten Gesellschaften: so wie der Kaufmann Weltbürger ist in jener Hinsicht, so sind Gelehrte und Künstler — Weltbürger in dieser. Man lege es also dem Mitgliede dieses Standes nicht als Stolz aus, wenn er die Ursache der Ausschließung desselben von dem Vorrecht der Theilnahme an der Regierung auszusprechen versucht, indem er sagt: Gelehrte und Künstler stehen für den Patriotismus zu hoch. Es ist damit weiter nichts gemeint, als: sie sind zu sehr Weltbürger,

weil, was sie schaffen, nicht ihnen, nicht ihrer Familie, nicht Einem Staate, sondern der Welt angehört. Hätte Columbus nicht mehr Weltbürgersinn gehabt, als Patriotismus, wäre ihm seine Idee nicht lieber gewesen, als sein Vaterland; so wäre Amerika durch ihn nicht entdeckt worden. Und wäre Montesquieu's Patriotismus größer gewesen, als sein Weltbürgersinn; er hätte keinen Esprit des Loix geschrieben. Jeder weise regierte Staat wird daher den Rath der Gelehrten, das Licht, das von den Weisen ausgeht, die Erfindungen, welche der schaffende Künstler macht, dankbar entgegen nehmen und gebrauchen, aber nur mit der Einschränkung, daß solches auch seiner Gemeinde insbesondere heilsam sey. Daß unter denen, die zu der Klasse der Gelehrten und Künstler gezählt werden, ein Theil dem Stande der Gewerbtreibenden, ein anderer dem Stande der Handelsleute angehört, wird jeder eingestehen, der mit der Welt und insbesondere mit dem Buch- und Kunsthandel bekannt ist. 6) Endlich Fremde, die noch nicht durch Eigenthum und Familie eingebürgert sind. „Der Bürger wünscht,“ sagt Göthe's Egmont, „von seinen Landsleuten regiert zu seyn, weil er weiß, wie er geführt wird, weil er von ihrem Uneigennutz Theilnahme an seinem Schicksal hoffen kann.“

Es ist damit übrigens keinesweges gesagt, daß aus diesen Ständen kein einzelnes Subjekt zum

Antheil an der Regierung taugen könne. In jedem Stande giebt es Genies, die von den eigenthümlichen Beschränkungen ihres Standes frey, die Vollkommenheiten eines andern haben und geltend machen. Ja, der Bauer, der sich zum Pächter großer Grundstücke, der Handwerker, der sich zum Unternehmer einer großen Manufakturanstalt emporgearbeitet hat, der Kaufmann, der sich vorzugsweise den Absatz einheimischer Erzeugnisse angelegen seyn läßt: alles Leute, die ein großes Personale zu einem gemeinschaftlichen Zwecke zu regieren haben, hängen durch ihr Geschäfte fest an ihrem Vaterlande, und üben in demselben unstrittig das Regierungstalent; so wie der Gelehrte, der sich vorzugsweise mit der Geschichte und dem Staatsrecht seines Vaterlandes beschäftigt und der eine eigne Lehranstalt leitet, den Patriotismus nährt und das Regierungstalent übt. Aber immer sind diese alle mit dem Staate nicht, so zu sagen, körperlich und geistig eins. Wenn demnach von ganzen Ständen die Rede ist, so bleiben jene Ausnahmen billig unbeachtet, indem nur auf die Eigenschaften gesehen wird, welche sich in der Mehrheit eines jeden Standes durch die Eigenthümlichkeit des Zweckes seiner Thätigkeit entwickeln müssen. Eben so wenig sind deshalb diese Stände von dem Antheil an der Gesetzgebung ausgeschlossen; denn dabey wird auch in den unumschränktesten Staaten, wie z. B. bey

uns, Jeder gehdrt, dem man ein Urtheil über Wohl und Weh zutrauen kann, und in England hat gerade das Unterhaus die Initiative der Gesetze.

Diesemnach bleibt für den zur Mitregierung berufenen Stand nur die Klasse derer übrig, welche ohne eigne dringende Arbeit in anständiger Unabhängigkeit leben, durch ihr Eigenthum unauflöslich und ausschließend an den Staat geknüpft sind, und zugleich eine mehr als bloß häusliche Regierung zu führen haben. Ein Stand der Art bildet sich schon unter den unangesessenen Völkern. Der glücklichere und geschicktere Jäger, der von seinem Fange minder glückliche und geschickte ernähren kann; der reichere Hirte, der eine größere Heerde Vieh besitzt, wird der Vermittler (denn wirkliche Richter giebt es in diesem Zustande der Gesellschaft noch nicht) der Zwistigkeiten der Minderwohlhabenden. Der Sohn wird der Erbe des Eigenthums und des Klientenanhanges, und so entstehen Majorate und Seniorate. Söhne, die bey Lebzeiten des Vaters eigne Horden gestiftet haben, werden als ganz ausgeschieden angesehen; ja, oft die ältern absichtlich ausgestattet, um den Segen des Vaters auf die jüngern Beliebteren zu bringen, wie es die hebräische Sage von Ismael und Esau erzählt. Was bey ansässigen Nationen Patriotismus ist, wird durch die Anhänglichkeit der unstäten Völker

an ihren Stamm und durch die Vorliebe für die Gegenden ersetzt, wo die Gebeine ihrer Väter ruhen. Wird nun ein solches Familienhaupt ein glücklicher Anführer in Angriff und Vertheidigung, wie Abraham in seinem Kriege gegen den Redor-laomer war; so wird jenes Band der Klientel um so fester.

Auf diese Weise mochte die Nobilitas bey den Germanen entstanden seyn. Als sie aber die Gräber ihrer Väter verließen und Eroberer ausgebreiteter Länder wurden, da knüpfte sich der Adel an den Grundbesitz; es gingen sogar viele große Grundbesitzer von den Ueberwundenen, und mit ihnen die damals schon hochbegüterten Bischöfe und Aebte, in den germanischen Adel über, welcher eben deshalb nicht nur an Grundbesitz geknüpft, sondern bey jenen sogar ein Majoratsadel wurde. So ist bis jetzt in England, wo sich überhaupt die Formen der germanischen Verfassung am meisten erhalten haben, nur der Majoratsherr wirklicher Nobleman, nur er hat Sitz und Stimme im Oberhause, welches dem Könige sein Gutachten über die Annehmbarkeit oder Nichtannehmbarkeit der von den Gemeinen im Unterhause vorgeschlagenen Gesetze vorlegt. Was man nämlich in England Gentlemen, Gently nennt, und wozu auch die nachgeborenen Söhne der Noblemen gezählt werden, ist keinesweges mit unserm Adel zu vergleichen. Es ist keine eigene Aufnahme

in diesen Stand nöthig, welcher etwa dem entspricht, was man in Niederdeutschland die hübschen Leute nennt; Leute, die in anständiger Unabhängigkeit leben, aber durch ihren Stand weder nothwendig zur Uebung des Regierungstalent^s veranlaßt werden, noch auch zur Theilnahme an der Regierung bevorrechtet sind. — Es gehören demnach bey den ansäßig gewordenen Germanen die Besitzer großer Grundstücke, und unter diesen vorzugsweise die Majoratsbesitzer, zum Adel.

Und in der That hat niemand soviel Gelegenheit, Regierungstalent und uneigennütigen Sinn zu üben und zu beurfunden, als eben ein Majorats-Gutsbesitzer. — Wenn nämlich der freye Erbbesitzer sein Gut verbessert, seine Leute weise und wohl regiert; so kann das vielleicht einzig die Wirkung eines wohlverstandenen Erwerbgeistes seyn. Er bemüht sich, sein Gut im Ertrage oder im Verkaufe höher auszubringen, und zeigt sich dadurch als einen guten Handelsmann. Hätte er dabey selbst das schöne Vorurtheil, daß ein Familiengut nicht in fremde Hände kommen müsse; so arbeitet er wenigstens für den Wohlstand aller seiner Kinder, oder derjenigen unter seinen nächsten Verwandten, denen er vorzüglich viel zuwenden will. Der Majoratsherr dagegen arbeitet für den Wohlstand Eines seiner Kinder (nicht gerade des liebsten), welches

nicht ihm, sondern dem Stammvater oder Majoratsstifter für das ererbte Gut dankt; ja er arbeitet wohl gar, wenn er keine Kinder hat, für lachende Erben, für Erben, die er kaum einmal kennt. Hat ein solcher nun gleichwohl die Festigkeit, sein Majoratsgut nicht auszusaugen, um Schätze zu sammeln für seine nachgeborenen Kinder; hat er die Gewissenhaftigkeit, auf die eigentlich das Fideikommiß gebaut ist, sein Gut auch für den lachenden Nachfolger so zu regieren, als sollten er und alle seine Kinder von seiner Mühe und Weisheit ewig Genuß haben: dann beurfundet er einen Sinn der Uneigennützigkeit, der den wahrhaft edeln Mann bezeichnet, einen Mann, der besser ist, als Menschen im gleichen Verhältnisse zu seyn pflegen, und eben dadurch bestimmt und berufen, andre regieren zu helfen. *)

Es ist zwar nicht unbekannt, daß selbst bey ansässigen Völkern Adel ohne Grundbesitz statt gefunden hat. Man darf nur an den Stamm Levi und das Priestergeschlecht bey den Hebräern denken. Allein anfangs lag das nicht in Moseh's Idee. Die Erstgeborenen des ganzen Volks sollten Jehoven heilig, sie sollten die Regierenden

*) Man übersehe diese Schilderung nicht mit dem höhnnenden Ausdruche: Das ist ein bloßes Ideal! welches bey Vielen so viel heißt, als: Das ist phantastisch. — Ich könnte in unserm Kurlande lebende Originale zu diesem schönen Bilde nennen, wenn es die Bescheidenheit nicht verböte.
Der Verf.

seyn; und aus ihnen hätte sich nothwendig ein Majoratsadel bilden müssen. Erst nach dem Vorgange mit dem goldenen Kalbe, da Moses sahe, daß er sich allein auf seine Stammesgenossen ganz verlassen konnte; erst da machte er den Stamm Levi zum Adel des Volkes im Ganzen, obgleich jeder Stamm seine eignen Notabeln aus grundbesitzlichen Familien behielt (gewöhnlich die Fürsten genannt). Diesem Volksadel gab er nun keinen Grundbesitz; aber wie fein knüpfen seine Gesetze das Wohl des Stammes Levi an den Flor des ganzen Volkes. Die Leviten erhielten den Zehnten von allen Landserzeugnissen. Ihr Wohl stieg und fiel demnach mit dem Wohlstande der Grundbesitzlichen, und das unter einem Volke, welches durch seine ganze Einrichtung, ja durch althergebrachte Sitte, von allen andern Nationen so geschieden war, daß unpatriotischer Sinn fast unter die Unmöglichkeit gehörte. Gleichwohl blickt aus dem Dunkel, welches die frühere Geschichte dieses Volkes umgiebt, eine starke Opposition der Grundbesitzer und des Stammesadels gegen diesen hierarchischen Volksadel hervor, welche vielleicht die Hauptursache der Staatsumwälzungen war, wodurch der Staat erst zum Königthum und endlich zu seinem Untergange geführt wurde. Aehnlich sind die Verhältnisse des Druiden- und Braminenadels; wenn nicht etwa beyde durch die großen, dem Heiligthume gehörigen

Grundstücke eben so gut zum grundbesitzlichen Adel zu rechnen sind, als der ägyptische Priesteradel, welcher bekanntlich ein Drittel alles Grundeigenthums besaß.

Der Adel ist demnach derjenige Stand, welchem man Regierungstalent, Vaterlandsliebe und Uneigennützigkeit im ausgezeichneten Maaße zu trauen darf. Eigenschaften, die sich vorzugsweise und besonders in den neu-europäischen Staaten, in welchen der geistliche und der Gelehrtenstand Weltbürgerstände geworden sind, in der Verwaltung großen Grundbesitzes entwickeln, nähren und ausbilden können. Diese Ansicht, welche sich auf die obige Induktion gründet, scheint mir den einzigen haltbaren Grund aller der aufgezählten Adelsurtheile zu enthalten. — Der Zweck dieser Schrift ist kein anderer, als dieses in der Anwendung zu zeigen.

Der Adel hat vorzugsweise den Zutritt zu hohen Staatsämtern. Bey den Römern kostete es einen langen harten Kampf, ehe sich die Patricier dieses Vorrecht aus den Händen winden ließen, und es bleibt ein ewiges Dokument für das Naturgemäße solcher Einrichtung, wenn man wahrnimmt, daß selbst, nachdem die Gemeinen den Zutritt zu den Magistraturen erungen hatten, selbst nachdem das Band des Patronats und der Klientel erschlafft war, gleichwohl

lange Zeit hindurch fast nur Patricier und bis in die letzten Zeiten der Republik hinab, immer der Mehrheit nach Patricier gewählt wurden.

Und wem sollte auch die Verwaltung öffentlicher Aemter besser anvertraut werden können, als denen, die in Frugalität und in Unabhängigkeit von Nahrungs- und Erwerbsorgen erzogen, auch ohne ein öffentliches Amt in gleicher Einfachheit fortleben könnten, und sogar lieber fortlebten, wenn nicht aus den Bildern ihrer verdienten Vorfahren und aus der Geschichte ihres Vaterlandes das Gebot an sie erginge: Unser Name, den du führst, verhalte nicht ungenannt, nicht unberühmt in deinem Vaterlande.? Wem sollte man besser ein Verwaltungsamt anvertrauen können, als dem, der im Kleinen schon regieren gelernt hat, und dem das hohe Staatsamt durchaus nicht ein Erwerbzweig, wenigstens kein nothwendiger Erwerbzweig ist. Sehr schön waren daher bey den Römern alle Magistratus (hohe Staatsämter), honores (Ehrentämter) und munera (Geschenke, die sie dem Staate gaben), d. h. sie waren in den frühern Zeiten mit keinem Einkommensvortheil verbunden.

Freylich wird man auch nur in demjenigen den Geist des ächten Adels erkennen, der das Recht zu hohen Staatsämtern, wie Friedrich der Große die Souverainität, nicht sowohl als ein Recht, denn vielmehr als eine Verbindlichkeit betrachtet,

seine Kräfte dem Wohl des Staates zu weihen —
geschweige denn als ein Recht, auf fremde Kosten
zu leben und reich zu werden.

Betrachtet man dieses Adelsvorrecht aus
diesem Gesichtspunkte, so wird niemand auffal-
lend finden, wenn der Adliche selbst bey einem ge-
ringern Maaße von Einsichten und ohne die
mechanische Fertigkeit in den Verwaltungsgē-
schäften, bey Besetzung hoher Staatsämter den
Vorzug erhält vor dem kanzleygerechten Offician-
ten, der von unten auf gedient hat. Der Kanz-
leybeamte beginnt seine Laufbahn als Erwerbzweig
und (die Verdienstvollen in dieser achtungswürdigen
Klasse von Staatsbürgern werden das eingestehen)
wer auf Erwerb arbeitet, bedarf immer einer Auf-
sicht, daß er das Wohl des Staates nicht seinem
Erwerb nachsetze. Wer soll denn nun die Aufsicht
führen? der selbst auf Erwerb arbeitet? Sehr
leicht wird sich da zwischen dem Aufseher und dem
Untergeordneten eine Koalition bilden. Leben
und leben lassen, wird die Maxime seyn, un-
ter deren gleißenden Gestalt sich der Grundsatz der
Ungerechtigkeit verbirgt: Auf Kosten des Drit-
ten leben und reich werden. Die Aufsicht
und die höhere Leitung kann also nur dem anvertraut
werden, der von dem öffentlichen Amte nicht Gewinn
machen will; also dem Wahrhaftadlichen,
dem man die Eigenschaften des Herzens zutrauen

darf, ohne welche das Regieren kein gutes Regieren seyn kann.

Das Vorrecht zu hohen Kriegsämtern zu gelangen, hatte der Adel ursprünglich nirgends. Bey den Aegyptern und bey den Hindus hatte sich ein eigener Kriegsadel gebildet, und als die römischen Patricier den Gemeinen den Zutritt zu den Ehrenämtern nicht mehr wehren konnten, wählten sie Militärbrigaden mit Konsularvollmacht (trib. mil. cons. pot.), weil man gewohnt war, auch Gemeine in hohen Kriegsämtern zu sehen. Von den Germanern sagt Tacitus: *Principes ex nobilitate, duces ex virtute sumunt*, d. h. Regierer aus dem Adel, Kriegsanführer nach Verdienst. Und so ist es auch natürlich. Bey dem Kriegsanführer wirken Talent, Geschicklichkeit, Erfahrung und persönlicher Muth mehr, als jene Eigenschaften des Herzens. Oder vielmehr: ein so tiefes Versinken in Eigennutz, daß ein geschickter, erfahrner und tapfrer Feldherr seines Vortheils wegen seine Pflicht versäumen, oder gar zum Verräther werden sollte, ist nach allgemeinem Gefühl so unnatürlich, daß man sich Gewalt anthun muß, es zu glauben, wäre es auch durch Zeugen und aktenmäßig beurfundet.

Ein Vorzugsrecht zu Kriegswürden läßt sich also nicht auf die Weise darthun, wie das Vorzugsrecht zu Staatsämtern. Jedoch ließe es sich nachweisen, wie der Adel zu dem in manchen

Staaten noch bestehenden Vortritt zu Officierstellen, und der reiche hochbegüterte Adel zu Obristenstellen gekommen seyn mag.

Das erste stehende Militär war nicht so eingerichtet, wie das jetzige europäische, wo jeder Krieger, vom Generalissimus bis zum Trommelschläger, Sold und Brod im Namen und, so zu sagen, aus der Hand des Staats oder des Monarchen empfängt; sondern es war nach der Art gebildet, wie die sonst auf Zeit geworbenen Truppen (Compagnie di Ventura in Italien). Ein Unternehmer (Condottiere) machte sich verbindlich, eine gewisse Anzahl Krieger von bestimmter Bewaffnungsart, mit allem Erforderlichen ausgerüstet, zu stellen, und empfing dafür in gewissen Fristen eine kontraktmäßig stipulirte Summe. Nicht also der Monarch, oder der Staat, machte die Werbung, sondern der Unternehmer; daher auch dieser das Regiment hatte und Regimentseigner (Proprietär) genannt wurde. Zu solchen Unternehmungen waren denn nun die Besitzer großer Güter vorzüglich geeignet. Sie konnten, als reiche Leute, den Vorschuß machen, als Grundbesitzer konnten sie auf ihren Gütern, zum Theil aus ihren Untersaßen, den Stamm des Regiments bilden und denselben, so lange er noch nicht zu groß wurde, ebendasselbst verpflegen. Ein solcher Gutsbesitzer hatte, wie noch jetzt in Polen, Lithauen und Ungarn, gewöhnlich einen kleinen

Hof um sich, der aus Söhnen minderbemittelter Gutsbesitzerfamilien bestand. Diese wurden seine Unterbefehlshaber. So ward jener, ohne von Stufe zu Stufe gegangen zu seyn, der Oberste, und diese die Officiere des kleinen Heeres. Und daß vorzüglich jüngere Mitglieder adlicher Familien sich im Kriegsstande bilden, ist der Bestimmung des Adels allerdings sehr angemessen. Auch die nachgeborenen Söhne können einmal zur Gutsregierung gelangen; und der Militärstand ist immer eine gute Schule des Regierens, wie denn gutgediente Militärs gemeinhin treffliche Gutsregenten werden. Es ist nicht zu übersehen, daß fast in allen Staaten die Ober-Regierungsstellen in den Händen hoher Kriegsbeamten sind; in Rom war sogar jedes hohe Civilamt ursprünglich zugleich Militäramt.

So wie indessen der ausschließende Junftzwang immer dem Handwerke schädlich wird; so ist auch das ausschließende Recht der Adlichgeborenen auf Kriegsanzführerstellen dem Kriegswesen unbezweifelnd nachtheilig. Ein ewig denkwürdiges Faktum ist es, daß Ludwig XVI. erst zwölf Jahre vor der Revolution die Nichtadelichen von Officierstellen ausschloß, bey einem Heere, welches zur Zeit der Noth seinen Thron nicht schützen konnte oder nicht wollte. Was aus den französischen Heeren seit der Aufhebung des Junftzwanges ge-

worden sey, hat die Geschichte der jüngsten zwanzig Jahre gelehrt.

Ein Grund jenes Vorzugsrechts bleibt indessen immer noch übrig, den auch Friedrich der Große als Entschuldigung des von ihm dem Adel vorbehaltenen Vorzuges im Kriegsdienste anführt. Der Edelmann, meint der große König, der sich im Kriegsdienste entehrt, bringt einen Flecken auf seine Familie, auf sein Wappen. Er wird daher, falls er deshalb vom Kriegsdienste ausgeschlossen würde, auch von seiner Familie ausgestoßen werden, und, da ihm nun nicht, wie dem Nichtadlichen, andre Gewerbe offen stehn; so hat er eine Aufforderung, treu und muthvoll zu dienen, die bey dem Nichtadlichen wenigstens nicht so stark wirkt. — Doch liegt in dem ganzen Grunde vielleicht nur ein Trugschluß, indem Familien von Adlichen und Edelmannsfamilien verwechselt sind. In Ansehung jener hat der große König vollkommen Recht; allein diese pflegen die Sache nicht immer so genau zu nehmen.

Den Zutritt zu Hofämtern hat man, so viel mir bekannt ist, dem Adel am wenigsten strittig machen wollen. Dafür hat man aber auch die Würde dieser Aemter mit großer Geringschätzung herabzusetzen gesucht. Allein, verdienen die Hofämter diese Behandlung? Freylich, wenn man sie nach den Benennungen beurtheilt und bey einem Ceremonienmeister nur an die Ceremonien,

bey einem Oberjägermeister nur an's Jagden, bey dem Oberstallmeister nur an Pferde und bey'm Kammerherrn nur an den goldnen Schlüssel denkt, der nirgends schließt; so mag man nicht Unrecht haben. Allein man übersehe nicht, daß solche Hofämter eigentlich nur Namen sind für diejenigen, welche die tägliche Umgangsumgebung des Fürsten ausmachen; man erwäge, wie sehr die Denkart und Handlungsweise jedes Menschen, mithin auch des Fürsten, von denen abhängt, welche ihn täglich umgeben. Aus welchem Stande mögen also diese ungefährlicher und nützlicher genommen werden, als aus dem Stande derer, die durch ihre ganze Stellung von früher Jugend an zu Uneigennützigkeit und Vaterlands-
liebe gebildet, zwar den Fürsten umgeben, aber auch unabhängig genug sind, den Hof zu verlassen, so bald ihr Aufenthalt am Hofe sich nicht ferner mit jenen Gesinnungen vereinigen ließe?

Freylich kann auch dieses Vorzugsrecht in Mißbrauch ausarten, wenn Edelleute die Freyheit des Fürsten beschränken wollten, indem sie ihn so unlagern, daß alle andern nur durch Mitglieder dieses Standes das Ohr und das Herz des Fürsten finden können. — Allein dann würde gerade der Geist des Adelsstandes verkannt, indem seine Mitglieder darauf hinausarbeiteten, von ihrem Vorzugsrechte einen unpatriotischen und eigennützigem Vortheil zu ziehen.

Das Vorzugsrecht des Erbadelß auf den Besitz solcher Güter, welche nicht nur ein Bewirthschaften, sondern auch ein Regieren fordern, ist nicht sowohl ein staatsbürgerlicher Vorzug, als eine Einschränkung, die der grundbesitzliche Adel sich selbst aufgelegt hat. Dieses ausschließende Recht vermindert nämlich die Konkurrenz der Käufer und setzt dadurch den Verkaufspreis und den hypothekarischen Werth der Güter herab. Jene Einschränkung legt sich der grundbesitzliche Adel nun nicht etwa bloß zum Vortheile seiner Standesgenossen auf; sondern er muß sich dieselbe gefallen lassen, wofern er der zum Mitregieren berufene und berechtigte Stand seyn und bleiben will. Ist der Güterverkauf vollkommen frey, so wird der Güterbesitz ein bloßer Gegenstand des Erwerbs werden; es werden leicht auch solche zum Besitz kommen, die ihrer Gesinnung nach nicht adlich sind, indem der Erwerb ihr höchstes Gut ist; in Zeiten der Verlegenheit und allgemeiner Noth, da auch der Staat seinen Mitregierern nicht zu Hülfe kommen kann; in einer Zeit, wo der habfüchtige Wucher allein zum Reichthum führt, werden die Grundstücke in die Hände der Reichgewordenen kommen, die nun zwar durch den Grundbesitz fest an den Staat geknüpft sind, allein immer nur ihren Erwerb im Auge behalten. Die ehemaligen Grundbesitzer müssen sodann auch auf Erwerb sinnen und der Stamm der in unei-

gennützigem Patriotismus Erzogenen wird nach und nach so geringe werden, daß der Staat an würdigen Subjekten für die hohen Ehrenämter zu kurz kommen muß.

Man könnte hier freylich den freyen Güterkauf in England einwenden; allein es sind Umstände, die denselben in diesem Lande unschädlich machen. Erstlich vermag in England Anhänglichkeit an hergebrachte Sitte mehr, als in vielen andern Ländern die besten Gesetze. Der Nobleman hält es unter seiner Würde, Handel zu treiben, es sey mit Gütern, mit Pferden, mit Hunden oder mit Schwefelstöckchen. Nie wird er daher verleitet, ein Gut zu verkaufen um Vortheil zu machen. Das Gut kommt nur zum Verkauf, wenn es Schulden halber nicht mehr behauptet werden kann. Dann kann nun freylich jeder zum Besitze kommen, der es bezahlt. Allein das Vorurtheil erlaubt dem Käufer nicht, ein gewinnsüchtiger Wirth zu seyn; das Erwerben muß er den Pächtern überlassen, sich selbst aber an der Rente und dem Regieren begnügen. — Zum andern hat aber auch die brittische Verfassung in ihrer ganzen Einrichtung so starke Erweckungen des adlichen Sinnes und giebt so häufige Gelegenheit, ihn zu offenbaren und zu üben, daß es dem zum Regieren berufenen Stande nicht leicht an ergänzenden Subjekten fehlen kann.

Ist nun die Einschränkung des Güterkaufs ein

Opfer, welches der grundbesitzliche Adel dem Staate bringt, damit der Adel zum Wohl des Staates erhalten werde; so wird dieselbe natürlich auch für die Mitbrüder dieses Standes, neben der Aufopferung, Vortheile gewähren müssen. Nachgeborne Edhne, die wegen der Untheilbarkeit der Güter aus der väterlichen Erbschaft mit Geldkapitalien abgefunden werden, und eben deshalb in die Klasse der Rentenierer treten, können sich leichter ankaufen und in den Stand der zur Mitregierung Berufenen zurückkehren, zu dem sie durch eine liberale Erziehung in einem regierenden Hause hinlänglich vorbereitet sind.

Aus dem gleichen Grunde, welcher den freyen Güterhandel einschränkt, ist dem Adlichen auch jedes andere Gewinngewerbe in Handwerk und Handel, wenn auch nicht durch Gesetze, doch durch Herkommen und Vorurtheil untersagt; ja, es gehört zu den seltenen Ausnahmen, wenn ein Edelmann die liberalen Künste der Erziehungs- und Rechtspraxis ergreift, wenn er Arzt oder (in Ländern, wo es keine Pfründen von politischer Wichtigkeit giebt) Geistlicher wird. Keines der Adelsvorurtheile ist von den andern Ständen so bitter angegriffen worden, als dieses. Rechtlicher und redlicher Erwerb durch Fleiß und Geschicklichkeit kann ja niemanden entehren, so spricht man, und ich setze hinzu: der Adlichgeborne, der lieber zu einem rechtlichen Ge-

werbe greift, als von der Gnade seiner Familie oder seiner Mitbrüder leben will, verdient vorzüglich Achtung, weil er ein Borurtheil zu überwinden hat, hinter welchem sich der Müßiggang so gern zu verbergen pflegt. Aber ein solcher wird selbst eingestehen, daß Erwerbgeist und Antheil an der Regierung sich schwer mit einander vereinigen lassen, und daß der Edelmann, der zu einem lukrativen Gewerbe greift, eben dadurch aus der Klasse der zum Mitregieren Berufenen heraustritt, wenigstens auf so lange, als ihm das Gewerbe zur Nahrungsquelle dienen muß. So werden in England die nachgeborenen Söhne adlicher Häuser Kaufleute, Manufakturisten &c., geben aber diese Gewerbe auf, wenn sie einen Titel erben, der sie zu Mitgliedern des Oberhauses macht, gesetzt das damit verbundene Vermögen gäbe auch geringern Gewinn, als ihr glücklich gedeihendes Gewerbe.

In der ehemaligen Normandie war es Sitte, daß ein Edelmann, der aus Mangel an Vermögen ein Gewerbe ergreifen wollte, auf dem Echiquier (so hieß das höchste Landestribunal) seinen Degen niederlegte. Sein Adel schloß von diesem Augenblicke an; aber er war berechtigt, ihn wieder aufzuwecken, sobald er nachwies, daß Gewerbe aufgegeben zu haben. Auch ließ sich voraussetzen, daß ein Solcher durch das Gewerbe von dem adlichen Sinne der uneigennützig-
 gen Vaterlandsliebe nichts verloren habe; denn

er hatte es ja einzig zu dem Zwecke ergriffen und getrieben, daß er unabhängig genug würde, um in die Reihe der zum Mitregieren Berufenen wieder eintreten zu können. *)

Soll denn der wahre Adel gar nicht erwerben? Freylich soll er das; wie jedes Mitglied des Staates. Ohnedies könnte er ja nicht seine Unabhängigkeit erhalten, sie nicht auf künftige Zeiten sichern. Er muß sogar sein Einkommen zu vergrößern suchen, damit er in Bildung und Lebensweise nicht zurückbleibe hinter den gewerbtreibenden Ständen, so entfernt ihn auch eine edle Frugalität von dem Luxus des schnell erwerbenden Kaufmanns halten wird. Allein bey dem wahrhaft Adlichen ist und bleibt das Regieren Hauptsache und das Erwerben jenem nur untergeordnet, so wie nur ein schlechter Regent Schätze sammelt auf Kosten des Regierens. Und gleichwie ein Regent beurkundet, daß er seine Bestimmung verkörpere, wenn er mit Land und Leuten handelt; so beurkundet ein Adlicher, der einen Güterhandel treibt, und dem der Kassengewinn mehr werth ist, als die gute Regierung seiner Güter, daß er dem Geiste nach nicht zu der Klasse der zum Mitregieren Berechtigten und Berufenen gehöre.

So war bey den Römern das Gewinngewerbe

*) Will man die Wahrheit des hier Gesagten lebendig fühlen; so lese man den Artikel: der Degen in Yoriks empfinds. Reise, Th. 2, S. 50 der Bodeischen Uebersetzung, D. B.

so sehr unter der Würde eines Patriciers, daß selbst die Equites (ursprünglich die Reichen) aus dem Patricierstande keine Pachten der Staats Einkünfte in den Provinzen übernehmen durften, welche die Hauptquelle der großen Bereicherung ihrer Mitbrüder aus den Gemeinen waren.

Dagegen ist es ganz im Sinne des ächten Adels, bedeutenden Kassengewinn zu verschmähen, wenn derselbe nicht anders, als mit Aufopferung des Regierungsrechts, oder eigentlich der Regierungsübung erkaufte werden kann; obgleich man gestehen muß, daß diejenigen, welche für die Erhaltung der Herrenrechte, Gerichtsbarkeiten, Patronate &c. streiten, diesen wesentlichen Grund weniger deutlich einsehen, als dunkel fühlen mögen.

Aus demselben Grunde ist aber auch nichts unadlicher, als die Leibeigenschaft vertheidigen und verewigen wollen. Eine durch nichts beschränkte Willkühr übt nicht im Regieren, d. h. nicht im Gewaltgebrauch zum Wohl einer Gemeinde; sondern vielmehr im Gewaltmißbrauch auf Kosten der Gemeinde, und nährt daher die Selbstsucht, die der Tod alles wahren Regierungstalent ist. Es wird hiermit übrigens keinesweges behauptet, als ob kein Erbherr von Leibeigenen Regierungstalent üben oder offenbaren könne. Die guten Anlagen der menschlichen Natur sind so stark, daß sie sich nicht selten den ungünstigsten

Umständen zum Troß entwickeln, und ich muß zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß ich Erbherren von Leibeignen kenne, und nennen könnte, die durch Aufhebung der Leibeigenschaft nur den Namen ihres Verhältnisses gegen ihre Unterthanen verändert, und vielleicht ihre wohlthätige Einwirkung auf ihre Leute vermindert sehen würden. Allein eben diese seltenen Ausnahmen bewähren nur die Regel, und offenbar ist größere Kunst nöthig, Unterthanen zu regieren, welche die Freyheit haben, sich einen andern Grundherrschaft zu suchen, als solche, die an Grund und Boden, ja an das Haus des Herrn gefesselt sind.

Doch zurück von dieser Abschweifung, um in der Beleuchtung der Adelsvorurtheile weiter zu gehen. Wir kommen auf eines derselben, welches in unsern Tagen durch Rede und That am meisten bestritten wird: Der Adel hat ein Recht auf Befreyung von Abgaben, und auf vorzugsweise Unterstützung seiner Vermögensumstände von Seiten des Staats und des Fürsten. Der Adel weihet seine Kräfte dem Staate, er ist die Stütze des Thrones, die Stütze der Staaten. Jenes kann er nur thun, dieses nur seyn, wenn er in seinen Vermögensumständen ungeschwächt erhalten wird: so spricht man von der einen Seite. — Die Adlichen lassen sich für ihre dem Staate geleisteten Dienste so gut bezahlen, wie jeder Andre; welches Adelskorps

hat in unsern, die Staaten, Thronen und Verfassungen erschütternden, Zeiten einen Thron gestützt, einen Staat erhalten? so spricht man von der andern Seite.

Ist der Adel wirklich der Stand, dessen Mitglieder durch ihre ganze Stellung und Erziehung zum Antheil an der Regierung gebildet und durch Gesetz und Herkommen dazu berufen werden; achten die Adlichen diesen Antheil an der Regierung wirklich höher, als allen Erwerbsgewinn, und nehmen sie die geringe Vergeltung, die ihnen der Staat für ihre Dienste anbietet, nur als einen Beytrag an, damit sie sich in der Unabhängigkeit eines gesicherten Einkommens erhalten mögen, da sie sich nicht ausschließend mit der Verwaltung ihrer Güter beschäftigen können, und in der Stadt oder am Hofe mit größerm Aufwande leben müssen; so ist nichts gerechter, als der Anspruch der erstern. Wenn nämlich das Gut des Adlichen bey aller Frugalität nicht mehr hinreicht, ihn frey zu erhalten von beengenden Unterhaltsorgen, so wird er entweder das Regieren des Gutes dem Erwerben aus dem Gute nachsehen, oder zu einem gewinnbringenden Gewerbe greifen (z. E. mit Schulden Güter erkaufen, in denen sich viel verbessern läßt, mit Getreide spekuliren u.) oder gar aus seinem Adelsvorrecht eine Quelle des Gewinns machen (Stimmenverkaufen, Bestechung). In jedem dieser Fälle wird die zum Antheil an der Regie-

zung unerläßliche Gesinnung geschwächt werden und nach und nach ganz ersterben, und, ohne Prophetengabe, läßt sich die schlechte Verwaltung und der Untergang eines Staates voraussagen, wo dieses bey der Mehrheit der Adlichen geschehen ist.

In solchem Fall wird der Fürst oder der Staat, eingedenk der Wohlthaten, die sie dem Adel danken, die Last desselben erleichtern und, wenn es erforderlich ist, ihn unterstützen, damit derselbe nicht zum gemeinen Sinne hinabsinke. Als Regulus vom Senate den Auftrag erhielt, die Anführung des Heeres gegen die Karthager noch ein Jahr zu behalten, so entschuldigte er sich mit dem Verarmen, welches die Folge seiner Entfernung von seinem kleinen Gut seyn mußte. Da verfügte der Senat, daß sein Gut auf Kosten der Republik bearbeitet werden sollte.

Kein wahrhaft Adlicher aber wird sich weigern, die Lasten des Staates mitzutragen, keiner wird den Staat als eine Almosenanstalt für stolze Bettler behandeln wollen. Der Adel in Großbritannien ist durchaus nicht frey von den Staatslasten, er trägt sie nach dem Verhältniß seines Vermögens, und sein Sitz im Oberhause macht ihm Kosten, die er als eine Abgabe betrachten muß. Allein das Majoratsrecht schützt den Nobleman gegen das Verarmen, und daher ist dort weder von Immunitäten des Adels, noch von einem Anspruch

auf Unterstützung von Seiten der Regierung die Rede. Wo dagegen kein Majoratsrecht, wo nicht, wie in England, bey den Nachgebornen der Adel schläft, da muß der wahre Adel untergehen, wenn der Staat nicht Zutritt, um ihn zu erhalten. Nur bey sehr großem Reichthum kann ein Vater fünf, sechs und mehrere Söhne mit Grundeigenthum versorgen. Eben dieser Reichthum führt aber auch den Familienvater zu einem Leben mit einem Aufwande, der seinem Stande und Vermögen angemessen ist. Die Söhne des Hauses gewöhnen sich, den gleichen Aufwand als standesmäßiges Bedürfniß zu betrachten und zu begehren. Nun geht das Vermögen in Theile; jeder Sohn, der nicht die seltene Kraft hat, mit größter Frugalität zu leben, wird verarmen, wenn er nicht neue Erwerbquellen sucht, oder Staat und Fürsten in Anspruch nimmt. Dann wird es der Edelleute sehr viele, aber der unabhängigen Adlichen immer weniger geben, und der Fall wird eintreten, daß, wie Lessings Nathan sagt, die Fürsten Aeser unter Geyern werden. Die im Adelsstande Gebornen, in denen der adeliche Sinn untergegangen ist, werden den Thron und die Verfassung nicht stützen, sondern zertrümmern helfen, sobald sie die Aussicht haben, ihr Glück zu machen, so wie die Diener großer Handlungshäuser häufig den Bankerott beschleunigen und dabey reich werden.

Alle Monarchen, die den wahren Werth des ächten Adels erkannten, haben sich daher bemüht, den Adel zu erhalten, wo er bestand; ihn wieder aufzurichten, wo er gesunken war; ihn neu zu schaffen, wo sie keinen fanden. So hat der Kaiser Napoleon in Frankreich und Italien einen Adel neu geschaffen. Aber er hat durch Majoratstiftungen dafür gesorgt, daß derselbe bestehen könne. Zwar wird dieser Adel nicht durch Grundeigenthum an den Staat geknüpft; allein das Geldeigenthum desselben ist, durch die zur Bedingung gemachte Rentenbelegung in den Fonds der Regierung, so genau mit der Erhaltung des Staats in Verbindung gesetzt, daß dieser neu geschaffene Adel nur mit dem Staate stehen und fallen kann. Wenn nun gleich freylich das Verzehren einer Rente keine Uebung im Regieren ist; so ist auf der andern Seite in der Napoleonischen Einrichtung auch dafür gesorgt, daß es diesem Adel nie an einer Ergänzung durch solche Personen fehle, die, obgleich nicht in diesem Stande geboren, ihr Regierungstalent durch, dem Staate geleistete, Dienste beurfundet haben, und die, wenn sie nicht im Stande sind, die Majoratstiftung zu machen, dieselbe von dem Staate erhalten. So gab der Imperator Augustus den Patriciern und Noblen, die er in den Senat berief, einen senatorischen Census, wenn sie ihn nicht hatten, d. h. er gab ihnen nicht eine Pension, die allenfalls wieder

eingezogen werden konnte; sondern ein Vermögen, welches sie unabhängig machte selbst von der Gnade dessen, der es ihnen gegeben hatte.

Beruhet der Adel auf Grundbesitz; so wird es keiner Regierung gleichgültig seyn, ob der Adliche bey dem Besitze seines Gutes erhalten werde, oder nicht. Sie wird daher alle Anstalten begünstigen, welche zur Erhaltung des Grundeigenthums dienen, in sofern solche nur nicht zur Beeinträchtigung andrer Stände gereichen und in sofern der Gutseigenthümer sie nicht zu dem benutzt, worauf er nie ausgehen soll, zum Lukriren; sondern einzig zur Abwendung eines Schadens, der zugleich ein Verlust für das Ganze seyn würde. Dahin gehdren Feuer- und Erndte-Versicherungsanstalten, Kreditkassen u. s. w. Allein nie wird eine weise Regierung Eigenthumsrechte beeinträchtigen, Verträge auflösen und von rechtlich eingegangenen Verbindlichkeiten freysprechen, um den Adel zu erhalten. Das hieße ja den Zweck des Staates zerstören, um diejenigen zu erhalten, die ihn sollen regieren helfen: das hieße, das Interesse derer, welche durch ihren Patriotismus dem verengenden Egoismus und dem, alles auflösenden, Scheinkosmopolitismus die Wage halten sollen, von dem wahren Interesse des ganzen Staates losreißen und einen geheimen Krieg zwischen den Regierern und den Regierten einführen, in welchem aller Glaube an adlichen, d. h. patrioti-

schen und uneigennütigen, Sinn zerstört und vernichtet werden mußte. Ein Cincinnatus, ein Regulus, ein Aristides würden auch so etwas nie gefordert haben; und Solon, auch ein adlicher Athener, rettete seine Vaterstadt nicht durch Aufopferung der Gemeinen, sondern durch eine bedeutende Verminderung des Geldvermögens der Adlichen.

Wir kommen nunmehr auf Vorurtheile, die sich mehr auf das häusliche und gesellige, als auf das staatsbürgerliche Verhältniß beziehen.

(Der Beschluß folgt).

III.

Ueber Göthe's Wahlverwandtschaften.

Ein Dialog.

Madam D. pflegte täglich wenige auserlesene Freunde um ihren Theetisch zu versammeln, und ich fand ihre Gespräche so aufbehaltenswerth, daß es bloß die Schuld des Wiedererzählers seyn kann, wenn der geneigte Leser sie nicht eben so finden sollte.

Waller. Hier bring' ich Ihnen das sehnlich erwartete Buch.

D. Mit oder ohne Empfehlung?

W. Entscheiden Sie selbst, wenn Sie es bis zu Ende aushalten.

Lothar. Was hör' ich? Sollten Sie sich auch von diesem Idol lössagen wollen?

W. Und warum nicht? Wir lieben doch an keinem Dinge Alles. Wir glauben wohl, es zu thun, wenn einzelne Vorzüge uns an lange Werthschätzung gewöhnen: durch diese sehen wir das Ganze. So auch mit dem Menschen. Eine Summe von Liebenswürdigkeiten fesselt uns an ihn mit Liebe, oft auch Verehrung. Die Zeit deckt aber neben diesen andere Seiten auf, die wir mißbilligen müssen; oder er selbst wird sich untreu und verzichtet auf die ersten Empfehlungen, die uns gewonnen hatten. Wollen wir die Freyheit unsers Urtheils retten, so müssen wir dann aus demselben Grunde mit ihm brechen, um deswillen wir uns zuvor an ihn fesselten.

L. Schon dagegen wäre manches einzuwenden: wenigstens lieben wir oft ohne das mindeste deutliche Bewußtseyn einzelner Vorzüge. Doch, es sey! — Aber, daß Sie das Alles in dieser Anwendung sagen! Wie werden wir Beyden darüber zusammen treffen? So leicht laß ich mir einen theuern Genuß nicht wegdemonstriren. Heraus denn mit ihren Klagepunkten!

W. Ein andermal, liebster Lothar. Fangen wir erst an, das Buch zu zergliedern, so hat Madam D. es eher gehört als gelesen, und schlechter

gehört. Bitten wir lieber, daß sie über uns entscheide, wenn sie selbst Gericht gehalten hat.

D. Ihre alte Faulheit, lieber Waller! Wohl! denn, so wissen Sie, daß ich das Buch bloß um ihrentwillen zu lesen verlangte; daß ich es eben so jetzt weglege und lieber gar nicht lesen, als die Gesetze der Theestunde verletzen werde.

L. Und das von Rechtswegen. Wer schlug das Gesetz vor? und wer will es so oft umgehen, wie Sie?

W. Es lautet dahin, keinen erwählten Gegenstand der Unterhaltung ohne irgend einige Erschöpfung aufzugeben; allein noch ist er nicht in Form Rechtsens erwählt.

D. So gebietet denn die Präsidentin, daß er es sey. Ist das genug?

W. Vollkommen.

Ich frage also, wo wir es anfangen wollen? Nach der Schulsprache? Nach freyer Ansicht? theilweise? oder im Ganzen?

L. Den Theilen nach, werden Sie schwerlich etwas unternehmen wollen. Ein Meister kann im Ganzen einmal fehlgreifen; die Theile müssen immer seiner würdig seyn.

W. Doch nur beziehungsweise? wie alles Partielle? — Das ist grade eine Seite, wo auch der Meister ewig Schüler bleiben, d. i. wachsam fortstreben soll. Nichts, was etwa als Fragment von seiner Hand irgend einen Werth haben würde,

darf sorglos zusammengetragen werden. Immer soll der Verstand im Dienste von Zeit und Maaß und Ziel, immer das Gefühl in dem der lautersten und lebendigsten Liebe wirken. Und hat er sich jezuweilen gehen lassen, so muß er das späterhin mit seinem Geschmacke, das heißt mit dem Ideal, welches er vom vollkommensten Geschmack hat, messen, sichten, und streng darüber entscheiden.

L. Was haben Sie wider die Anlage des Ganzen?

W. Erlauben Sie! davon nachher. Zuvor noch dies: was Ihnen im Einzelnen reines und freyes Vergnügen verschaffen konnte, will ich zu meiner Ehre auch anerkannt haben. Die glänzende Sprache, kühl und gehalten, die Hingebung des Dichters in jeden einzelnen Charakter, der unvergleichliche Einfall vom rothen Faden, die hohe Weiblichkeit und weibliche Hoheit in Charlotten, so manches Goldkorn in Ottiliens Tagebuche, ihre magische Haltung mit den erhobnen und halb rückwärts gefalteten Händen, das fortreisende Leben in der übrigens gehässigen Lucilie; selbst die Wahrheit in den beyden Männern, wie wohl der Eine pedantisirt, der Andre ein ziemlich flacher Schwächling ist — — das Alles gelte, was es irgend in ihren Augen gelten kann. — Ob aber dies Sie vielleicht besticht, und nun der edle kleine Egoismus hinzuwirkt, anderweitige Lücken und Mißfälligkeiten mit geistvollem Hinein-

deuten und =tragen zu vertuschen daß müssen Sie mir am Ende aufrichtig beantworten.

L. Ihr gewöhnlicher Vorthail! Sie suchen sich der Schutzgründe des Gegners zu bemächtigen, die immer in ihrem Munde schwächer klingen müssen; weil, je günstiger sie vorgetragen werden, sie auf eine noch so viel siegreichere Widerlegung die Erwartung spannen. — Ich werde mich diesmal desselben Vorthails bedienen.

W. Und wie?

L. Indem ich ihre Anklage eben so vorläufig aufzustellen suche.

Also: Dichterseelen und leidenschaftliche Menschen sind in einer beständigen Parallele, sobald Gene den idyllischen Frieden der Kindlichkeit verloren haben. Da ist, statt immer lieblicher Zephyre, nur Sturm und Aufflug — unduldsam und zerstörend — dann wieder Windstille und tödtliche Leerheit. Göthe, so sehr er auch den Autor verbergen will und kann, verräth sich von dieser Seite unaufhörlich. Gewaltig im aufgeregten Gefühle, ist er matt im Still-leben desselben.

Charlotte verdiente es wohl, mit Eduard allein zu bleiben: sie hätte noch einen Mann aus ihm gemacht, oder ihn von Zeit zu Zeit auf Reisen und in Residenzen geschickt, damit er immer neues Glück an der Seite der Edeln wiederfände. Er ist, wie viele Männer, immer nur übersatt oder heißhungrig. Der Hauptmann hat mit Leiden

und Arbeit denselben Dämon bloß beschworen; allein ein stiller inniger Friede wohnt in ihm eben so wenig.

Daher ist denn das Kleeblatt meistens herzlich gelangweilt, das Künstlerische ihrer Unterhaltung überkünstlich; damit der böse Geist sein Spiel desto sicherer treiben könne. — Wer möchte nicht auf eine so sublime Welt verzichten, der irgend deutsche Häuslichkeit geschmeckt hat? Ein argloses Original, fromme Frauen, immerhin auch ein paar derbe Fehler und mitten unter solchen ein höherer Geist, wenn er nur Liebe hat, — so ein Häuflein harmonirt gewiß schöner, hat mit einander zu thun, zu leben, sorgt, liebt, lacht und sieht eine reiche Erndte von Hoffnung und Freude vor sich.

D. So haben Sie mir lange nicht gefallen. In der That, ein enger Kreis von bloß Ausgezeichneten, Alle gleich besonnen und selbstständig, täglich auf einander beschränkt, — da würde mir im Himmel selbst bange werden. Nur ein Zweyblatt; oder, wenn es mehrere seyn müssen, — bejahende und verneinende Größen — das scheint der Wille der Natur. Und es ist auch in der wirklichen Welt ganz unwillkürlich so der Fall.

L. Gewiß, meine Verehrte! Götthe scheint mir hier eine ganz verfehlte Ansicht von vornehmer Bildung zu haben. Zudem ist es ja nicht auf ein Hinabziehen des Ungemeinen zum Alltäglichen ab-

gesehen: sondern auf Belebung durch Kontraste.

Was beginnen nun diese Personen? Zeichnungen, Parks, Gebäude, sinnvolle Landschaften, Dorffeste, Studien — alles ausermählt und tadellos. So läßt sich auch der Geist sublimiren: ist er abgesspannt, so geht man spazieren oder zu Tische. Jedes beschaut sich in dem Andern, und siehe da, es ist sehr gut. — Das Herz aber, das Herz. Erstarrung desselben tödtet das ganze Leben: es will zu eben solchen Höhen hinauf, und ist doch nur in Dauer, Reinheit, liebevoller Selbstbeschränkung glücklich. Es will bangen und erfreut seyn; aber es muß seinen Gesichtskreis beherrschen können und nicht an sich selbst zweifeln.

In den Wahlverwandtschaften soll das Unmögliche möglich, das Unbillige gut, das Widersprechende zur kühnen Wahrheit, das Heiligste zur tyrannischen Konvenienz gemacht werden, und die Herzen werden zerrissen.

Die leidenschaftliche Beredsamkeit hat schon vor Werthers Zeiten den Dichtern einen reichen Stoff in diesem Thema gegeben. Der Egoismus wird ewig seinen Ungestüm mit freyer Kraft verwechseln. Die Pistolenschüsse und Hungertode...

W. Sie gehen viel weiter, als ich. Desto leichter werden wir uns vereinigen. Ja, ja! die gewaltsamen Entscheidungen sind der beste Beweis, daß der Dichter die Gränzen innerer Wahr-

heit verletzt hat. — Und wie gefällt Ihnen Mittler?

L. Vorzüglich. Er ist mit vieler Wahrheit gezeichnet, und müßte mehr im Lichte stehen.

W. Aber ihm ist grade die beste Sache in den Mund gelegt, um zu verlieren. Naiv, bis ans Komische; gebieterisch, ohne Autorität; unverdrossen und überlästig — so wird ja das Gesetz immer von Weltmenschen vorgestellt.

D. Man ist heute scharf gestimmt, sehe ich. Aber fahren Sie ja so fort. Nur eine kurze Skizze der Geschichte selbst müßt' ich mir vor allen Dingen erbitten.

W. Erzählen Sie, lieber Freund! wie leicht könn't ich der Unparthenlichkeit zu nahe treten.

L. Wie friedlich! Nun, es sey.

Der Faden der Erzählung ist nicht sehr verwickelt. Eduard und Charlotte — deren frühe Liebe auf beyden Seiten durch konvenable und konventionelle Ehen zertrennt wurde, dann aber durch frühe Verwittmung, ebenfalls von beyden Seiten, wieder Luft gewann — sind seit Kurzem vereinigt. Zimmer irre an seinem Herzen, glaubte er sich am stillen einsamen Altar der Liebe geborgen, sein höchstes Ziel erreicht, und in den Schöpfungen einer reichen Natur glücklich zu seyn. Er schafft ihr nach, und entwirft und baut; Charlotte eben so auf ihre Art. Ein Jugendfreund, der Hauptmann, durch einen unglücklichen Krieg um

Versorgung und Thätigkeit gebracht, scheint ihm bald unentbehrlich. Charlottens Ahnungen sträuben sich umsonst; doch da sie einmal Eduard mit jenem theilen soll, beschließt sie, zu ihrem Ersatze Ottilien, die Waise ihrer Freundin, aus der Pension, wo das gemüthliche und immer nach innen gefehrte Mädchen nicht recht paßte, zu sich zu nehmen. Früher hatte sie gar den Gedanken gehabt, sie für den Geliebten ihrer Jugend zu erziehen. Jetzt nimmt sie dieselbe arglos aufs Schloß.

Indessen hatte der Hauptmann, bey einer Abendvorlesung, gelegentlich die chemische Verwandtschaft der Substanzen durch ein moralisches Bild von Gemüthsverwandtschaften zu erklären gesucht, welches in der Folge die unseligste Bedeusamkeit gewinnt: daher der Titel des Buchs. Hinzutretende, stärkere Verwandtschaft kann die innigste frühere aufheben, in der chemischen, wie in der sittlichen Welt (und so ist natürlich auch diese neue, stärkere, nie vor einer künftig möglichen, noch stärkeren, gesichert). Die schuldlose, schöne, englisch-gewissenhafte Ottilie und Eduard (der freylich für einen unaufhörlich verwöhnten Menschen noch zum Bewundern gutmüthig und wohlgezogen ist), sind unwiderstehlich verliebt, ehe sie es noch wissen. Charlotte allein behält den Kopf: doch stimmt der klare, gelehrte, methodische, übrigens auch recht schöne, Hauptmann so sehr zu ihrer besonnenen und starken Seele, daß die Verwandt-

schaft ebenfalls zu deutlich zur Sprache kommt. Ein einziger Kuß ist die Explosion: auch hatte Eduard schon vorher zu seiner Beruhigung beyde Verwandtschaften kurz und verständlich ausgemacht. Nebenpersonen von sehr laxen Maximen bringen von Zeit zu Zeit noch mehr Zunder und Verwirrung herbey. Eduard wird in seiner Schwermuth, man weiß kaum wie, zu einer vertrauten Stunde mit Charlotten verführt! Oder, vielmehr, man erfährt gar zu genau, daß Beyde nicht bey sich selbst, nicht bey einander waren, als der Lebensfaden eines schönen unglücklichen Kindes angeknüpft wurde, über das sich der Vater so erklärt, daß jedem gesitteten Leser die Haare starren müssen. Es gleicht allen vier Verwandten, und seine Erwartung bestimmt sehr richtig die Mutter, jeden Gedanken an Scheidung abzuwehren. Der Hauptmann entfernt sich noch mit Ehren. Ottilie quält sich bis zur Wunderthätigkeit und wird — mehr verklärt als sterbend — entrückt. Das Söhnlein ist vorher ohne alle Noth gestorben, vermuthlich weil es ein Kind der Unnatur seyn sollte. Eduard, nachdem er in einem Kriege sehr männlich gethan, um den Tod zu finden, giebt sich alle Mühe, gleich Ottilien, zu hungern, nimmt sich aber ungeschickt dabey, bis er endlich in der Kapelle neben ihrem Sarge seinen Platz findet. Dazwischen kommt ein langes und breites Ausmalen der Kapelle, ein sehr konfuser

Besuch aus der Residenz, und viele zarte Blätter aus Ottiliens Tagebuche: alles in seiner Art herrlich gesagt.

D. Und Charlotte?

L. Die hat sich ja immer zu rathen gewußt. Solche Menschen läßt man auf dem Sande, als hätten sie gar kein Recht auf Herzensglück. Wer nicht recht verkehrt mit seinen Leidenschaften spielt, darf keinen Anspruch auf Theilnahme machen. Sollten Sie glauben, daß der große und edle Charakter von dem Dichter mit dem Zunamen „tüchtig“ beehrt wird? grade wie man derbe, resolute, auch wohl zuschlagende Frauen der Tagelöhner tüchtige nennt? — Wie sind Sie mit mir zufrieden, Waller?

W. Bis zur Beschämung. Für Scherz haben Sie zu wahr gesprochen, und für Ernst darf ich es nicht halten, weil ich sonst nicht einsehe, wie Sie das Buch retten wollen.

D. Näher, meine Herren, näher an die Ausmachung der Sache. Sie disputiren heute gar nicht gewöhnlich. Ist es doch, als hätten Sie hundert diplomatische Bedenklichkeiten vor Augen.

W. Und billig sollten wir sogar mit leiser Stimme die Verhandlung betreiben, damit auch die stummen Wände unsre Kezereien nicht ausplaudern können. Der Alte hat überall Altäre und Priester; und wehe den Abtrünnigen!

L. Genug! Der Leser ärgert sich hin und

wieder, kann sich doch nicht trennen, lernt, ruft bey vielen Stellen aus: wie schön! bey manchen: wie wahr! und zuletzt zuletzt hätte er alle vier Personen zwar lieber glücklich gewußt; allein, wie es zugegangen ist, so konnte es doch auch nicht anders enden! — Was wollen Sie mehr von einem Kunstwerke? Etwa lauter Grandisone? lauter Kanzellehre?

W. Ich will, daß es mich rein interessire! Daß der Meister die höchste Wahrheit in sich trage, und aus sich in sein Gebilde hineinlege!

L. Was kümmert mich die individuelle Ansicht eines Verfassers, der sich so schön, so ganz im Buche vergißt?

W. Mehr, als Sie zugeben wollen. Immer giebt der Schriftsteller sein bestes Selbst her: ist Harmonie und Liebe und Reinheit in ihm, wie sollte er feindselige Geister walten und siegen lassen? Ist Würde in ihm, wie sollte er ein unwürdiges Spiel der Umstände, des brutalen Ungefühls über das Edelste im Menschen siegen lassen? Wahrhaftig — „Eduard wollte nicht hingehen, wünschte es nicht, aber er mußte!“ Wer so die Katastrophe herbeiführt, der thut auf meine, auf seine eigne Achtung Verzicht.

L. Nicht weiter! Ich gestehe, daß diese Welt tief unter der im Werther und Wilhelm Meister steht. Dort stürmt ein edler Jüngling gegen Welt und Gesetz, und büßt mannhaft dafür;

hier dringt ein Charakter voll Passivität, aber auch voll Bildungstrieb, bis zur Reife durch: in den Wahlverwandtschaften wirft man sein Glück mit verwegenen Händen von sich, weil die blinde Neigung das höchste Gesetz, und Treue und Wahrheit Tyrannen seyn sollen. Darin, wie in der zerstreuten Dekonomie, mag sich wohl so etwas finden, was Ueberlebtheit heißen dürfte.

Aber, die Würde des Verfassers dennoch zu retten, das muß ich mir durchaus vorbehalten.

W. Nun?

L. Sie sagen, die Entwicklung beunruhige, verleihe, statt zu befriedigen?

W. Allerdings.

L. Doch erfolge sie natürlich genug aus der ersten Anlage?

W. Zugegeben.

L. Wie? wenn es nun dem Dichter grade darum zu thun gewesen wäre! Wenn er nun sagen wollte: „bewacht euch im Glücke; wehret den müßigen Träumen, die Reichthum und Jugend in jedem Augenblick hervorzubern können! Ein Thor, ein Elender, — der sich nichts versagen kann, dem nichts zu heilig für die Grillen seiner Selbstsucht ist! — Wer da glaubt, es gebe eine geheime Herrschaft der Neigung, welcher keine Klugheit und keine Tugend gewachsen sey, der zerstört sich selbst und was ihm angehört.“ — — — Wenn er nun diese kostbare Belehrung im täu-

schendsten Gewande bis in die Boudoirs der feinsten Welt bringen wollte: — wie dann?

W. Ob er Ihnen diese Ehrenrettung Dank wissen möchte, das wünscht' ich zuerst zu erfahren. — Aber es bleibe heute so: dann ist das Mittel doch wahrlich verzweifelt genug und — — wenn Werther's Leiden etwa ein paar junge Phantasten bethört haben, so wird dieß Buch hundert Pfuschern in der Kunst des ehelichen Lebens das willkommenste Gift reichen, bis man endlich ganze Wahlstammbäume und Kapellen für Wahlverwandtschaften erlebt.

IV.

Auszüge aus dem russischen Museum.

(Fortsetzung. *)

Von den Kronen.

Außer den schon angezeigten Kronen befindet sich in dem russischen Museum noch die Leichenkrone und der Scepter des letzten Königs von Polen, Stanislaus Augustus. Diese Krone ist von Gold, aber ohne Edelsteine; die Arbeit einfach, aber geschmackvoll. Die Figur ist ganz den Kronen der ehemaligen Könige von Polen ähnlich.

*) S. Ruthenia 1809, 3ter Bd. S. 115.

Der Scepter ist von dem bekannten Edelsteine Aqua marina, mit Gold eingefast, und gegen 13 russische Zolle hoch.

Die Veranlassung, wie diese Regalien in das russische Museum gekommen sind, ist folgende:

Nach der letzten Theilung des Königreichs Polen, wodurch, wie bekannt, die politische Existenz dieses Staats vernichtet wurde, begab sich der König Stanislaus Augustus nach St. Petersburg, woselbst er am 1sten Februar 1798 starb, und am 25sten Februar in der katholischen Kirche beigesetzt wurde. Kaiser Paul der Erste, der den König Stanislaus seines vortrefflichen Charakters und seiner seltenen Gelehrsamkeit wegen schätzte — ihm auch während seines Aufenthalts in Rußland jederzeit königliche Ehrenbezeugung erweisen ließ, befahl, daß sein Leichenbegängniß auch königlich seyn sollte. Es wurde daher eine königliche Krone und ein Scepter verfertigt, die bey diesem feyerlichen Leichenbegängnisse mit den übrigen Regalien des polnischen Königs getragen, und alsdann auf Befehl des Kaisers Paul nach Moskwa geschickt wurden, um sie dort im Zarenschatze aufzubewahren.

Am Ende des Kapitels „von den Kronen“ bemerkt der Verfasser des russischen Museums diejenigen russischen Zaren, welchen ehemals die polnische Krone angetragen wurde, und behauptet

tet, daß Rußland schon von alten Zeiten her gerechte Ansprüche auf Polen habe.

„Es ist ein Ruhm,“ sagt der Verfasser, „für die Beherrscher Rußlands, und zugleich ein Beweis ihrer Rechte auf Polen, daß die Krone zu Krakau, mit welcher ehemals die Könige von Polen gekrönt wurden, dem König Kasimir I. zugeeignet wird. — Zwar stimmen nicht alle Historiographen darin überein; denn nach der Meinung anderer gehörte sie Boleslav dem Tapfern oder Boleslav dem Zweyten. Jedoch dies macht keinen Unterschied in der Sache, und schwächt nicht das Recht. — Denn alle drey waren mit russischen Großfürstinnen vermählt. Die Gemahlin Kasimir's war Maria, die in Polen Dobrogniewoja genannt wurde; sie war eine Tochter des Großfürsten Wladimir's des Ersten, dessen Gemahlin damals die griechische Prinzessin Anna war. Die Gemahlin Boleslav's des Tapfern war Predslawa, auch eine Tochter Wladimir's, die ihm seine Gemahlin Rogneda, eine Fürstin von Polozk, geboren hatte; und die Gemahlin Boleslav's des Zweyten war Wyszesslawa, eine Tochter des Großfürsten Swatoslaw's Kostislawitsch.“

„Ueberdies,“ fährt der Verfasser fort, „wurden selbst einige Zaren Rußlands zu Königen von Polen gewählt. — So wurde die Krone Polens im Jahre 1572 nach dem Tode Sigismund's, welcher der Letzte aus dem Jagellonischen Ge-

schlechte war, dem Zaren Iwan Wassillewitsch und seinem Sohne Fedor Iwanowitsch angetragen. Allein der russische Zar that Verzicht auf diese Krone. — „„Ein Königreich,““ antwortete er, „„ist für mich nichts Neues; ich bin selbst ein Souverain — und mein Sohn ist erst 15 Jahre alt, folglich zum Regenten eines Reichs noch zu jung.““ — Auch einige Jahre nachher, als man ihm zum zweytenmale die polnische Krone antrug, weigerte er sich, sie anzunehmen. Eine gleiche abschlägige Antwort ertheilte Zar Fedor Iwanowitsch den Polen und Lithauern, die ihn im Jahre 1587 nach dem Tode Stephan's Batori zum Könige wählten. Auch dem Zaren Alexei Michailowitsch wurde fast einstimmig auf dem Kongresse zu Wilna 1656, nach dem Tode des Königs Johann Kasimir's, die polnische Krone bestimmt. Allein auch dieser Monarch wies sie von sich; — weil er nicht gesonnen war, „„eine fremde Krone auf Kosten seines Vaterlandes zu tragen.““ *) —

Von den Sceptern und Reichsäpfeln.

Der Scepter Monomach's gehört ohne Zweifel mit unter die ältesten Seltenheiten im

*) Zar Alexei Michailowitsch sollte nämlich, vermöge des Vertrags auf dem Kongresse zu Wilna, Kleinrußland, Kiew und andere eroberte Städte an Polen wieder abtreten. Das Original dieses Wilnaischen Traktats befindet sich in dem Archiv des Kollegiums der auswärtigen Angelegenheiten zu Moskwa. No. 96.

Zarenschatze. Er wurde zugleich mit dem übrigen Zarenschmucke von dem griechischen Kaiser Alexei Komnen I. im Jahr 1116 dem Großfürsten Wladimir Wsewolodowitsch Monomach geschickt. Dieser Scepter ist von Gold, hat auf der Spitze eine Krone, ein Kreuz und auf jeder Seite einen doppelt gekrönten Adler. An Edelsteinen befinden sich auf demselben 628, worunter 268 Diamanten und 15 Smaragde. — Die Höhe des Scepters ist eine russische Elle und drey Zolle. Die Arbeit ist griechisch.

Auf dem Scepter Monomach's sind verschiedene historische Darstellungen aus der Bibel. Sie haben griechische Aufschriften, und die Buchstaben zeigen von ihrem hohen Alter.

Die Darstellungen sind: 1) Mariä Verkündigung. 2) Die Geburt Christi. 3) Mariä Reinigung. 4) Das Fest der Erscheinung. 5) Die Verklärung Christi. 6) Lazarus Auferstehung. 7) Die Kreuzigung. 8) Der Einzug Christi in Jerusalem. 9) Thomas Unglaube. 10) Die Auferstehung Christi. 11) Die Himmelfahrt Christi, und 12) die Ausgießung des heiligen Geistes.

Die Scepter der Zaren Johann und Peter Alexewitsch, die sich in dem Zarenschatze befinden, sind dem Scepter Monomach's der Figur nach ähnlich, nur sind sie drey Zolle kürzer, als der Scepter Monomach's. Sie sind beyde von

Gold und haben emailirte Verzierungen. Auf der Spitze ist eine Krone, ein Kreuz, und auf jeder Seite ein doppelter Adler.

Auf dem Scepter des Zaren Iwan Alexee-witsch sind 20 Diamanten, 4 Smaragde, 2 Burmizkische Perlen und 9 andere Edelsteine verschiedener Art. Auf dem Scepter des Zaren Peter Alexee-witsch sind 20 Diamanten, 1 Smaragd, 2 große Burmizkische Perlen und 9 andere Edelsteine verschiedener Art.

Prof. Fr. Schmidt in Jaroslaw.
(Die Fortsetzung folgt.)

V.

An die Herausgeber der Ruthenia.

Nachstehende kleine Nothwehr gegen die literärische Ummaßung des Herrn Magister Merkel, war schon früher für ein anderes Blatt bestimmt und damals zunächst durch das Sendschreiben an Heeren veranlaßt. Indessen unterblieb die Bekanntmachung; aber der Unfug dauert so arg fort, daß genannter Kritikus selbst die Todten nicht ruhen läßt. Es ist gewiß schwer zu sagen, wozu mehr Unverschämtheit gehört, dergleichen Dinge, als nunmehr die sogenannte Zeitung für Literatur und Kunst enthält, niederzuschreiben,

oder Andern solches Geschreibsel für was Rechtes darzubieten, und es ist sehr zu wünschen, daß, nach der besorglichen Aeußerung des Herrn Merkel selbst, nur 50 Leser in Liefand seiner Zeitung Geschmack abgewinnen möchten.

Macht wirklich immer die Seltenheit der Sache ihren hohen Werth aus?

Liefand besitzt wenige Kritiker; — vielleicht macht obige, noch in Frage stehende, Voraussetzung manchen unter ihnen so rüstig und breit und absprechend. Besonders findet vor einem kein Schriftsteller Gnade, und genau in dem Maaße weniger, als ein solcher von aller Welt geachtet und anerkannt ist. — Ein Götthe darf sich weder als Dichter noch als Naturforscher zeigen, ohne zurechtgewiesen und ausgelacht zu werden. (No. 454. des Zuschauers 1810 u.) Ein Malthus wird sammt seinem unverdienten Ruhme der verdienten Vergessenheit überliefert. (No. 451. des Zuschauers 1810.) Unterdessen giebt es einfältige Leute, welche glauben: sein Werk enthalte endlich einmal, statt des modernen philanthropischen Geschwätzes, wichtige und beachtenswerthe Resultate, aus unleugbaren Thatsachen gezogen, nebst wahrhaft wohlwollenden Betrachtungen darüber. Die Gemeinplätze, die diesem schätzbaren Schriftsteller am Schlusse jener anmaßenden Rüge

entgegen gehalten worden sind, würde schwerlich jemand aufgestellt haben, der das Werk selbst gelesen oder verstanden hätte, denn sie sind in demselben auf das Bündigste widerlegt. — Jetzt nimmt dieser Kritiker gegen Johann Müller und Heeren, in der bekannten Manier, das Perfektibilitätssystem in seinen mächtigen Schutz. Er belehrt uns, daß zwar kein Gebilde menschlicher Einrichtungen und kein Zustand menschlicher Bildung Bestand haben könne, daß aber aus dem Untergegangenen immer wieder etwas Besseres hervorgehe — um wieder unterzugehen. Um dies zu versinnlichen, wiederholt er mit vielem Beyfall den, seiner Meinung nach, allerglücklichsten Vergleich eines berühmten deutschen Schriftstellers, wornach der Gang der Menschheit eine Spirallinie und keinen Kreis beschreiben soll. Der Schreiber dieses muß gestehen (und er hat dabey gewiß manchen Kritiker und Nichtkritiker auf seiner Seite), daß ihm der alte Vergleich mit dem beständigen Kreise *) weit besser gefällt, woben

*) Dieser Kreis scheint ungefähr folgender zu seyn: Wenn die Summe der Erfahrungen und Beobachtungen sich zu Wissencharakteren gebildet hat, und nun die radotirende Wissenschaft des Wissens alles in Dunst auflöst; wenn Bürgersinn sich zu Kosmopolitismus verflacht und dieser sich zu Unsinn verflüchtigt hat; wenn einfache Sitten zu geschmackvollem Wohlleben geworden sind und dieses in Schwelgereyen ausgeartet ist: dann pflegt ein praktisches Genie aufzutreten und aus diesem dünnen, lockeren, vermeintlich ätherischen, Wesen, eine konsistentere Masse niederzuschlagen, die für einen Praktikus wenigstens brauchbarer ist, und

höchstens oscillirende Abweichungen statt finden mögen; und was den angeführten Schriftsteller betrifft (bey welchem man übrigens weit tiefer geschöpfte Bemerkungen über diesen Gegenstand antrifft, als die von Herrn Merkel angezogene Stelle), so ist Schreiber dieses gerade durch Herrn Merkel oft an eine andere Aeussierung jenes Schriftstellers erinnert worden, welche sich gleich am Eingange des Vorberichts zu seinen sämtlichen Werken befindet (Wielands sämtliche Schriften, Leipzig, bey Göschen 1794), und die bey ihrer Erscheinung, vermuthlich im Vorgefühle ihrer Wahrheit, von Manchem sehr übel aufgenommen wurde.

Das ganze Mittelalter, welches eine häßliche Unterbrechung der Spirallinie war, scheint dem Herrn Perfektibilitätsvertheidiger entgangen zu seyn, oder hat er es vielleicht aus Artigkeit gegen unser, man möchte sagen — Spätalter nicht berührt, da dieses sich jenem wieder zu nähern scheint? — Doch der gordische Knoten wird, weil ein psychologischer Widerspruch in den Weg tritt und also die Zeugnisse der Geschichte, so weit sie reicht, fehlen müssen, durch ein „hoffentlich“ leicht gelöst. (Seite 45 Zeile 19 und 20 des Sendschreibens an Heeren.)

wenn von einem solchen diese Masse immer fester zusammen getreten und geknetet (konsolidirt) wird, so erwacht wohl wieder Viraerfenn und gesunder Menschenverstand — und der Kreis ist geschlossen.

Möchten doch die armen Chinesen noch lange von der ihnen (aus Konsequenz) zugedachten Erfrischung verschont bleiben! Und Dank sey es der Natur, daß dieses kritisirende Universalgenie kein Mächtiger der Erde geworden ist; denn es würde sich doch nicht haben enthalten können, aus purer Humanität eine Universalmonarchie stiften — zu wollen. Sapiienti sat.

H. v. B.

Anhang, statt der Antwort,
von Seiten der Herausgeber dieser Zeitschrift.

Eine neue Erscheinung ist die hier erwähnte Zeitung für Literatur und Kunst auf jeden Fall, und zwar, weil ein allgemein anerkannter Ungelehrter, und Unverständiger in der Kunst, sie schreibt. — Was ist ihm Kunst und Literatur? Man lese No. 1.: „Der Postdirektor Schmidt zu Plotho hat ein Getränk erfunden 2c. „das nicht nur wohlschmeckend, sondern auch erquickend ist 2c. — „die Bouteille wird zu zwey Groschen verkauft.“ — Weiter! „Der Apotheker Heydeck hat aus 24 Pfund Zwetschen und 2 Pfund Zucker 6 Pfund Syrop und 2 Maas Branntwein gewonnen.“ — No. 4. wird die Bauchredner-Kunst als etwas Literarisches beschwätzt und mit drey niedrig-komischen Weisheitsfragen entlassen. —

No. 5.: „Der Arzt Osbeck hat ein Mittel entdeckt, selbst solche venerische — (gehören diese auch zur Literatur und Kunst?) — Krankheiten, die bisher für unheilbar gehalten wurden, zu heilen.“ No. 7. Raupen, nichts als Raupen, Schneewürmer oder Wurmschnee! Tiegel aus Steinschwärze; sympathetische Besprechung der Rose! — und ein anonymes Brief = Schade! O, Kunst! o, Literatur! No. 1. liefert unter andern noch die drollige Bemerkung: „Völker, als solche, bringen keine Gedanken hervor.“ Ist das auch eine Bemerkung? mens agitat molem. Lustig ist es, daß der Verf. immer etwas anders zu sagen glaubt, als er in der That sagt. Der Grund? Er ist kein Logiker. Und bildet sich doch ein, ein Denker zu seyn? — Nun ja, ein unlogischer Denker allenfalls.

Wo es an Kenntnissen, Gelehrsamkeit und Verstand fehlt, da muß es natürlich auch traurig um die Beurtheilungskraft stehen. Belege dazu liefern die hochtönenden Recensionen des Herausgebers in Fülle — denen alle durchweg das Motto gebührt: verba, praeterea nihil. Die Charakteristik Gleim's und Nikolai's sollen beyde nur Folie seyn für den eigenen Charakter, der überall hervortritt und woben es fast aussieht, als ob beyde große Männer nur geschaffen worden wären, um seine Bekanntschaft zu machen. Nos, poma natamus. — „Von den Lesern der

Ruthenia sollen nur wenige den Herder gelesen haben,“ meint Herr M. Wozu diese beleidigende Aeußerung gegen eine ganze Gemeinschaft, wenn man so voll ist von gelehrter Humanität? Der Herr Magister spricht so viel darüber; wo aber hat er den Beweis davon gegeben? Unserß Wissens, nirgend. Ist's daher nicht lächerlich, wenn er unter immer erneuerten Schmähungen um Schonung fleht? Kann die Geißel da, und unter ähnlichen Umständen, ruhen? — Heeren's, von dem Herausgeber deß und wehmüthigst beygebrachter, Brief hat uns indeß von nun an ganz und gar entwaffnet; denn wer könnte noch so grausam seyn und ihm das geringste harte Wörtchen sagen, nachdem er vor der ganzen Welt hie mit sein testimonium paupertatis beygebracht hat? Darum tadeln wir, voll Langmuth, denn auch gar nicht weiter die Barometer- und Thermometerbeobachtungen, so wenig sie auch in eine Literatur- und Kunstzeitung hingehören, sondern betrachten im Durchschnitt alle darin enthaltenen Aufsätze, mit wenigen Ausnahmen, als bloß meteorologisch, d. h. unter gewissen, bewölkten Luftbeschaffenheiten und starken Windabweichungen geschrieben. Sturm, Schneegestöber und krause Gedanken verhüllen das ganze Blatt, dessen Lettern, recht anschaulich, wie eigentliche Raupennester auf dem Schnee da liegen.

Lustig und höchst komisch ist indeß die Selbst-

apothese des Herausgebers (No. 7.) in der Beantwortung des anonymen (?) Briefs, und die Erwähnung einer gewissen kurzathmenden Lebensweisheit — und das Hauptgebet an den Genius:

Laß Garten, Feld und Heerden,
Den Geist nur nicht, sonst alles fetter werden!

VI. T h e a t e r.

K e v a l e r B ü h n e.

(Fortsetzung.)

Am 8ten Februar: Die deutschen Kleinstädter, von Kozebue. Herr Korop, als Substitut Sperling, setzte die Geduld des Publikums auf eine harte Probe, und sein Glück fand heute ein nur zu Nachsichtiges. Wenn der Verfasser gegenwärtig gewesen wäre, er hätte diesen Sperling gewiß in einen Gimpel umgetauft, der immer ein Lied pfeift; denn Herr Korop war wieder Minnewart, als solcher sehr unbedeutend, und folglich — Herr Korop.

Am 9ten Februar: Die Proberollen, Poffe mit Gesang in einem Akt, von Steinsberg, wo ein Friseur, tauber Bedienter, Frauenzimmer, Jude etc. zu unsrer Verwunderung unverkennbar Herr Korop war. Er muß Rollen dieser Art oft probiret haben, denn sonst würde er es nicht wagen, in solchen aufzutreten. Ob aber auf der Bühne, das ist hier nur die Frage? Nachdem, wie wir diese Proberollen von Herrn Krampe gesehen, bleibt uns nichts anders übrig, als mit Boileau auszurufen:

Oh vous Dieux tous puissans, qui gouvernes la terre,
A qui reserves vous les éclats du tonnère?

Am 10ten Februar: Der Graf von Walltron oder die Subordination, Schauspiel in fünf Aufzügen von Möller, diente zum Beweis, daß man hier in der Theaterwelt noch um fünfzig Jahr zurück ist; so alt ist dieses Stück wenigstens, daß vielleicht, zu seiner Zeit, Epoche gemacht haben kann, aber dem heutigen Geschmack und Zeitgeist um so weniger entspricht. Welch eine barbarische Sprache herrscht übrigens darin! Obgleich die Hälfte des Stückes gestrichen war; so hatten wir doch an dieser Hälfte schon mehr als zu viel, um es zum zweytenmale in einigen Tagen wiederholt zu sehen. Doch Herr Büchner, ein besonderer Freund von Stücken, die viel Militär erfordern, war gränzenlos glücklich, nach langer Zeit wieder einmal unter klingendem Spiel und fliegenden Fahnen aufmarschiren zu können. Mit innigem Vergnügen weilte sein wonnetrunkenes Auge auf die Musketiere, mit denen er die ganze Bühne gleichsam bepflanzt hatte, wie er als Prinz, den uns übrigens mit Hülfe des Komödientzettels nur die Ordensbänder errathen ließen, auß Theater trat. Eine süße Zufriedenheit hatte sich auf seinem Gesicht gelagert, und aus jedem Zuge sprach der befriedigte Ehrgeiz: Schaut her, daß that ich, Regisseur! Was uns dagegen noch einigermaßen entschädigte, war der

Fleiß, mit dem Herr Zimmermann und Mad. Hoffmann in den Hauptrollen dieß fade Produkt zu heben suchten, wofür ihnen die Direktion vielen Dank schuldig ist, weil es sonst bestimmt ganz durchgefallen wäre.

Am 14ten Februar, zum Fasching, Vormittags um zehn Uhr: Die beyden Antons oder der dumme Gärtner, eine Schikanedersche Oper. Die Logen und das Parterre waren angefüllt, nur die Gallerie war leer; vermuthlich drehte sich ihre Welt in den Küchen umher, um für den Appetit zu sorgen, den sich die Herrschaften im Theater geholt, und welcher heute — Dank Herrn Krampe's und Mad. Mainzer's launigtem Spiel — sich nicht so laut äußerte, wie im vorigen Jahre, wo lange vor Endigung des Stückes fast Alles das Theater verließ, um dem Tyrannen des Menschen unter allen Zonen, dem Magen, sein Opfer zu bringen. —

Am 24sten Februar: Die neue Frauenschule, Lustspiel in drey Aufzügen, nach dem Französischen le Secret du Ménage frey bearbeitet von Herrn von Kozebue. Noch Manuscript. Eine niedliche allerliebste Farce voll witziger Einfälle, in leichten, fließenden Versen. Die Fabel ist ohngefähr folgende: Ein junger Wildfang besitzt eine liebenswürdige häusliche Gattin, die ihn mit der größten Zärtlichkeit liebt, aber

den Kodex der Koketterie nicht studiert hat. Der Graf, ihr Mann, hält sie für einfältig, nachlässig, kurz, ist ihrer überdrüssig, und macht nun der Kousine, die in demselben Hause wohnt, und allen Schürzen die Kour. Die junge Frau fühlt sich dadurch höchst unglücklich. Die Kousine, gegen die sie sich endlich darüber in Vorwürfen ausläßt, eine zwar verliebte doch gute Wittve, aber ein erfahrenes Weib, macht sie nun auf ihre Fehltritte aufmerksam und unterweist sie in der Kunst, die heutigen Männer zu fesseln. Diese Moral ist allerliebste und recht drollig. Die Gattin erkennt ihr Versehen, und in Kurzem ist sie die vollendeteste Kokette. Ihr Mann, im Anfange über diese Metamorphose entzückt, wird zulezt von Eifersucht ergriffen; es kommt am Ende zur Erklärung und, gerührt von ihrer Liebe, die ihr zur Ausführung einer ihr so verhassten Rolle Kraft und Muth geliehen, sinkt er mit der Versicherung ewiger, ungetheilte Liebe, ihr in die offenen Arme. — Die Darstellung war im Ganzen möglichst gelungen, und fast jeder der Mitspielenden an seinem Platze. Wie sollte es auch nicht! Der Verfasser selbst hatte die Rollen vertheilt, und zweyen Proben bengewohnt. Mit der Demoiselle Pöschel d. ält. mußte er besonders zufrieden seyn. Sie spielte die Julie meisterhaft, und den Uebergang von der unglücklichen liebesfranken Gattin zur muntern Kokette zeichnete sie

vortrefflich. Ob er es mit Mad. Hoffmann, als Frau von Blinval, in eben dem Grade gewesen ist? lassen wir ungesagt. Wir rügen nur hier das zu starke Betonen des Verses, der von Demoiselle Pdschel d. ält. weit zarter angedeutet wurde, indem sie leicht darüber hinwegschlüpfte, ohne ihn jedoch ganz zu vermeiden. Denn wenn er zu sehr schallt, und klingt und singt, so wird er zuletzt dem Ohre lästig, er möge noch so schön und fließend, wie hier, seyn. Herrn Zimmermann würden wir nicht zu der Rolle des Grafen Balmont gewählt haben. Ein vollkommener Liebhaber und Held ist kein Klingsberg, in dessen Fach dieser Graf schlägt. Er sprach zwar richtig und gut; doch bey allen Artigkeiten, die er den Damen sagt, muß der Mann von Ton sich auch, als solcher, in seinen Manieren zeigen, wenn die Wirkung jener nicht verloren gehen und er selbst in den Augen dieser nicht verlieren soll.

Am 1sten März, zum erstenmal: Max Helferstein, Lustspiel in zwey Akten, von Kohehue. Gleichfalls Manuskript. Wie es möglich sey, daß der Verfasser der neuen Frauenschule auch zugleich der Autor jenes geistlosen Produkts seyn kann, ist fast unbegreiflich, — wenn er selbst es nicht gewissermaßen, in dieser faden Posse, durch die seinem Helden in den Mund gelegte Aeußerung erklärt hätte: „Auch die Dichter haben den

Schnupfen; sie wissen oft nicht was sie reden und schreiben.“

(Wird fortgesetzt.)

VII.

L i t e r a t u r.

Ueber die Hauptbegebenheit in der Hekabe des Euripides. Ein Versuch etc. von Dr. Heinrich Christoph Liebau etc. Mitau, 1811.

(Ungeachtet die Ruthenia bereits eine Anzeige dieser kleinen Schrift geliefert hat, so hoffen wir doch, daß auch diese den Lesern nicht unwillkommen seyn werde, für die der Gegenstand überhaupt Interesse hat. d. Red.)

Der bescheidene Verfasser dieses Programms zur Eröffnung des diesjährigen Lehrkursus auf dem Gymnasium in Mitau, nennt seine gediegene Arbeit einen Versuch, zur Beschämung für andere, die ihre Versuche so oft als Meisterstücke ankündigen.

Es gehört mit zu den Eigenheiten des Euripides, den Plan seiner Tragödien immer selbst in jeder ersten Scene aufzustellen. In der Hekabe thut es Polydoros. Die Ansicht des Verf. trifft ganz mit dem Schema zusammen. Das Unglück der Hekabe in seiner gräßlichsten Vollendung giebt der ganzen Darstellung Einheit und Zusammenhang. Polyxena's Tod, Polydoros aufgefundene Leiche treiben das Unglück der Mutter bis zur

Verzweiflung. Der geblendete Polymestor aber wird (nicht zwecklos) in der Wuth ein Seher, und sagt selbst dasjenige vorher, was ihr Elend ganz vollenden soll, nämlich daß sie, Hekabe selbst, in den Wellen umkommen und Kassandra, Agamemnon's Bettgenossin (ihre letzte Tochter), ein Opfer des Mißgeschicks fallen werde. — Mit eben dem Rechte, wie übrigens die Gegner des Verf. zwey verschiedene, sich widersprechende Handlungen annehmen, könnte man jede Scene für eine neue Handlung erklären. *)

Der Styl ist korrekt und blühend, und aus den beygefügtten Fragmenten einer Uebersetzung ließe sich unbezweifelt eine noch bessere (Rec. hat beyde gegen einander verglichen), als die von Bothe ist, entgegen sehn. Vorzüglich schön ist das Gespräch zwischen der Hekabe und dem Odysseus übertragen.

B. 204. „So wie das Reh“ möchte Rec. nach dem Scholiasten lieber übersetzen: „der Löwin Junges,“ weil es sich mehr zum Vergleich einer Königstochter schickt, und auch eigentlich da steht.

Nicht uninteressant wär' es auch gewesen, wenn der veränderten Dichtung des Hyginus über eben diesen Gegenstand Erwähnung geschehen wäre, so wie der Troaden des Seneca. Die Behauptung des Verf. würde durch diese beyden Parallelschriften noch mehr an Ueberzeugungskraft gewonnen haben.

Im Hyginus ermordet der, von seiner Gattin Iliona (einer Tochter des Priamos) hintergangene Polymestor, statt des Polydoros, seinen ei-

*) Dennoch tadelt Zenisch in seinen Vorlesungen über die Meisterwerke der griechischen Poesie (gewiß ein Hauptgeaner) den Plan des Stückes als fehlerhaft in Rücksicht des Zufälligzusammengestellten.

genen Sohn, den Deiphilos. Die Troaden sind mit der Hekuba ganz eines und desselben Inhalts. — Was die Charaktere betrifft, so findet man darin viel Uebereinstimmung mit den Charakteren der Iphigenia in Aulis.

Daß Polydoros Schatten, die Charonische Stiege heraufkommend, das Stück eröffne, bezweifelt Rec., weil B. 32 steht, daß Polydoros schon drey Tage sich auf der Oberwelt aufhalte. — Doch das sind Kleinigkeiten und sollen auch weiter nichts beweisen, als daß man diese schätzbare Arbeit des Verf. mit Aufmerksamkeit gelesen und überdacht hat. Jeder wahre Philolog wird es ihm Dank wissen.

B.

Heauton timorumenos. Publii Terentii Comoedia, ad optimas editiones collata, adjectis in titulum gratiam notulis, quibus tum actio fabulae, tum intricatiora loca extricandi via et ratio monstratur. Curavit Erhard Philipp Renninger, Philos. Doct. Rigae MDCCCVIII, typis exscripsit G. F. Haecker.

Eine seltne Erscheinung in unsrer Gegend, und dabey so vorzüglich gut, daß man nicht, ohne ungerecht zu seyn, dem Verleger und der Häckerschen Officin das gebührendste Lob vorenthalten darf. Noch hat keine andre hiesige Buchhandlung etwas dem Aehnliches geliefert. Aber eine solche mühsame, und dabey fleißige, Arbeit verdiente auch unstreitig diese Auszeichnung.

Ohne in einem Meer von Noten zu schwimmen, ist dennoch für die Verständlichkeit des Textes und zur Erleichterung für den jungen Leser dadurch sehr viel beygetragen worden, daß der schätzbare Herausgeber überall, wo es das Verständniß erforderte, durch hinzugefügte Erklärung der Mimik und Gesten, das Auffassen des Wortsinnes erleichterte. Man könnte freylich (wie es schon geschehen) erinnern, daß manche Einschiesel unnöthig wären, wie z. B. (*continuat orationem*) wenn einer wirklich zu sprechen fortfährt — (*cum gemitu*) wenn einer wirklich seufzet; — (*decedens*) wenn einer bene vale sagt; (*solus*) wenn einer ganz allein dasteht; (*domo egressus vocat*) wenn einer Clinia ruft; *interpellans*, — *laetioire vultu*, — *minax*, — *secum*, — *ablitum parat* (indem einer *eamus!* sagt) u. d. m.; allein man wird finden, wenn man unpartheyisch und nicht überhin diese Gestusnotizen erwägt, so wie auch den Zweck des Herausgebers, für Jünglinge zu schreiben, daß grade der Mangel solcher Fingerzeige die meisten andern Ausgaben weniger brauchbar für Schulen machte und hier sehr viel zur raschern Einsicht des Autors beyträgt. Schade ist's, daß der Herausgeber nicht seinem ersten Vorsatze treu blieb und die Erläuterungen hier in deutscher Sprache gab, denn dieser Anhang macht nun die schöne, einfache treffliche Ausgabe des Textes unzusammenhängend und stört den Totalindruck, indem sich die Ironie doch wohl erlauben möchte, es in dieser Gestalt ein Stückwerk zu nennen. Nützlicher und schicklicher war es bey einer so sorgfältigen Ausgabe, die Erklärungen in lateinischer Sprache nachfolgen zu lassen.

Was die vorgeschlagene Rollenvertheilung unter die Schüler betrifft, so ist sie durchaus als un-

zweckmäßig zu verwerfen, weil Spottnamen meretrix etc.) Spätschen und Poffen (ein Heautontimorumenos vor Betlehem) dabey unvermeidlich sind; auch möchte der Totaleindruck von krächzenden Jünglingsstimmen, die annoch zwischen Diskant und Bass knarren, nicht zum Vortheil des Dichters ausschlagen, am wenigsten aber eine richtige Idee von den theatralischen Darstellungen der Alten geben.

Die Andeutungen sind für Schüler mittlerer (?) Ordnung ganz zweckmäßig; nur dürfte nicht unzweckmäßig auch hier ein Fragezeichen stehn, wenn man darüber nachdenkt, ob es nicht der Sittlichkeit nachtheilig seyn möchte und der Latinität eines angehenden Lateiners, ein Werk mit solchen Anomalien zu lesen? — Obem Klassen möchten die Andeutungen auf jeden Fall aber zu trocken seyn, darum wäre zu wünschen, daß für diese noch ein Nachtrag höherer Art und tiefern Sinns folgte, um dies Werkchen somit ganz vollkommen zu machen.

* *

Ist denn wirklich nicht zu helfen? Ein Wort an das kurländische Publikum von C. W. Cruse. Mitau 1811. (S. 16)

Der Grundbesitzer speichert seine Borräthe zusammen und macht kalt die Miene, nicht eher zahlen zu wollen, als wenn das Getreide wieder bis auf einen gewissen Preis gestiegen, und spekulirt dem zufolge auf fremde Kosten, und wie lange etwa? — bis auf bessere Zeiten. Ein sonderbarer Termin. Und sollte es wohl Obligationen geben, die auf diese Bedingung gezeichnet wurden?

Schwerlich läßt sich eine gütliche Vereinigung gegenwärtig zwischen dem Kapitalisten und dem spekulirenden Landmann hoffen; beyde haben nur eine große Idee — den Wucher, der eine mit Geld, der andre mit Korn.

Im Jahr 1806 erndtete man im Durchschnitt das vierte Korn; im Jahr 1810 das achte; ist der Unfall des verminderten Preises noch so groß?

So wohlfeil die Preise auch sind, so behaupten die Handwerker doch noch immer ihre alte zunftmäßige Unverschämtheit. So lange die Zünfte noch bestehen, ist keine Meisterschaft in den Arbeiten und keine Wohlfeilheit zu erwarten.

Mag der Spekulant so viel er will spekuliren; doch zahle er die Renten, und wer das nicht vermag, gebe sein Eigenthum hin, denn niemand kann verwiesen werden auf die — Hoffnung, bey eignem Mangel und eigener Gefahr.

Wer mittelst der größten darauf stehenden Summe ein Gut zum Koukurs treibt, werde verpflichtet, gezwungen, es zu dem Kaufpreise zu übernehmen, auf dessen Gewisheit er sein Geld mit Zuversicht ausgab; dann wird der Gläubiger Schuldner, der Schuldner Gläubiger, und die Sorge wechselt. Oder er sey billig, und warte!

Oder er nehme Immission auf das Gut nach dem Werth des Kaufpreises, um welchen es der gegenwärtige Besitzer erstand, und dulde dann still und ruhig sein Quantum an Verlust, oder schweige.

Aber jeder hat doch das Recht, sein Kapital zu fordern? — Allerdings. Doch wenn alle fordern, können nicht alle befriedigt werden und zwey Drittheil gehen verloren. Um also mit Sicherheit auf sein Geld zu rechnen, ist Schonung nöthig. Schonung? Davon will niemand etwas

wissen. Darum ist Zwang nöthig. Wer nicht bezahlen will, beweise, daß er nicht kann; wer Geld auffagt, beweise, daß er es muß. Und die reichern Gutsbesitzer, die Ueberschuß haben, mögen zur Ausgleichung dieser Fehde eine — Nothkaffe errichten. Wird denn der Genosse dem Genossen nicht helfen?

Ein Moratorium von drey Jahren würde nur Liebhaberey für Moratorien überhaupt herbeyführen, und wer leistet Kaution, daß man dann zahle? Geld auf Moratorien ausleihen oder nur auf die Möglichkeit derselben, hieße sein Geld so gut wie wegschenken. Verleihung auf den jüngsten Tag!

Wer ein Gut von 50000 Rthlr. gegenwärtig für 22000 an sich brächte durch das Unrecht der Zeiten, müßte gehalten seyn, es zu jeder Zeit hinfort, und stiege das Gut bis auf 100000 Rthlr., dem alten Eigenthümer für seinen Kaufpreis (22000) zurück zu geben. Allein die ganze kontrahirte Schuld, vom ältesten bis zum jüngsten Gläubiger, müßte in gleicher Abrechnung stehn. Würde nämlich ein Gut von 50000 Rthlr. für die Hälfte verkauft, so verliere alle die Hälfte und so fort. Und übernehme es in bessern Zeiten wieder einmal sein alter Besitzer, so gewännen sie die Hälfte. Dadurch möchten die Kapitalisten ein wenig in ihrer Wildheit beschränkt werden, und die Gier, fremdes Eigenthum durch Tigerlist an sich zu reißen, fände ihre Gränzen.

Geht das Land zu Grunde (der eigentliche Grund allgemeinen Wohlstandes), so ist alles Glück verschwunden, und auch der Kapitalist verliert am Ende das Seinige. Der Kaufmann wird dann Landbesitzer, der Landbesitzer Bettler, der Handwerker, auf seiner Bille wohnend, prellender Spekulant, Großpreller; der Bauer — Hand-

werker, — und wer bauet das Feld und läßt den Weizen in Unkraut ersticken? — Der Geist der Zwietracht und seine Gehülfin die Habsucht.

So viel — und man ist am großmüthigsten, je weniger man zu geben oder zu verlieren hat — beyläufig, ohne alle Beziehung und selbst nicht einmal in der kleinsten Berührung. Die kleine Schrift des Verf. an sich ist ein Meisterstück der Deutlichkeit und Klarheit; aber wo sind jetzt die Ohren, die da hören, und die Augen, die die Wahrheit wirklich sehen, oder nur überhaupt sehen mögen? —

— — ch.

Ortwins Dichterweihe. In Unterredungen dargestellt von Ernst Christian Trautvetter. Riga bey Meinshausen, 1810.

Der Verf. verwahrt sich, in der Vorerinnerung, gegen alle mißdeutende Kritik und verlangt nur anspruchlose (auf jeden Fall die besten) Leser; nur läßt sich dabey der Gedanke nicht unterdrücken, ob das nicht selbst ein wenig zu anspruchsvoll ist? — Er verwahrt sich gegen den Verdacht, als wolle er den Meister des Dialogs spielen (ohne Ursach dazu zu haben); er deprecirt es, dem Socrates ähneln zu wollen (unnöthig!); er will die Gesprächsform durchaus nicht kopiren und doch in Unterredungen seinen Gegenstand abhandeln. Aber was will er denn, wenn er so Vieles nicht will? — Schreiben, wie er schreibt. Und das hat er denn auch rühmlichst gethan und zwar, wie er sie selbst

nennt, in der deutschen Wurzelsprache. Pösz
Möhren und Rüben!

Vielleicht ist indeß unter allen Formen, die ein Schriftsteller wählen sollte, die Dialogenform die belohnendste; denn er hat dabey die Mittel in Händen, seine großen und kleinen Einfälle selbst zu krönen und bedarf weiter keines Recensenten. Lichtenfels mag auch noch so dunkel sprechen, so ruft Ortwin aus: wie licht, wie klar ist dieser Gedanke! Ist etwas unverständlich: „wie deutlich o Lichtenfels!“ — Und zum Geisfloren: wie wichtig, wie ergreifend, wie göttlich! — Am schönsten aber ist es, etwas Unverständiges aufzustellen und dabey zu fragen: nicht wahr? „Allerdings.“ — Sollen wir dies annehmen? — „Ohne Bedenken.“ — Hieraus sieht man, wie geschmeidig und vortheilhaft diese Manier ist, um — Nichts zu sagen und es als etwas Schönes gelten zu machen. Sie ist für Selbstbewunderung durchaus die zweckmäßigste. (S. 15.) Die gestrige Unterhaltung mit dir hat mich beseeligt, wie eine Götterspeise. Dweiser Freund! — (S. 46.) Was hat dich so begeistert beym Schlusse unsrer gestrigen Unterredung? — „Was anders, als die schöne Schilderung, welche du von dem großen Dichter machtest.“ — Wie gesagt, überall nichts als übertriebenes Selbstlob. Und Eigenlob, Eigenlob, sagt das Sprüchwort, riecht nicht fein.

Doch ist nicht zu leugnen — und hier wird nöthig seyn, die Sprache des Verf. zu reden, um ihm (nach dem die Dichtervelt sich fügen soll) verständlich zu seyn — doch ist nicht zu leugnen, daß sich in dieser Ortwinschen Dichterey viel Liebe, Ganzheit, Reinheit und Ursprünglichkeit ausdrückt und sich ganz den schlechten, darin enthaltenen, Versen zusagt.

Edmund ist der Hauptdichter und nie wird von ihm ein Reim angeführt ohne Lobspruch; aber er reimt traurig. Indes ist sein naher Tod vielleicht daran schuld; denn er stirbt, zum Glück der Leser! und das ist einer der besten Einfälle des Verf. — Ortwin heirathet. — Wen? — Wie kann man noch fragen? — Wen anders, als Kosamunda, Kosamunda. Auch wird ein Dichterkind zum Schluß getauft — möchte es besser gerathen als sein Vater und Großvater! — und erhält den Namen Teutobald. Man sieht hieraus, daß das Ganze auf die allerdeutsche Deutsche angelegt ist. S. 362.

Ewig grüne
Wodans heiliger Eichenstamm!

Ewige Sühne
Schützen ihn, wie den Hain der Damm. (??)

Wir schließen in der Manier des Verf. und zwar gesprächsweise. Schlangenhaupt und Otterberg heißen die dazu angestellten Schwächer.

Schlangenhaupt. Nachdem ich das Dichtergeweihebuch gelesen, fällt mir ein, warum ich meine Zeit nicht besser angewandt? Es enthält so viel Verkehrtheit, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht. Ob man sich nicht auch den Verstand verrenken kann?

Otterberg. Allerdings, o Schlangenhaupt. (S. 279.) Denn nachdem der Geist sich ermüdet fühlt, wie ein Schwanzstern umher zu schweifen, so setzt er sich hin und wird ein wahrheitsliebender Kunstrichter. Nicht wahr?

Schlangenhaupt. Mich dünkt, herrlich! Es läßt sich nichts Witzigeres denken. Der Einfall ist unerreichbar. Aber wie gefällt dir diese Recension? Hast du je etwas so Vollendetes gesehen?

Otterberg. Nein, niemals, o weiser Schlangenhaupt. Es ist die wahrhafteste und schönste Recension von der Welt.

Schlangenhaupt. Wohl und trefflich gesprochen, sokratisch verständiger Otterberg; du bist es werth, daß dir die auffallendste Auszeichnung zu Theil werde, werth einer allgemeinen Verehrung!

Otterberg. Ohne Zweifel. Ruhm ist ja die Freude des Skribelns. Du und ich, wir beyde sind die größten Literatoren der Welt. Nicht so?

Schlangenhaupt. Eben das ist es, was ich meinte. Du hast eine ungeheure Seelenkenntniß. Ich sterbe vor Wonne. — Glücklicher Otterberg!

Otterberg. Auch ich, Seeliger! Wir sind des Todes würdig, und des Eichenkranzes.

n — r.

VIII.

Antwort auf die Zuschrift eines Verlegenen an den Verleger dieser Zeitschrift.

Keinen größeren Beweis seiner Verlegenheit konnte der Herausgeber der Literatur- und Kunstzeitung für Riga und die umliegende Gegend geben, als indem er sich an den Verleger dieser Zeitschrift wendet, da er nicht mehr sich an die Herausgeber zu adressiren wagt. Seine im 12ten Blatt der vielbelobten Zeitung ab-

gedruckte Zuschrift an jenen, enthält übrigens, gehörig erwogen, nichts weiter als das stillschweigende Geständniß seiner Ohnmacht. Wir würden auch dies mit Stillschweigen übergehen, wenn nicht die triumphirende Behauptung des Hrn. Magister Merkel, „daß der uns von ihm gemachte Vorwurf „seine Worte verdreht zu haben“ bis hierzu unbeantwortet geblieben wäre,“ nicht wieder eine ausdrückliche Aufforderung enthielte, ihm die Augen zu öffnen. Wir thun dies, indem wir ihn auf S. 147. des Februarhefts dieser Zeitschrift zurückweisen, wo es wörtlich also heißt:

„Die Klage elender Skribenten — die sich „nicht anders zu helfen wissen — über Verdrehung ihrer Worte, ist so alt, als es gedrucktes Makulatur giebt. Diese Wuth, sich „für verdreht zu halten, könnte man „recht eigentlich die gelehrte Drehkrankheit „nennen.“

Die Herausgeber d. A.

R u t h e n i a,

o d e r :

Deutsche Monatschrift

in Rußland.

Fünfter Jahrgang.

Herausgegeben

von

F. B. Albers und F. C. Broße.

Zweyter Band.

1 8 1 1.

Riga, bey Deubner und Treuy.

Mit Bewilligung der Kaiserlichen Censur-Committee
zu Dorpat.

Der Druck dieses Buches wird unter der Bedingung bewilligt,
daß nach Abdruck und vor dem Debit desselben ein Exemplar das
von für die Censur-Committee, eines für das Ministerium der
Aufklärung, zwey für die öffentliche Kaiserliche Bibliothek, eines
für die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften und eines für
die geistliche Akademie zu St. Petersburg an die Censur-
Committee eingesandt werden.

Mitau, den 6ten September

1811.

G. B. Luther.

Inhalt des zweyten Bandes.

May = Heft.

	Seite.
I. Gedichte. Von einer Kurländischen Dame.	
Der Traum	1.
Frage des Herzens	2.
II. Ueber praktisch = philosophische Aphorismen. (Beschluß.) Von Herrn Braunschweig	4.
III. Apologie der Adelsvorurtheile. (Beschluß.) Von Herrn Prof. und Pastor Cruse	13.
IV. Nachricht von der Gesandtschaft des Kurfür- sten Friedrich Wilhelm an den Zar Alexius Michalowitsch. Im Jahr 1656. Von Herrn Geheimen Archivar Faber	43.
V. Vom Unterschied zwischen der neuern Bühne und den theatralischen Vorstellungen der Alten. Von Broße	61.
VI. Theater.	
St. Petersburger Bühnen	73.
Theaternotizen aus Riga und Mitau	75.
Revaler Bühne	79.
VII. Literatur.	
Deutsche Sprachlehre für Schulen, von A. F. Blech	82.
VIII. Korrespondenznachricht aus Hamburg	83.

Juny = Heft.

Seite.

I. Gedichte.

Frühlingsklage. Von Herrn Dombifar Boč 85.

II. Von der Bezauberung durch Worte und
Blicke (fascinato). Von Herrn Pastor Dr.
Richter 87.

III. Das Leben Castrucii Castracani. Fortsetzung 98.

IV. Das Selbstvertrauen. Von Herrn Professor
Lehmann 110.

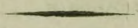
V. Vom Unterschied zwischen der neuern Bühne
und den theatralischen Vorstellungen der Al-
ten. Fortsetzung. Von Brože 121.

VI. Aesthetischer Skepticismus 135.

VII. Theater.

Revaler Bühne 139.

Theater in Mitau 149.



July = Heft.

	Seite.
I. Gedichte.	
Iida. Von Herrn D. W. A. Langenbeck	165.
II. Grundzüge einer Darstellung der Universität Napoleons. Beschluß. Von Herrn F. D. Braunschweig	169.
III. Von der Bezauberung durch Worte und Blicke (fascinatio). Beschluß. Von Herrn Pastor Dr. Richter	194.
IV. Pädagogische Keheleyen	203.
V. Vom Unterschied zwischen der neuern Bühne und den theatralischen Vorstellungen der Alten. Beschluß. Von Broße	214.
VI. Theater.	
Nevaler Bühne	225.

August = Heft.

	Seite.
I. Gedichte.	
Die Brüder. Von Broße	229.
Nasiade	231.
II. Das Leben Castruceli Castracani. Beschluß	233.
III. Grundzüge einer Darstellung der Universität Napoleons. Beschluß. Von Herrn J. D. Braunschweig	247.
IV. Retrolog	262.
V. Revisionen. Von Herrn Professor Lehmann	280.
VI. Leiden der Keinlichkeit	293.
VII Literatur.	
Russische Sprachlehre, von Tappe . . .	298.
Anzeige.	

R u t h e n i a,

oder:

Deutsche Monatschrift in Rußland.

May, 1811.

I.

G e d i c h t e.

Der Traum.

Ruhend in der Eiche Schatten
Von Erinner'ung eingewiegt,
Da, auf blüthenreichen Matten,
Fühlt' ich mich von Schlaf besiegt;

Und erwachte zu dem Leben
Einer andern schö'nern Welt,
Nur vom Aetherkreis umgeben
Unterm lichten Himmelszelt.

In der Abendröthe Flimmern,
Bey der Aeolsharfe Ton,
Sah ich hell durch Wolken schimmern,
Liebe! deinen heil'gen Thron.

Und, mit rosigem Gefieder
Schwebte sanft ein Genius
Aus den Wolken zu mir nieder,
Grüßte mich mit Lied und Kuß.

Ueberselig, wonnetrunken
Von der Liebe Zauberblick,
War ich an sein Herz gesunken,
Fand des Lebens höchstes Glück.

Und in grüner Lauben Schleyer
Ruht' ich aus an seiner Brust,
Heiß durchglüht vom heil'gen Feuer
Reiner Liebe Himmelslust.

Reiche Quelle meiner Freuden,
Göttertraum, bist du entflohn?
Oder lebst im stillen Leiden
Meiner Sehnsucht süßer Lohn?

Oft erscheint, seit jenem Tage,
Mir des Traumes holdes Bild. —
Keine leise Ahnung sage,
Daß es ganz mein Herz erfüllt!

Malwina.

Frage des Herzens.

Soll ich singen, was ich fühle?
Darf ich es mir selbst gestehn?
In des Lebens ernstem Spiele
Nur die Götterflamme sehn?

„Gieb dich hin der Liebe Schimmer,
 Dpfe ihr dein ganzes Seyn.
 Auch auf deiner Ruhe Trümmer
 Leb' der himmlisch süßen Pein.“

„O! des Lebens schönste Blume
 Reich dir Liebe freundlich hin;
 Nimm aus diesem Heiligthume
 Einen kindlich schönen Sinn.“

Schmeichelnd süßen Harmonien
 Diesen Wohl laut mir in's Herz,
 Und in zarte Phantasien
 Wiegen sie der Seele Schmerz.

Dunkle Bilder kommen, fliehen! —
 Fürchtend schweb' ich auf dem Meer,
 Und wie ferne Wolken ziehen
 Stille Wünsche zu mir her.

Soll ich lieben, soll ich hassen,
 Lächelnd neue Qualen sehn?
 Schon den Wonnebecher fassen —
 Und doch durstend untergehn?

Malwina.

II.

Ueber praktisch-philosophische Aphorismen.

(B e s c h l u ß .)

Wir haben nun alle die beliebtesten Formen betrachtet, welche Künstler wählen, um den Menschen in seine Geisterwelt hinüber zu ziehen. Wir fanden aber zugleich, daß alle diese Formen mehr oder weniger den eigentlichen Zweck verfehlen. Derjenigen Leser, die wirklich durch solche Formen gewinnen, sind äußerst wenige; es sind solche, die ohnehin schon reich sind an Menschenkenntniß, an Bildung des Geistes, und die, nach vielen unglücklichen Versuchen, den reinen geistigen Willen in sich zum herrschendsten gemacht haben. Aber allgemeine Zwecke, wie jene Künstler sie sich vorsetzen, müssen auch allgemein erreicht werden. Die aphoristische Form dürfte vielleicht diejenige seyn, die jener Stimmung des Lesers und dem Zweck des Künstlers am meisten entspräche. Es ergiebt sich von selbst, daß hier nur von solchen Aphorismen die Rede seyn kann, die ohne Bilder, ohne witzige Wendungen, mit Ernst und Würde die geheimsten Seiten des menschlichen Herzens in der reinsten Wahrheit und Helle zeigen, und Lebensansichten enthalten. Aphorismen von dieser Art könnte man am füglichsten praktisch-philosophische nennen. Die Franzosen haben etwas Aehnliches an ihren *Pensées détachées*, Ma-

ximes und Reflexions, aber etwas nur sehr entfernt Aehnliches: denn sie haben sich witzige Wendungen selbst auf Kosten der Wahrheit nicht versagen können und sie, ungeordnet, ohne einen innern Nexus, durch einander geworfen. So sind ihre praktisch = philosophischen Aphorismen meistens — nur nicht versificirte — Epigramme. Sie haben bey andern Nationen daher wenig Nachahmer gehabt.

In der deutschen Literatur finden wir ebenfalls etwas Aehnliches in Schillers Botivtafeln, Göthe's Jahreszeiten; aber sie behandelten ihre Wahrheiten als Dichter, nicht als Philosophen. Auch sind mit den Aphorismen, von denen hier die Rede ist, diejenigen nicht zu verwechseln, welche eine Wissenschaft vortragen, wie z. B. Plattners und Bouterweks Aphorismen. Die letzteren haben einen wissenschaftlichen Zweck, die unsrigen einen allgemein menschlichen.

Eine genauere Charakteristik der Eigenschaften dieser praktisch = philosophischen Aphorismen wird uns ihr Wesen deutlicher machen. Ihre Eigenschaften können aus nichts anderm hervorgehen, als aus dem Zweck des Künstlers und der Stimmung des Lesers.

Die erste Eigenschaft einer Aphorisme ist, daß sie nur einen Gedanken enthalte. Keine unnöthigen, weit hergesuchten Begriffe dürfen die Urtheilskraft von dem Hauptgedanken abführen.

Gehen eine Menge von Sätzen voraus, wie in der Abhandlung, so werden gewöhnlich eben so viele Nebenideen geweckt, unter denen die Hauptidee verschwindet. Da nur ein Gedanke auszudrücken ist, so muß die Sprache auch alle die Theile dieses einzigen Gedankens so eng wie möglich zusammenziehen. Dennoch muß eine logische Ordnung in ihnen herrschen, so daß keine falsche Auffassung möglich ist. Der Verstand darf daher auch nicht durch schwere Wortfügungen ermüdet werden. Jedes Wort hat sein großes Gewicht. Aber eben so wenig muß der entgegengesetzte Fehler statt finden, wo durch starke Auslassungen der Verstand zu sehr angestrengt wird. Die Wahrheit muß überhaupt dem Verstande schnell einleuchten, damit die Empfindung nicht unterdrückt werde. In diesen wenigen Worten ist die ganze Eigenschaft der Aphorisme ausgedrückt.

Es ergibt sich hieraus auch eine andere Eigenschaft derselben, und zwar die wesentlichste von allen: Wahrheit des Gedankens. Da die Aphorisme nur einen Gedanken enthält, so zeigt uns entweder der hellere Blick des Verstandes, oder ein gewisses natürliches Gefühl, äußerst schnell seine Wahrheit oder Unwahrheit. Da, wo es so sehr auf Wahrheit ankommt, füllt die Ueberzeugung von der Unwahrheit das Herz mit einer gewissen Bitterkeit, einem gewissen Unwillen. Diese unangenehme Empfindung zerstört

im Leser jede ernste, höher hebende. Denn er kann die Ahnung nicht unterdrücken, als habe der Künstler diesen wichtigen Stoff zu leichten Sinnes behandelt — und ihn gleichsam am Gängelbände geführt. Hier kann nur diejenige Unwahrheit gemeint seyn, die aus einem falschen logischen Schluß hervorgegangen ist. Sie ist also hier ein Zeichen der Nachlässigkeit, und berechtigt daher den Leser vollkommen zu einer solchen Ahnung. Irrthum, der aus einseitig aufgefaßten Erscheinungen entsteht, ist einmal schon das Loos der Menschheit, und dieser kann so stark nicht gefühlt werden, besonders wenn der Gegenstand das menschliche Herz ist.

Ein andres eben so nothwendiges Erforderniß der Aphorisme ist: der Adel im Ausdruck. Wenn auch die Urtheilskraft durch die aufgestellten Eigenschaften völlig befriedigt wurde, so hat die Empfindung doch bey dieser Form gleich starke Ansprüche. Bey Aphorismen besonders ist es äußerst leicht, den Witß von jeder Gattung zu häufen, Vergleiche zu machen, die oft paradox klingen, und nur von einer Seite wahr sind. Durch ihr originelles Gewand fesseln sie den Verstand oft so, daß er die Wahrheit theils einseitig erblickt, theils ganz verfehlt. Sobald aber der Zweck der praktisch-philosophischen Aphorismen ist, die Abneigung gegen das Materielle zu vermehren, und die Liebe zum Geistigen zu erhöhen; so müssen alle diese Wen-

dungen wegfallen, denn sie stören die ernste Stimmung. Wahrheiten von solchem Gewicht dürfen dem spielenden Witze nicht unterworfen werden. Daß sie es gewesen sind, hat gewiß zur Vergrößerung des Glücks nichts beygetragen, wohl aber es zerstört. Die Sprache muß daher alle solche Wendungen verwerfen, sie muß voll Kraft und Einfalt seyn. Die Wahrheit will hier durch ihre eigne Stärke Eindruck machen, und verschmäht jeden Prunk in der Form.

Systematische Ordnung der einzelnen Aphorismen unter einander, ist die letzte Eigenschaft dieser Form, die ihr das Siegel einer besondern Eigenthümlichkeit aufdrückt in der ganzen großen Klasse der sowohl poetisch als prosaisch didaktischen Formen. Durch diese systematische Ordnung schließt sie sich auch wieder an die philosophische Abhandlung, deren Vorzüge sie sich dadurch zu eigen macht, ohne ihre Nachtheile anzunehmen.

Die praktisch-philosophischen Aphorismen dürfen demnach nicht, wie gewöhnlich, aus allen Zweigen des menschlichen Wissens zusammengetragene, ohne Ordnung aufgestellte Bemerkungen seyn. Nur eine Seite des menschlichen Herzens oder Lebens muß aufgefaßt aber in allen möglichen Beziehungen und Verhältnissen betrachtet, und dann durch sie dargestellt werden. Jeder kleinere Kreis von Gedanken in diesem großen Kreise muß seine eigenthümliche Stelle einnehmen, die er

durchaus nicht vertauschen kann. Das unsichtbare Band der innern natürlichen Verwandtschaft muß die kleinern Kreise zu einem ungetheilten Ganzen vereinigen. Eben so bedürfen die Gedanken, die in kleinern Kreisen neben einander stehen, keines Uebergangs, denn diesen giebt schon ihr innerer Zusammenhang. So stützt und trägt sich alles wechselseitig. Es erfordert diese systematische Ordnung eine größere Kunst, als man bey der Abhandlung anzuwenden braucht; denn dort richtet sich die Anordnung nach dem Zweck des Künstlers, hier hingegen nur nach der eigenthümlichen innern Verwandtschaft selbst.

Mit diesem Zuge wäre der Charakter dieser aphoristischen Form geschlossen. Wir würden unsern Zweck aus dem Auge verlieren, wenn wir alle diejenigen Eigenschaften durchgehen wollten, die den didaktischen Formen überhaupt eigen sind. Wir bedürften nur der Eigenschaften, die dieser aphoristischen Form entweder ausschließlich, oder doch wenigstens modificirt zukommen. Wollten wir nach den Wirkungen forschen, die diese Form wohl hervorbringen kann, so sehen wir uns vergeblich in der Literatur nach Werken dieser Art um, d. h. nach solchen, in denen diese aphoristische Form, wie wir sie darstellten, mit vollendeter Kunst angewendet wurde. Ja, man erwähnt sogar gewöhnlich dieser Form, in der didaktischen Gattung, nicht als einer besondern eigenthümli-

chen. Daß dieser Weg der am wenigsten betretenste ist, mag wohl in dem Schwierigen liegen, daß diese Form vorzüglich besitzt. Sie erfordert eine große, an keiner Stelle zu unterlassende Kunst, denn nirgendwo anders wird der kleinste Fehler gleich so offenbar.

Wir können uns also nicht durch eigene Erfahrung, sondern nur durch Schlüsse von den Wirkungen unsrer Form überzeugen. Ihr Einfluß auf das Gemüth des Lesers kann nicht anders, als dem Zweck des Künstlers günstig seyn. Die Wahrheit ergreift hier durch ihre Gedrängtheit und Helle den Verstand und die Empfindung stärker, als in irgend einem andern Gewande, weil sie schneller aufgefaßt wird. Das Gefühl, das jeden richtigen Schluß begleitet, kann hier nicht so leicht irre geführt werden. Jede Aphorisme enthält nur einen Satz, dessen Unrichtigkeit um so eher auffällt, da sie durch keine vorhergegangene Schilderungen und Urtheile verdeckt wurde. Die Abhandlung vereinzelt immer die Wahrheit, und giebt keine Totalvorstellung. Selbst dem geübtesten und aufmerksamsten Denker ist es kaum möglich, am Ende derselben alle Fäden gleichsam in einen Punkt zu vereinigen, und mit einem Geistesblick zu überschauen. Jede Aphorisme hingegen ist ein Punkt, in dem sich mehrere Fäden vereinigen. Das Ganze wird dem Leser gegeben; er kann, wenn er will, diese Fäden verfolgen. Er braucht

nur zu analysiren, da hingegen der Leser der Abhandlung synthetisch fortschreiten muß. Leichter ist es dem Denkenden, ein Urtheil in seine Bestandtheile aufzulösen, die Hinweisungen zu verfolgen, als umgekehrt, zu einem Urtheile sich zu erheben. Denn wie leicht führen nicht diese Bestandtheile, diese Hinweisungen, durch Anregung von Nebenideen von dem eigentlichen Punkte ab. Die Erfahrung zeigt uns dieß häufig in Abhandlungen, noch häufiger aber in Gesprächen. Wenn in eine Abhandlung fremde Gedanken gebracht werden, so geschieht dieß nur, indem sie, ganz ungeändert, den Stempel eines fremden Geistes erhalten. Dadurch entsteht eine oft ermüdende Monotonie bey gehaltvollen Stellen. Hingegen bey den Aphorismen kann jeder fremde Gedanke in seiner eigenthümlich originellen Gestalt beybehalten werden, wodurch Abwechslung und Leben in das Ganze kommt. Hier kann man dieses thun, ohne historisch alle verschiedenen Gedanken über einen Gegenstand zu berichten, — oder durch Citaten derselben die ganze Einheit der Abhandlung zu stören. Die Rede will überreden, die Abhandlung überzeugen; die aphoristische Form nur das Wesen darstellen in allen seinen Verhältnissen.

Bey jeder einzelnen Aphorisme ist dem Leser ein Ruhepunkt gegeben, wo er nachdenkend ver-

weilen kann. Hier hat er nun Gelegenheit, in seinen eigenen Erfahrungen sich nach Belegen zu der eben aufgefaßten Wahrheit umzusehen. Sie können ihm nicht fehlen. Nur müssen Aphorismen nicht wie eine fortlaufende Erzählung gelesen werden. Die Belege, die sich ihm darbieten, sind entweder aus seinem eignen Leben oder aus dem Leben anderer genommen. So führen die Aphorismen den Leser der Erinnerung zu; sie zwingen ihn gleichsam stille zu stehen; sein Auge von den lachenden Bildern der Außenwelt auf sein Inneres zu wenden; — in einem höhern Geiste das stille unbestochene Urtheil über sein eigenes Leben zu fällen, und bald, sich über die Welt erhebend, auch über das Leben überhaupt. Hier finden wir uns nun wieder an dem Punkte, von dem wir am Anfange unsrer Untersuchungen ausgingen. Wir begannen mit der Bemerkung, daß es eine gewisse, durch die Erinnerung an die Vergangenheit herbeigeführte Gemüthsstimmung des Menschen gebe, die ihn vorzüglich seiner geistigen höhern Natur angehören mache. Jetzt stoßen wir auf denselben Punkt, indem wir uns überzeugen, daß die aphoristische Form vornehmlich im Menschen die Erinnerung an sein vergangenes Leben aufrege. Sie ist also diejenige Form, die durch das Medium der Erinnerung, mehr als jede andre, den Menschen zur Betrachtung seines eignen Ich's hinzieht; ihn an eine höhere geistige Welt

fesselt, und als Bürger einer solchen ihn leben und schaffen läßt.

Johannes Daniel Braunschweig.

III.

Apologie der Adelsvorurtheile.

(Beschluß.)

Jedes Verhältniß, in welches der Mensch tritt, wirkt auf alle übrigen, und so wirken die bürgerlichen Verhältnisse auf die häuslichen und geselligen und diese wieder auf jene zurück. Es ist daher für die Bestimmung des einzelnen Menschen eben so wenig gleichgültig, als für ganze Stände, wie sie ihren Umgang wählen. Natürlich geht der Mensch, wenn nicht Eitelkeit und Thorheit ihn verschieben, oder irgend eine große Idee ihn begeistert, am liebsten mit denjenigen um, welche mit ihm die meisten gemeinschaftlichen Vorstellungen, d. h. gleiche Erziehung, gleiche Sitten, ähnliche Beschäftigungen und übereinstimmende Zwecke haben. Es ist sogar gefährlich, aus diesem natürlichen Umgangskreise herauszutreten, da ein hoher Grad von Weisheit dazu gehört, in dem fremden Umgangskreise nichts anzunehmen, was in den eigenthümlichen nicht paßte. So werden denn auch die Mitglieder des zur Theilnahme an der Regierung berufenen Standes am liebsten mit

den Genossen dieses Standes umgehen. Wollte der Adliche mit dem Kaufmann umgehen; leicht würde er durch den schnellen und glänzenden Erwerb, und durch das Wohlleben, welches die Folge davon ist, geblendet, mit seinem Stande unzufrieden werden, und den Sinn für Frugalität und Uneigennutz schwächen, der das Wesen des Adelsstandes ausmacht. Der Gewerksmann ist seinem Gewerbe nach zu beschränkt, und der Gelehrte von Profession würde durch seinen Kosmopolitismus dem wahren Leben des Adels eben so gefährlich werden, wie das reine Sauerstoffgas für alle zum Athmen einer minder reinen Luft bestimmte Wesen. — Es wird indessen hiemit durchaus nicht gesagt, daß der Adel allen Umgang mit Nichtadlichen, wie ein Verderben, scheuen müsse; noch weniger wird damit die Aengstlichkeit entschuldigt, womit die Edelleute hin und wieder die würdigsten Mitglieder der guten, gebildeten Gesellschaft aus ihren Circeln, Assemblies, Rascinos, oder wie man es nennen mag, ausschließen, und dagegen die unwürdigsten nicht verschmähen, wenn sie nur einen adlichen Namen führen: sondern unsre Absicht war nur, den Grund jener Erscheinung zu finden, und zu zeigen, daß dieses Vorurtheil, wie so viele andre, nicht ohne Gefahr vernichtet werden darf und daß es so übel nicht ist, wenn dasselbe in der Erziehung und Lebensart des Adels immer eine kräftige Unterstüt-

zung behält. Nach einer ziemlich allgemeinen Erfahrung sind gerade die Edelleute, die allgemein für die stolzesten gelten, d. h. die sich am wenigsten mit Nichtadlichen in nahe Umgangsverhältnisse einlassen, gemeinhin die Besseren ihres Standes. Ein Edelmann, der große Popularität zur Schau trägt, oder sich gar zu der Lehre von der Standesgleichheit bekennt, ist entweder ein Leichtsinniger, der seinem Genuß die Würde seines Standes nachsetzt, oder ein Heuchler, der im Herzen ganz anders denkt; — in beyden Fällen ein Mitglied des Adels, welches der Stand der zum Mitregieren Berufenen nicht unter sich dulden sollte. Denn wäre er ein Weiser, so würde er das, was ihm der gute Wille seiner Mitbürger durch Herkommen und Gesetz anvertraute, nicht leichtsinnig wegwerfen, sondern zum Besten seiner Mitbürger, zum Besten des Staates, gebrauchen. Der wahre Adliche wird also nur mit Vorsicht seinen Umgang auf andre Stände ausdehnen, weil sonst leicht der eigenthümliche Fehler fast aller Mitteldinge an ihm zur Wirklichkeit kommen könnte, daß sie die schwachen Seiten von beyden und die guten und starken Seiten von keinem ihrer Bestandtheile an sich haben. Je mehr sich aber der Adel von andern Ständen, zumal von dem, der die Schätze des Lichts der Welt verwaltet, zurückzieht, desto mehr wird er darauf ausgehen müssen, daß in seiner Mitte Kunst und Wis-

fenschaft blühe, weil der Mangel derselben ihn immer von den Lehrern der Nation abhängig machen würde, und ein Verhältniß geistiger Abhängigkeit, verbunden mit staatsbürgerlicher Ueberlegenheit, nie etwas anders als Neid und geheime Feindseligkeit wirken kann.

Auf eben die Weise läßt sich, meiner Ansicht nach, die, so oft lächerlich gemachte, Vorstellung von Mißheirathen beurtheilen; eine Vorstellung, die wohl tiefer in den Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft gegründet ist, als man gemeinhin glaubt. Der ansässige Bauer sieht nicht gern, daß sein Sohn die Tochter des Lohnhirten oder Kostreibers heirathet; der Handwerker findet eine Schwiegertochter aus dem Bauernstande nicht angemessen; dem Kaufmann ist die Heirath seines Sohnes mit der Tochter eines Handwerksmannes so gut eine Mißheirath, wie dem Fürsten, wenn sein Prinz sich eine Gattin aus dem angeessenen Landadel wählt. Ja, noch mehr, in allen Staaten, welche eine republikanisirende Verfassung haben, wird schon die Verheirathung mit einer Fremden als minder schicklich betrachtet. Die Vorstellung von Mißheirathen ist also dem Adel nicht ausschließend eigen, und muß demnach einen allgemeinen, tief eingreifenden Grund haben.

Schon die Bibel sagt: der Mann wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen,

und die tägliche Erfahrung lehrt, daß selten die Frau in den Umgangskreis der Familie des Mannes, fast immer dagegen der Mann in die Familie der Frau tritt. Wo unser Schatz her ist, dahin zieht uns das Herz; mit dem Heirathen aus einem andern Stande tritt der Mann dem Umgange nach in diesen Stand über, um so mehr, da Mißheirathen größtentheils Heirathen aus Liebe und Leidenschaft sind. Wählt demnach der Adliche seine Gattin aus einem andern Stande, so wird er in dessen Umgangskreis gezogen, und er wird, falls er nicht ein seltenes Muster der Weisheit und Festigkeit ist (Vollkommenheiten, die zur Zeit des Heirathens selten zur gehörigen Reife gelangt sind), Gesinnungen annehmen, welche an sich ganz gut und rechtlich seyn mögen, immer aber dem Charakter der zum Mitregieren Verufenen nicht angemessen sind, und sich gleichwohl in seinem Hause erhalten werden. Daß großer Reichthum eine Mißheirath entschuldige, oder, wie man es auch manchmal nennt, bezahle, hat wohl nie einem Aechtablichen in den Sinn kommen können; denn wer mit dem heiligsten Bande unter den Menschen solchen Handel treiben kann, wie mag man bey dem ablichen Sinn auch nur vermuthen können!

Auffallend ist freylich die ganze Vorstellung von einer Mißheirath, wenn Familien, die durch ihre Gesinnungen und durch ihre Handlungsweise längst aus dem Adel getreten sind, die von ihrem

Adel einzig den Kassengewinn in Anschlag bringen, wozu derselbe ihnen Berechtigung und Gelegenheit giebt, ihre Ehre verletzt wännen, wann die Tochter eines rechtlichen Bürgers, der seine Bürgerehre treu bewahrt hat, die Gattin eines ihrer Mitglieder wird.

Beynahe noch schlimmer sind die politischen Wirkungen der Mißheirathen zwischen Töchtern adlicher Häuser und nichtadlichen Männern. Dadurch werden nichtadliche Familien, besonders wenn sie wohlhabend sind, dem Adel so zu sagen affiliirt, es entstehen halbadliche Descendenzen, die dem Bürgerstande nicht recht angehören wollen und dem Adel feind werden, weil dieser sie nicht recht aufnehmen will. Solche werden leicht, was der Römer *novarum rerum cupidos* nannte, d. h. Verfassungsstörer, die sich einen festen Stand erringen wollen, den sie nicht haben. Ging doch in Rom die Staatsumwälzung, welche die Gemeinen ins Konsulat brachte, — eine Veränderung, seit welcher die Republik unaufhaltsam einer Auflösung entgegen ging, wogegen nur die Monarchie sie schützen konnte — ging doch diese Revolution zunächst von einem Manne aus, der in eine große Adelsfamilie hineingeheirathet hatte. Mußten nicht auch die Hellenischen Republiken sich mehrmals ähnlicher Descendenzen entledigen, wie die Spartaner, welche die während der messeni-

ſchen Kriege gebornen Parthenier nach Großgriechenland ſchickten.

Man hat dem Alterthum überhaupt ſehr Unrecht gethan, wenn man es von allen Adelsvorurtheilen hat freysprechen wollen, bloß weil ſeine großen Männer nicht Herr von Solon, Herr von Cäſar hießen. Wer die Geſchichte jener Staaten mit Aufmerkſamkeit ſtudirt, wird finden, daß eben in der gewaltigen Wirkung des Adelsvorurtheils die Stärke derſelben lag, und daß ihre großen Männer, die Staatsförderer ausgenommen, alle große Ariſtokraten waren; aber nicht in dem Sinne wie Ludwig XIV., ſondern ſo wie Friedrich II. ein großer Regent war.

Der wahre Adel wird ſich alſo rein zu erhalten ſuchen von Mißheirathen, nicht aus Geringschätzung oder Verachtung anderer Stände; ſondern aus demſelben Grunde, aus welchem eine verſtändige und rechtliche Bürgerfamilie höchſt ungerne einen ihrer Söhne eine Gattin aus einem adlichen Hauſe wählen ſieht: aus der Beſorgniß nämlich, er möchte Gefinnungen annehmen, die an ſich nicht zu tadeln, ſogar ehrenwerth ſeyn können, aber für ſeinen Stand unpaſſend und dem Weſen deſſelben gefährlich ſind. Und gleichwie der verſtändige Bürger ſeinen Sohn und ſeine Tochter gegen zu häufigen und vertrauten Umgang mit höhern Ständen warnt, und davon zurückhält;

so wird der Adel jedes Mittel anwenden, um ein zu naheß Umgangsverhältniß mit Personen anderer Stände zu vermeiden. — Daher sieht man in den Ländern, wo die Standesverschiedenheit noch scharf ausgeprägt ist, den nichtadlichen Mann von Erziehung, Bildung, Talenten und Reichthum wohl häufig zum Mittagessen in adlichen Häusern eingeladen; aber nicht leicht, oder wenigstens weit seltener, zu dem, längern Umgang und größere Vertraulichkeit erzeugenden, Souper oder Ball. Eben daselbst wird der Mann lange in adlichem Umgange leben können, ohne daß je die Frau und die Tochter hineingezogen wird, und dieses wird fast nur geschehen, wenn dieselben durch ein auffallendes Kunsttalent zur Unterhaltung der Gesellschaft dienen können. So wenig es sich endlich rechtfertigen, ja nicht einmal entschuldigen läßt, wenn der Adliche den Nichtadlichen, mit dem er übrigens auf einem vertrauten Fuße lebt, im Kreise seiner Mitbrüder gar nicht kennen will; so hat diese unedle Thorheit gleichwohl mit jenen Eigenheiten einen gemeinschaftlichen Grund: der Adliche fühlt, daß vertraulicher Umgang mit andern Ständen den Sinn für uneigennützig und hingebende Vaterlandsliebe schwächen könnte, und will deshalb auch bey seinen Mitbrüdern, die die Denkart seines nichtadlichen Freundes nicht kennen können, den Verdacht vermeiden, als habe

er einen, das Wesen seines Standes gefährdenden, Umgang.

Nicht ohne bestimmte Absicht sind hier die wahren Kennzeichen des ächtadlichen Sinnes so bestimmt und wiederholentlich herausgehoben worden, und es sey mir erlaubt, solches hier noch einmal zu thun, wenn, ehe wir zur Beleuchtung der übrigen Adelsvorurtheile fortgehen, von dem Ausarten des adlichen Sinnes die Rede seyn wird.

Es darf wohl kaum erst erinnert werden, daß damit der Eigennuß gar nicht gemeint ist; denn Eigennuß ist ja nicht Ausartung, sondern gänzliche Verneinung oder Vernichtung des adlichen Sinnes. Eine Ausartung dagegen ist es, wenn sich hinter dem Namen der Vaterlandsliebe bloße Standesliebe verbirgt, oder wohl gar mit dem Anspruch auf Achtung, als *Esprit de Corps*, hervortritt. So wie nämlich der Monarch sich, unter dem Scheine der innigsten Vereinigung, von seinem Staat trennt, wenn er spricht: *l'état c'est moi*; so trennt sich der Adel vom Vaterlande, wenn er überhaupt sich für den Staat nimmt und die andern Stände nicht als Mitzwecke, sondern als bloße Mittel und Werkzeuge des Staates behandelt, wenn ihm die Ausdrücke: das Vaterland und der Adel, gleichbedeutend werden. Der Edelmann, der bloß nach Standesgeist handelt, wird dann zwar fähig seyn, seinen Privat-

vorthail unter den Gehorsam gegen die Rechte und Vorthteile seines Standes gefangen zu nehmen, nicht aber dem Vorthail und dem Wohl der ganzen Staatsgesellschaft unterzuordnen, und er wird eben dadurch zum wahren Regieren verdorben seyn.

Wird dieses die Gesinnung des ganzen Standes; so wird derselbe seinen Antheil an der Regierung anwenden, um die höhere leitende Gewalt zu lähmen, die nicht bevorrechteten Stände zu drücken, und eben dadurch den Staat einer Krisis entgegen leiten, in welcher leicht die ganze Verfassung untergehen könnte. Ehe aber diese noch erfolgt, wird der Adelstand in sich selbst verdorben seyn. Hat nämlich ein Korps so viel errungen, daß die Rechte andrer Stände und Einzelner gar nicht mehr in Betrachtung kommen; so wird sich unter dem Adel selbst ein Ausschuß von Regierungsfamilien bilden, eine Oligarchie, die nun wieder ihren eigenen Standesgeist bekommt. Unter denen, welche sich davon ausgeschlossen sehen, wird sich eine Feindseligkeit gegen die Oligarchen erzeugen, und weil diese ihren ausgeschlossenen Mitbrüdern die Gewinnvorthteile ihres Standes am längsten lassen müssen, um sie nicht zur Verzweiflung zu treiben; so wird in den Ausgeschlossenen der unadliche Eigennuß herrschendes Princip, und dadurch der adliche Sinn bis auf die letzte Spur vertilgt werden. In den Oligarchen wird dieser sich

auch schwerlich erhalten haben; denn Patriotismus konnte sie wohl nicht leiten, als sie sich von den übrigen Gliedern ihres Standes trennten! Man kann sogar zugeben, daß sie nicht Gewinnvortheile beabsichtigten, und daß sie nur die Geehrtesten unter den Geehrten seyn wollten; man kann annehmen, daß selbst die von der Regierung ausgeschlossenen Adlichen sich mit dem Gedanken ausöhnten, selbst nichts zu bedeuten, falls nur Leute, die der Herkunft nach nicht niedriger sind, an der Spitze stehen: so wird gleichwohl in wenigen Geschlechtsfolgen der Adel ganz und gar ausarten müssen. Es wird, eben weil man diese von der Regierung ausgeschlossenen Edelleute ihre Herabwürdigung nicht will fühlen lassen, der Grund und die Bedeutung des Adelsvorrechts gänzlich verkannt werden, und jedes Mitglied einer Edelmannsfamilie wird das Vorrecht des Adels für sich behaupten, ohne die äußern Bedingungen der Adlichkeit zu erfüllen, und ohne die Gesinnungen in sich zu fühlen, auf welche sich das Adelsvorrecht allein gründet. So wird jedes geschlossene Adelskorps nach und nach in sich entarten und verderben, so wie jedes Gewerbe durch die Gerechtfame einer geschlossenen Zunft unausbleiblich entartet und verdirbt. Wer die Geschichte mehrerer, in ihrer Selbstständigkeit untergegangenen Staaten kennt, wird die historischen Belege zu diesen allgemeinen Sätzen

selbst finden können. Mir wird man erlassen, sie anzuführen, weil solches für diese kurze Abhandlung zu umständlich wäre.

Das einzige Mittel, dieser Entartung vorzubeugen, ist, daß der Adel an Bedingungen geknüpft sey, welche einerseits die Mitglieder desselben, die ihn nicht behaupten können, davon ausschließen (wie in England und bey dem neuen Adel in Frankreich die nachgebornen Söhne), und andererseits Personen aus andern Ständen den Weg eröffnen, in den zum Mitregieren berufenen Stand zu treten, wenn sie den Sinn der Uneigennützigkeit und Vaterlandsliebe thätig bezeuget haben und die Hoffnung geben, daß sie denselben auch in ihren Häusern erhalten werden. Daher haben denn auch Monarchen, selbst Aristokraten, das Bedürfniß gefühlt, den Adel durch neu aufgenommene Mitglieder aus andern Ständen zu rekrutiren. — So ist im russischen Reiche der Erbadel an einen gewissen Rang im Staatsdienste geknüpft; in Frankreich hat keiner das Recht, einen bestimmten Erbtitel zu stiften, der nicht entweder durch das Zeichen der Ehrenlegion als verdient um den Staat ausgezeichnet worden ist, oder durch eine gewisse Zeit tadelfreyer Staatsdienste sein Verdienst und Regierungstalent bewiesen hat. In England werden gewöhnlich solche mit Erbtiteln ausgezeichnet, die in der Gesetzworschlagenden Versammlung (dem Unterhause) ihre Würdig-

keit beurkundet haben. Freylich müßte der Staat, der sie in den Adel aufnimmt, zugleich darauf sehen, daß diese Aufgenommenen auch in Vermögensumstände gesetzt würden, welche ihnen das Behaupten ihres neuen Standes möglich machen; und es wäre daher Vorthail, mithin Pflicht des Staates, diesen Neuaufgenommenen ein standesmäßiges Vermögen, wo möglich in Grundeigenthum, anzuweisen, falls sie keines hätten. Vielleicht hatten die Güterschenkungen der Kaiserin Katharina zum Theil dieses Ziel; in der Einrichtung des neufranzösischen Adels ist dasselbe deutlich ausgesprochen, obgleich die Zeit erst bewähren wird, ob die Ausführung dem Gesetze entspricht. In England dienen die Sinecures, ein Stammvermögen zu schaffen, wo keines war; und da dort der König diese Stellen zwar geben, aber nicht willkürlich nehmen darf, so sind sie zugleich ein Mittel, den Geadelten in Ansehung seines Einkommens auf die Lebenszeit von der ausübenden Gewalt unabhängig, d. h. äußerlich zum wahren Adlichen zu machen.

Auf diese Weise ist die Entstehung eines Brief- oder Diplomadels in dem Wesen des Staates gegründet, und dieser neue Adel steht an sich in seinem politischen Werthe dem alten Erbadel durchaus nicht nach. Das sagt auch die Adelsordnung der Kaiserin Katharina. Unter den sechs Rubriken der zum Adel gerechneten Personen soll keine den

Rang vor der andern haben. — Ja, reiflich erwogen, könnte man diesem Briefadel den Vorrang vor dem ererbten geben. — Als geschäftige Genealogen sich die Mühe gaben, den alten Adel des Hauses Buonaparte zu beweisen, soll der Kaiser Napoleon gesagt haben: Es ist mehr Ehre, der Erste eines berühmten Geschlechts zu seyn, als der letzte.“ Adliche Familien sind gemeinhin stolz auf den Stammvater, der ihnen den Adel erwarb, und die hochbetitelten Peers in England erhalten gern den Stammmamen des ersten Betitelten ihres Hauses, z. B. Pitt, Howard, Fox &c. Alles beweise, daß die altadlichen Familien den Anfang ihrer Adlichkeit in großen Ehren halten.

Gleichwohl setzt das Vorurtheil den neuen Diplomadlichen dem Edelmann von altem und diesen dem Edelmann von unbordenlichem Geschlechte nach; ja, die Söhne und Enkel der Neugeadelten pflegen nach dem Maaße des Vorurtheils schon eine Stufe höher gesetzt zu werden, als die Väter und Großväter, welche den Adel erwarben.

Zur Rechtfertigung dieses Vorurtheils soll hier nicht angeführt werden, daß die gemeine Meinung in andern Verhältnissen auf gleiche Weise verfährt, indem sie dem unthätigen Sohne eines durch eignen Fleiß Reichgewordenen einen höhern Rang anweist, als dem fleißigen Vater. Es soll sich nicht darauf berufen werden, daß dieses Vorurtheil selbst im Innern der Familien herrscht, in-

dem der Kaufmann, der aus einem Kleinrämer ein reicher Negociant geworden ist, seine Kinder herabzusetzen glaubt, wenn er sie in einem Kram die Lehrjahre sollte ausstehen lassen, und der reiche Handwerker seine Söhne nicht leicht ein Handwerk lernen läßt, seine Töchter aber gemeinhin so erzieht, daß sie nicht in seinem Stande bleiben können. — Eine Thorheit, ein Wahn bleibt darum nicht weniger Thorheit und Wahn, weil sie allgemein sind. Indessen deutet immer ein allgemeiner Wahn auf einen allgemein wirkenden Grund hin.

Das sittliche Gefühl sagt jedem Menschen: Reichthum und Ehrenrang geben keine wahre Ehre, wenn sie auf unrectlichen und unedlen Wegen erworben sind. So lange nun die Adelsdiplome von Menschen ausgetheilt werden, so können diese irren. Der Monarch kann hintergangen, das Adelskorps mißleitet werden; jener kann aus Layne, dieses aus unadlichen Absichten und Rücksichten Adelsbriefe ertheilen. Der erste Adelsbrief, dessen die Geschichte des Mittelalters erwähnt, wurde von einem Könige von Frankreich einem Goldschmiede ertheilt; ja, mancher Adelsbrief wurde gegeben, wie der Marschallsstab, den der Gardekaptain Vitry für einen Meuchelmord bekam, und wie das Pairdiplom des Herzogs von Roquelaure, weil er sich gefallen ließ, was sonst ein Ehrenmann nicht gern duldet.

So wenig es sich nun dem Reichgewordenen ansehen läßt, auf welchem Wege er zu seinem Reichthum gelangte, eben so wenig läßt es sich dem Neugeadelten ansehen, ob er die Auszeichnung durch wirkliche Beweise ächter Vaterlandsliebe, wahrhaft uneigennütigen Sinnes und bewährten Regierungstalents erworben habe, oder ob dieselbe erschlichen, erkauft, vielleicht gar durch Verdienste erlangt worden sey, die seine Nachkommen ungern in ihrem Adelsbriefe lesen würden. Adelte doch einst ein italienischer Fürst die Familie seiner Mätresse, und ließ ausdrücklich in das Diplom setzen: *propter delectationem ab illa nobis praestitam.*

Der Adlichgeborene dagegen gelangt zu seinem Adel, so wie der Reichgeborene zu seinem Reichthume, freylich ohne alles Verdienst, aber doch auch ohne alles Widerspiel von Verdienst, d. h. auf die allerunschuldigste Weise von der Welt, und so lange er das Gegentheil nicht bewiesen hat, erwartet man von ihm, er werde das unschuldig erworbene Diplom durch adlichen Sinn und adliches Thun rechtfertigen.

Doch, auch so auffallende Fälle des Mißbrauchs der Adelsdiplome abgerechnet, lehrt freylich die Erfahrung, daß ganz gewöhnliche Mißbräuche der an sich nicht übeln, ja selbst wohlthätigen Diplome, nicht mit Unrecht ihren Kredit geschmälert

haben. Wen zieht der Adel gewöhnlich in seine Gemeinde? Reichgewordene Bürger; ja, noch sonderbarer, es hatten ehemals die Konsuls eines großen Hofes Blankate zu Adelsdiplomen, die sie für die Gebühr mit Namen und Verdiensten ausfüllten, und ganze Ritterschaften waren so überbescheiden, ein solches Diplom zur Bedingung der Aufnahme in ihre Gemeinde zu machen. Ein Gutsbesitzer würde es einem Nachbar sehr übel nehmen, wenn dieser unter den Bauern des erstern einem oder dem andern die Berechtigung ertheilen wollte, an der Verwaltung des Gutes Antheil zu nehmen. Gleichwohl wollte niemand das Widersprechende bemerken, wenn ein Monarch eines fremden Staates, einem Manne, den er nicht kannte, in einem Lande, dessen Wohlstand ihm sehr gleichgültig seyn mußte, ein Zeugniß der Vaterlandsliebe und Regierungsfähigkeit ertheilte. Dadurch sah es freylich so aus, als ob der Adel eine von den vielen Civildekorationen geworden sey, die sich für Geld und gute Worte erwerben ließen; und sollte da der alte Adel, der sich aus einer Zeit herschrieb, die solche Mißbräuche nicht kannte, nicht sich für etwas Besseres halten, als diese neue leichte Waare?

Blicken wir nur noch einmal auf das bisher Gesagte zurück, so werden wir bemerken, daß der Grund der Adelsvorurtheile nicht bey allen derselbe ist. Die Ansprüche auf den Vorzug bey Hofäm-

tern und Staatsdiensten, (1) das Vorzugsrecht auf den Besitz des Grundeigenthums, (2) der Anspruch auf vorzugsweise Unterstützung von Seiten des Staates, (3) die Einschränkung des vertraulichen Umganges auf Mitglieder des Adelsstandes, (5) das Verwerfen jeder Mißheirath (4) finden nämlich ihren entschuldigenden, ja rechtfertigenden Grund in der wesentlichen Bestimmung dieses bevorrechteten Standes; das Vorurtheil dagegen, daß der uralte Adel dem Diplomadel (6) vorgehe, läßt sich einzig aus dem besorgten und in der Erfahrung, leider! bewiesenen Mißbrauche des Adels hinreichend erklären und entschuldigen. —

Jene Vorurtheile werden daher in eben dem Maaße aufhören, Vorurtheile zu seyn, werden in eben dem Maaße Wahrheit werden, als der Adel, seiner Bestimmung getreu, uneigennütigen, patriotischen Sinn für das ächte Siegel seines Diploms ansieht. Sie werden ganz Wahrheit werden, sobald in allen Familien dieses Standes vor allem darauf hingearbeitet wird, diesen Sinn und Alles, was ihn schaffen, nähren und befestigen kann, zu erhalten, und in der heranwachsenden Jugend dieses Standes soviel Einsicht und Geschicklichkeit, soviel Regierungstalent auszubilden, daß sie würdig werde, ihr Vorzugsrecht in patriotischer Wirksamkeit geltend zu machen; sobald der Adel jeden, der sich als uneigennütigen, zum Antheile an der Regierung tauglichen, Patrioten ge-

zeigt hat, in seine Gemeinde aufnimmt, und dadurch nicht etwa den Aufgenommenen zu ehren, sondern vielmehr sich selbst zur Erfüllung seiner großen Bestimmung neue Kraft zu erwerben meint.

Dieselben Borurtheile werden dagegen immer mehr Irrthümer werden, wo der Adel das Vorzugsrecht zu Staatsämtern nur behauptet, weil solche Aemter einträglich sind; wo das einträgliche Amt den gesunkenen Vermögensumständen aufhelfen soll; wo der Adel auch solche Staatsdienste in Anspruch nimmt, welche, ihrer untergeordneten Wirksamkeit wegen, zwar ein Einkommen, aber keine politische Ehre geben, weil man denen, die sie bekleiden, durch genaue Aufsicht und Nachrechnung deutlich genug zu erkennen giebt, daß man ihnen weder Uneigennützigkeit, noch Vaterlandsliebe zutraue; wo der Adel die Hofämter als Mittel gebraucht, den Fürsten für seinen Stand einzunehmen und Einzelne seines Standes zu bereichern; wo der Adel Mißheirathen gut heißt, wenn sie hinreichend bezahlt werden; wo der Erbadel, bey allem geheimen Widerwillen gegen den Diplomadel, doch jeden bereitwillig aufnimmt, dessen Reichthum und Einfluß ein zu starkes Gewicht zum Vortheil andrer Stände scheint, ohne darauf zu achten, ob der Aufzunehmende auch nur eine der wesentlichen Ei-

genschaften ächter Adlichkeit beurfundet habe; wo endlich der Adliche seine Geburt für einen unver- tilgbaren Charakter ansieht, der ihm zwar Be- rechtigungen auf Kosten anderer ertheilt, aber keine Verpflichtungen zum Besten des Staates auflegt; wo er mit dem Namen zufrieden und, stolz auf den Namen, gleichgültig ist gegen dessen wahre Bedeutung.

Gerade umgekehrt wird das letztere Vorurtheil (7) nur Wahrheit durch den Mißbrauch, und muß immer mehr verschwinden, immer mehr als baarer Irrthum erkannt werden, jemehr der Adel sich selbst seinem wahren Wesen nach behandeln, und durch diese Selbstachtung die Regierungen zu gleicher Behandlung stimmen wird. Denn, je weniger es möglich ist, daß ein Eigennütziger und Unpatriotischer, ein dem Geiste nach Unadlicher, unter dem Adel gelitten, oder in den Adel aufgenom- men werde, desto zuverlässiger wird das Di- plom seyn, es sey nun durch Herkommen oder durch ein neues Siegel bekräftigt. Je sicherer man ist, daß eine Münze nicht verfälscht werde, desto mehr Vertrauen wird die Münze haben; aber keine Gewalt in der Welt vermag den Kredit einer Münze zu erhalten, wenn alle Augenblicke Stücke mit dem Gepräge der Aechtheit bey näherer Un- tersuchung die Probe nicht halten. Eine Zeit lang gehen freylich die unächtten Stücke mit den ächten unter dem Volke herum; aber endlich kommen sie

an den Kenner, der sie auf die Kapelle bringt. Und findet nun dieser nicht seinen Vorthail bey dem Verschweigen seiner Entdeckung; hat er vielleicht Vaterlandsliebe genug, um solchen unedlen Vorthail zu verschmähen; oder treibt ihn auch der Verdruß, sich als den Betrogenen zu sehen, zum Verbreiten seiner Entdeckung; sieht sich am Ende eine gute Polizey gendthigt, vor dem falschen Gute zu warnen: so versagt der große Haufe auch den ächten Stücken den Kredit, eben weil er nicht im Stande ist, das Aechte vom Unächtten zu unterscheiden. Machen nun endlich die unächtten Stücke die große Mehrheit aus; so bleibt der Regierung kein andres Mittel übrig, als das ganze Gepräge außer Cours zu setzen. — So sinkt die Ehre der Münze nach dem Verhältniß der Menge der unächtten Stücke ihres Gepräges; — so die Ehre des Adels, wenn dieser Stand und die, welche ihm vorstehen, sich nicht angelegen seyn lassen, jedem unächtten Mitbruder das unauslöschliche Gepräge der Unächttheit aufzudrücken.

Freylich hat der Adel in keinem unsrer bestehenden Staaten das Recht der Aufnahme und des Ausschließens aus seinem Stande, politisch betrachtet. Allein es giebt hier eine Gesetzgebung, die stärker ist, als jede andere Autorität, und das ist die öffentliche Meinung, welche sich durch den geselligen Umgang ausdrückt, der einem Menschen gewährt oder versagt wird. Kein Gesetz und kein

Richter hatte die Ankläger des Sokrates für ehrlos erklärt, keine politische Autorität verurtheilte sie zum Tode; aber die öffentliche Meinung beschimpfte sie so, daß sie nur bey dem selbstgewählten Strange ihre Rettung fanden. Nicht durch den Umgang mit Menschen aus andern Ständen, entehrt sich der Adliche; wohl aber nimmt er Antheil an dem Beschimpfen seines ganzen Standes, wenn er ein unwürdiges Mitglied desselben in seinem Umgange, an seinem Tische, in seinem Hause duldet, und nur durch eine allgemeine Ausschließung wird der Schimpf getilgt, den ein geborner oder gemachter Edelmann durch unadlichen Sinn und unadliches Thun auf seinen ganzen Stand bringt. Denn über Standesehre giebt es keinen Richter, als den Stand selbst. Ein Kaufmann, der falsche Wechsel gemacht hat, wird nicht an der Börse geduldet, wenn gleich sein Falsum vor keinen Richter gebracht, von keinem Richter über sein Verbrechen erkannt worden wäre. Ein Schlossermeister, der Diebschlüssel gemacht hat zu eignem Gebrauch, wird von der Zunft aus der Zunft gestossen.

In dieser Ansicht von Standesehre scheint mir auch das Adelsvorurtheil seinen Grund zu haben, (8) daß der Adliche seine von andern befleckte Ehre nicht durch richterlichen Spruch, sondern nur durch Selbststrache im Zweykampf wiederherstellen könne.

Betrachtet man nämlich die Beleidigungen, welche den Zweykampf zur Folge zu haben pflegen, so sind sie immer am Ende, daß einer den andern eines unadlichen Eigennuzes, z. B. des Betruges im Handel oder im Spiel, oder der Feigheit zeihet. Zwar ist es mir nicht unbekannt, daß nicht selten ganz andre Veranlassungen zum Zweykampfe stattfinden; allein reif wird jeder Streit zu diesem Gottesurtheile erst dann, wenn es zu einer Schmähung oder thätlichen Beleidigung gekommen ist, welche einen jener zwey Vorwürfe in sich schließt.

Ist nun der Adel der von dem Staate bezeichnete Stand der uneigennützigen, zur Theilnahme an der Regierung berufenen Patrioten; so ist der Vorwurf des Eigennuzes und der Feigheit (weil ohne Muth keine Tugend, mithin auch keine Vaterlandsliebe feststeht) eine Erklärung, daß der so Beschimpfte unadlich sey. Ein solcher Vorwurf läßt sich nun durch richterlichen Spruch nicht tilgen, weil der Beleidiger eben durch seine Behauptung erklärt, daß er die Autorität des Staates, der durch den Richter sprechen soll, nicht achtet, noch anerkennt. Eben so wenig kann der Beleidigte sich dabey beruhigen, wenn dem Beleidiger Stillschweigen oder Widerruf anbefohlen würde. Denn daß, von der unwiderstehlichen Gewalt der Regierung aufgelegte, Stillschweigen tilgt den Flecken nicht aus, der auf des Beleidigten

Standesehre haftet, und der auf Befehl geleistete Widerruf schließt keinen Befehl und noch weniger einen erfüllten Befehl des Glaubens an diesen Widerruf in sich, weil sich überhaupt über den Glauben nicht gebieten läßt.

Was kann also der an seiner Standesehre beleidigte Adliche thun? Gern möchte er übersehen, wie der Landesherr den Tadel übersieht, dem auch der weiseste und beste nicht entgeht; er übersieht wirklich jede Schmähung seiner Ehre, wenn sie aus dem großen Haufen herkommt, dem niemand in solchen Sachen ein Urtheil zugesteht. Je näher dagegen der Beleidiger dem Beleidigten steht, desto weniger darf dieser übersehen, weil er besorgen muß, das Publikum oder der Monarch könnte dem Beleidiger glauben. Kommt nun gar die Beleidigung von einem Mitbruder des Adelsstandes; so ist sie eigentlich ein Antrag auf die Ausschließung des Beleidigten aus der Gemeinde der Adlichen.

Der Beleidigte muß demnach ein, allen in die Augen fallendes, Dokument geben, daß ihm das Vertrauen des Staates und die darin gegründete Berechtigung, zu dem Wohl desselben mitwirken zu dürfen, ein Gut sey, das ihm mehr werth ist, als das, was dem Menschen sonst das Theuerste zu seyn pflegt; und daß er deshalb kein Mittel scheut, das zu sichern, was durch die ihm widerfahrene Beleidigung in Gefahr gesetzt worden

ist. Weil nun aber Vertrauen und öffentliche Meinung durch keinen Richterspruch wiederhergestellt werden können; so sieht er sich in die unglückliche Nothwendigkeit gesetzt, die Sache mit seinem Gegner persönlich auszumachen, so daß er von diesem eine freywillige Genugthuung erhalte. Eine freywillige; denn wollte er Zwang gebrauchen, so müßte er entweder selbst, oder mit andern vereinigt, der Stärkere seyn. Solchen Gewaltgebrauch aber dürfte die Obrigkeit nicht dulden, und er würde am Ende auch nichts weiter beweisen, als daß der, welcher ihn übt, der Stärkere sey.

Der beleidigte Adliche fordert demnach den Beleidiger zum Zweykampfe heraus, nicht nur um eine Wahrheit zu beweisen oder eine Unwahrheit zu widerlegen, sondern um vor aller Welt zu bezeugen, daß er lieber sein Leben aufs Spiel setzen wolle, als das Vertrauen des Staats in seine Uneigennützigkeit, seine Vaterlandsliebe und seinen Muth. Die Ehre ist ihm ein größeres Gut, als das Leben. Da nun jene sich unmittelbar nicht vertheidigen läßt; so zeigt er wenigstens, daß er lieber das nächste Gut nach der Ehre hingeben will, als es ohne Ehre behalten. Daher hat der Ausgeforderte die Wahl der Waffen; denn der Fordernde sagt eigentlich: „greife mein Leben an, wie du willst, ich will mich vertheidigen; aber meine Ehre, die sich nicht äußerlich vertheidigen

läßt, lasse mir unangetastet.“ Daher behauptet der Adliche das Recht des Herausforderns ausschließlich für seinen Stand. Er fordert wohl den Nichtadlichen zum Zweykampf heraus; allein er meint diesen damit zu ehren, und ehrt ihn wirklich dadurch; denn er erklärt damit, daß er seine Ehre von dem Urtheil dieses Ausgeförderten abhängig glaube. Dagegen folgt der Adliche nicht jeder Ausforderung des Nichtadlichen und schlägt den Zweykampf mit diesem aus, ohne seine Ehre zu verletzen, es sey denn, daß seine Mitbrüder von ihm fordern, er solle den Zweykampf annehmen.

Alles dieses gilt freylich nur in vollem Sinne für den wahrhaft Adlichen, d. h. nicht für den, der einen alten oder berühmten Namen führt und in gewisser Art von der Ehre und dem Glück seiner Vorfahren zehrt; sondern nur für den, der vor Gott und seinem Gewissen keinen Flecken des Eigennutzes und des Mangels an Vaterlandsliebe an sich findet, der seinen Namen und sein Wappen vor aller Welt in die Schranken zu stellen bereit ist, gewiß, daß kein Herold sie mit dem entehrenden Speer berühren werde.

Aus diesem Gesichtspunkte haben diejenigen wohl Recht, welche den Zweykampf für ein nothwendiges Uebel halten; aber auch diejenigen haben nicht Unrecht, welche der Meinung sind, daß die große Mehrzahl der Zweykämpfe als muthwil-

lige Polizenfrevcl geahndet werden sollte. Einen schönen Beleg für dieses scheinbare Paradoxon liefert das Kriegsbreglement Friedrichs des Großen. Es enthält nämlich ein sehr strenges Strafedicke gegen die Zwenkämpfe unter den Officiers, allein unmittelbar darauf folgt ein Paragraph, der (ich führe nur aus dem Gedächtnisse on) ungefähr also lautet: „doch wollen wir nicht hoffen, daß irgend einer unserer Officiers eine Beleidigung seiner Ehre dulden werde.“ Auch war unter seiner Regierung der gewöhnliche Gang in Ansehung der Zwenkämpfe, daß in der Regel der Zwenkampf bestraft, aber, nach Befinden des Monarchen, der Berurtheilte begnadigt wurde, und daß ein Officier, der eine ehrenrührige Beleidigung duldete, den Dienst verlassen mußte. Offenbare Betrüger oder Diebe dagegen, selbst solche, die sich im Kriege Plünderung hatten zu Schulden kommen lassen, wurden von ihren Kameraden nicht zum Zwenkampf gefordert, sondern durch die Erklärung auf der Parade: „wir dienen nicht ferner mit ihm,“ unmittelbar genöthigt, aus dem Dienst zu treten.

Ueberhaupt würde auch der Zwenkampf sehr selten seyn, wenn es keine andre als wahrhaft adeliche Zwenkämpfe gäbe. Schon die Erfahrung lehrt, daß die wahrhaft edlen Menschen selten in diese unglückliche Nothwendigkeit gerathen; und ist der Adel, was er seyn soll: so gebietet er so hohe Ehrfurcht, daß nicht leicht jemand wagen

wird, die Ehre des Adlichen anzutasten. Es läßt sich also als Grundsatz annehmen: Je mehr wahrer Adel, desto weniger Zweykämpfe.

Hiermit könnte ich meine Abhandlung schließen; denn ich habe nach Kräften geleistet, was ich versprach — den Grund der Adelsvorurtheile aufzusuchen; so, daß sichtbar würde, in welcher Beziehung sie Wahrheit oder Irrthum sind. Bemerket man nun, daß sich bey dem Adel, wie bey allen menschlichen Einrichtungen, findet, daß er in seinem Entstehen unschuldig und natürlich, seinem Wesen nach wohlthätig und heilsam ist, und nur durch Mißbrauch und Entartung schädlich, thöricht und ein Gegenstand gerechten Tadelns wird; so ist der Zweck meiner Schrift erreicht.

Vielleicht aber bedarf ich noch selbst einer Apologie, daß ich dieses dachte und schrieb. — Bey dem wahren Adel freylich nicht. Dieser, hoffe ich, wird mir Dank wissen, wenn er, wie in einem Spiegel, seine eigne wahrhaft ehrwürdige Gestalt erblickt. Der dem Geist und Sinne nach unächte Adel wird mir freylich nicht beystimmen; aber er wird sich beruhigt finden, wenn er bemerkt, daß ich keine persönlichen Anwendungen gemacht habe, und wenn ich hinzu setze, daß ich es mir nicht anmaße, über den Geist und die Gesinnungen einzelner Menschen zu urtheilen. Eher vielleicht würde ich einer Apologie bey meinen nicht zum Adel gehörenden Mitbrüdern bedürfen, welche

zum Theil, durch den Geist der Zeit verleitet, allen Adel für eine Ausgeburt der Jahrhunderte der Finsterniß, und für ein in unsern Zeiten ganz nutzloses, vielleicht gar schädliches Institut halten; zum Theil auch meinen, man müsse einem Stande nicht schmeicheln, der ohnehin auf Ehrenvorzüge Anspruch macht; zum Theil wohl gar auf den Gedanken gerathen, der Verfasser einer solchen Schrift schmeichle sich mit der Aussicht, dereinst selbst zum Adelstande zu gehören. — Die ersteren sind, denke ich, durch den ganzen Inhalt meiner Schrift hinlänglich widerlegt, oder werden sich widerlegt finden, wenn sie sich die Mühe nehmen wollen, sie noch einmal zu lesen. — Welche Schmeicheley wittern, mögen bedenken, daß es nicht Schmeicheley ist, wenn man ein Ideal aufstellt, wie ein Stand seyn könnte und sollte. Niemand hat, meines Wissens, Ewalds „Weib, wie es seyn sollte“, eine Schmeicheley gegen das weibliche Geschlecht genannt, obgleich es viele Weiber geben mag, die eitel genug sind, sich für das Original zu Ewalds Bilde zu halten. Was sollte den Verfasser auch zu einer solchen Schmeicheley verleiten? Er gesteht gern, daß er, bey dem erkenntlichen Rückblick auf sein Leben, Mitglieder des Adelstandes, so wie Mitglieder anderer Stände zu seinen Wohlthätern zählt; allein nie hat er von dem Adel, als Stand, Liebe genossen, noch Leid erfahren, und er steht in Verhältnissen, die ihm

die erfreuliche Aussicht gewähren, weder jener zu bedürfen, noch dieses zu befürchten. — Ambition kann ihn auch nicht bestimmen; denn er steht in einem Amte, welches ihn verpflichtet, für alle Stände ohne Unterschied das Gleiche zu seyn, und welches eben dadurch mit dem ausschließlichen Angehören zu Einem Stande völlig unverträglich ist; in einem Amte, dessen Geist durch jede Anwendung von Ambition entweiht und entheiligt wird, und welches er nie angenommen haben würde, wenn er noch einen Funken dieser, bey andern Ständen in vieler Beziehung lobenswürdigen, Gesinnung in seiner Seele gefühlt hätte; obgleich er sich darum von der Verpflichtung nicht frey spricht, in Uneigennützigkeit und Vaterlands-
 liebe mit den Edelsten der Vorwelt und Mitwelt zu wetteifern. Und das, denke ich, thun die Guten unter meinen nicht zum Standesadel gehbrigen Mitbrüdern Alle, und bilden dadurch in ihren Häusern die Pflanzschulen, aus welchen der ächte Adel sich immer ergänzen kann.

Möge der wahre Adel, der Stand der uneigennützigen, muthvollen Patrioten nie ausgehen! denn sein Untergang ist der Untergang alles bürgerlichen Wohls.

Cruse.

IV.

Nachricht von der Gesandtschaft des Kurfürsten Friedrich Wilhelm an den Zar Alexius Michalowitsch. Im Jahr 1656.

Die siegreichen Fortschritte des eroberungsfüchtigen Königs von Schweden, Karl Gustav, in Polen, und die Unmöglichkeit, seinem feindlichen Einfall in Ostpreussen allein zu widerstehen, bestimmten den Kurfürsten Friedrich Wilhelm im Jahr 1656 sich mit Schweden in ein Bündniß einzulassen.

Das vereinigte schwedische und brandenburgische Heer schlug die Polen nach einem dreytägigen Gefecht, vom 18ten bis 20sten Julius, bey Prag in die Flucht und eroberte Warschau. —

Die Polen hatten unterdessen den Zar Alexius Michalowitsch durch Hoffnung der Thronfolge zum Waffenstillstande bewogen, der dagegen, unwillig über die Eroberungen der Schweden in Litthauen, in dem ihnen unterworfenen Liefland vordrang. — Der Kurfürst mußte nun befürchten, daß sein Bündniß mit Schweden dem Zar missfallen und ihn zu Feindseligkeiten gegen Preussen reizen könnte. Er sandte daher den Freyherrn Jonas Kasimir von Eulenburg an ihn ab, um die Erneuerung des Freundschaftsbündnisses zu unterhandeln, welches

unter den beiderseitigen Vorfahren, nämlich dem Zar Basilius Iwanowitsch und dem Hohe-
meister, Markgrafen Albrecht, nachherigem
Herzog von Preussen, bestanden hatte. *)

Den 10ten July empfing der Gesandte seine
Instruktion, und seine Abordnung wurde dem Zar
durch einen Vorboten angemeldet. — Dem Ge-
sandten wurde vor allen Dingen zur Pflicht ge-
macht, des Kurfürsten und, in dessen Person, des
ganzen Kurfürstlichen Kollegii, Ansehen zu be-
haupten und darauf zu bestehen, daß bey dem
Einzuge, der Einholung zur Audienz, dem Hand-
fuß, der Nachfrage, den Erbietungen und Traf-
tamenten ihm gleiche Ehrenbezeugungen, als dem
Kaiserlichen oder andern Königlichem Abgesandten
erwiesen würden.

Da diese Vorschriften die Hofetikette damaliger
Zeit charakterisiren, so führe ich solche noch um-
ständlicher an.

Der Gesandte sollte sich bey der Abholung zur
Audienz durch die Zarischen Kommissarien, die
Oberstelle nicht nehmen lassen, indem er
des Kurfürsten Person repräsentire, die Kommiss-
sarien dagegen nur Abgeordnete ihres, an demselben
Orte gegenwärtigen, Herrn wären. Er soll dabey

*) Die ausführlichen Verhandlungen über dieses im Jahr 1517
(d. 10ten März) geschlossene Off- und Defensivbündniß wider
Sigismund I., König von Polen, sind erst kürzlich im hiesi-
gen Landesarchiv aus der Verborgenheit ans Licht gezogen
worden.

vorstellen, daß dieses auch an allen Kurfürstlichen Höfen gebräuchlich sey und durch das Gleichniß gerechtfertigt würde: daß, wo die Sonne leuchte, die Sterne ihren Glanz verlieren.

Er solle verlangen, daß der Zarische Kanzler den ganzen Titel des Kurfürsten wiederhole, und der Zar selbst, bey der Nachfrage nach der Gesundheit und Erbietung, sich von seinem Stuhl erhebe und, falls er nicht in völligem Ornat, mit der Krone auf dem Haupt sitze, dasselbe entblöße.

Es soll ihm vom Zar die bloße Hand zum Küssen dargereicht werden.

Während das Kreditiv erbrochen und vorgelesen wird, soll ihm zu sitzen und das Haupt zu decken erlaubt seyn. Würde deshalb Schwierigkeit gemacht, soll er versichern, daß die Kurfürstlichen Abgesandten selbst vor dem römischen Kaiser bey solennen Audienzen das Haupt zu decken pflegen.

Ehe er die ihm mitgegebenen Präsente öffentlich übergiebt, soll er bedingen, daß ihm Gegenpräsente an den Kurfürsten mitgegeben und künftig bey jeder Zarischen Gesandtschaft überschickt würden. Wenn man sich hiezu nicht verstehen wollte, soll er, wenn es ohne zu großen Anstoß geschehen kann, die Geschenke entweder an sich behalten oder doch nicht im Namen des Kurfürsten, sondern in seinem eignen, übergeben.

Bei den Konferenzen soll er die Oberhand

vor den Zariſchen abgeordneten Rätthen zu nehmen ſuchen, oder es doch ſo einrichten, daß Gleiches mit Gleichem aufgehe, und ſie an einer, er an der andern Seite der Tafel ihnen gegenüber ſitzen möge.

Er ſoll darauf ſehen, daß der Vertrag ſelbſt, nicht in Form eines Schutzbrieſes ausgefertigt, ſondern alle Bedingungen darin mit gleichen Formalitäten erwiedert, auch dem Kurfürſten der völlige Titel mit dem Zuſatz: und vieler andern Lande Herr und Herrſcher, gegeben werde.

Man habe zwar biſher vorgegeben, es ſey am ruffiſchen Hofe nicht gebräuchlich, daß der Zar irgend ein Schreiben an fremde Potentaten eigenhändig unterſchreibe; ſollte der Geſandte aber unter der Hand erfahren, daß der Zar entweder an den Kaiſer oder an Könige jemals eigenhändig unterſchrieben, ſoll er darauf beſtehen, daß ſolches jetzt ſowohl im Neutralitätsvertrage als im Rekreditiv ebenfalls geſchehe.

Sollte der Vertrag nur unter der Unterſchrift des Geſandten und der bevollmächtigten Zariſchen Rätthe ausgefertigt werden, ſoll er auch dieſes annehmen, aber über Ort und Zeit ſich vereinigen, da die Ratifikationen unter feyerlicher Kreuzfüßung und körperlicher Eidesleiſtung

von den beyderseitigen Kommissarien gegen einander ausgewechselt werden sollen.

Nach manchen Gefahren, Verzögerungen und beschwerlichen Umwegen, kam der Gesandte am 5ten September im russischen Lager vor Riga an. Er wurde nebst seinem Gefolge in ein großes schönes Zelt geführt, das mit einem Zaun von Strauch weitläufig umgeben war. Dabey befand sich eine Wache von etlichen Strelitzen, die zugleich zu verschiedenen Diensten bereit waren. Bald darauf kam der Pristaf Basilius Bogdanowitsch, nebst dem Dolmetscher, bewillkommte den Gesandten und bot seine Dienste an. Nachdem man ihm auf einige Fragen über die zum Gefolge des Gesandten gehdrigen Personen Antwort gegeben, erkundigte er sich: ob derselbe auch Geschenke vom Kurfürsten mitgebracht hätte, auch für seine Person und die Bornehmsten seiner Begleitung dem Zar Geschenke überreichen würde? Der Gesandte gab aber hierauf keine bestimmte Erklärung, sondern sagte: der Kurfürst hätte dem Zar schon zweymal Präsente geschickt, dieser aber noch nie. Der Pristaf erwiederte: Es wären noch keine große Gesandten an den Kurfürsten geschickt, sondern nur Boten, denen Geschenke mitzugeben nicht gebräuchlich sey. Der Zar würde aber ohne Zweifel auch eine große Gesandtschaft an den Kurfürsten schicken, und es dann an Präsente nicht mangeln.

Unterdessen wurden zur Beköstigung des Gesandten und seiner Begleitung folgende Lebensmittel überschickt:

- 4 grobe,
- 2 feine Brodte.
- 2 Flaschen mit Branntwein.
- 3 kleine Kannen mit frischem und altem Meth.
- 1 größere Kanne mit Branntwein.
- 1 große Kanne mit frischem Meth.
- 1 große Kanne mit Branntwein.
- 1 große Kanne mit Bier.
- 1 Fäßchen Meth.
- 1 Fäßchen Bier.
- 1 Sack mit getrocknetem Brodt oder Susharen.
- 4 Lämmer.
- 2 Gänse.
- 2 Rinder.

Diese Lieferung wurde in den folgenden Tagen nach den Bedürfnissen des Gesandten fortgesetzt, abwechselnd seine Tafel auch mit Wein und frischen Fischen versorgt.

Den 6ten September stellte der Pristaf sich zeitig wieder ein und wiederholte seine Erinnerungen wegen der Geschenke, damit er dem Zar hievon Nachricht geben könnte. Der Gesandte erklärte ihm nun, daß er nicht allein vom Kurfürsten Geschenke abzugeben, sondern auch in seinem und des

Kurfürstlichen Rathes und Obersekretärs Kalau Namen, darzubieten hätte. Es wurde ihm gesagt, daß der Gesandte eine vorläufige Unterredung mit den Zarischen Råthen wunsche, worauf er sich entfernte.

Nachmittags kam er wieder und verlangte ein Verzeichniß der Geschenke. Er bestand hierauf so dringend, daß man sie ihm benennen mußte, und er schrieb sie selbst auf. Die zum Geschenk bestimmten Pferde und Zeuge wurden ihm vorgezeigt, damit er sie umständlich beschreiben konnte.

An demselben Nachmittage kam der Zarische Kanzler Larion Demetrowitsch Lopuchin in Begleitung des Pristaf, eines Dolmetschers und Sekretärs zum Gesandten.

Ersterer setzte sich hinter, letzterer vor den Tisch. Ihre Unterredung betraf die dermaligen Verhältnisse des Kurfürsten mit Schweden und Polen (wobey der Gesandte besonders das Bündniß mit Schweden zu rechtfertigen suchte), und die Ursachen der gegenwärtigen Legation. Ueber diese erklärte der Gesandte, daß solche

1. in einer Erneuerung der seit vielen Jahren zwischen des Zars und Kurfürsten Vorfahren, auch ihnen selbst bisher bestandenen Freundschaft und guten Vernehmens,
2. in dem Wunsch des Kurfürsten, daß der Zar, bey Gelegenheit der jehigen Friedensunterhandlung mit Polen zu Wilda, sein

Ansehen zur Beschützung der unterdrückten evangelischen Religion in Polen anwenden mögte,

3. in dem Erbieten, einen gütlichen Vergleich zwischen dem Zar und dem Könige von Schweden zu vermitteln,

beständen.

Der Kanzler machte dem Gesandten Hoffnung, daß seine Anträge dem Zar angenehm seyn und von ihm bewilligt werden würden. Es ward ihm zum Abschiede Konfekt, Wein und Brantwein vorgesetzt. Ehe er ersteres berührte, machte er den Einwurf: ob Milch oder Eyer unter dem Zucker wäre? Der Gesandte versicherte daß Gegentheil. Der Kanzler genoß jedoch nur einige überzogene Mandeln, die ihm die wenigsten Gewissenszweifel verursachten. Der Gesandte trank ihm des Zars und dessen Prinzen Gesundheit zu, wornächst er seinen Abschied nahm.

Den 7ten September konnte wegen des anhaltenden Regenwetters die Abholung zur Audienz nicht erfolgen.

Den 8ten September hatte sich das Wetter gebessert; der Pristaf meldete an, daß der Zar Nachmittags die Audienz verstaten würde. — Nachmittags um 4 Uhr kam der Pristaf und meldete, daß der Stallmeister mit den Pferden bald nachfolgen würde. Unterdessen legte er in einem Nebenzelte ein anderes Kleid, roth seidene Strüm-

pfe und gelbe Schuhe an, setzte auch eine sehr bunte Mütze auf. Als inzwischen die Geschenke zur Hand genommen wurden und der Pristaf das Kleinod gewahr wurde, erschrak er und war nicht damit zufrieden, daß man ihm solches nicht gehdrig beschrieben habe. Er hätte nur von einem Edelstein berichtet und käme nun in Gefahr, da es anders beschaffen sey. Er schrieb deshalb sogleich einen Zettel an den Kastellan und benachrichtigte ihn vorläufig von der Beschaffenheit des Gesenkts.

Der Stallmeister überbrachte hierauf zwölf Pferde, wovon drey mit silbernem Zeuge und anderm Schmuck geziert waren. Der Pristaf ordnete den ganzen Aufzug nach seinem Gefallen, gab auch das Kleinod und die Uhr zweyen Russen zu tragen.

Voran ritten acht russische Edelleute, hinter ihnen acht Personen vom Gefolge des Gesandten. Dann folgte der russische Marschall, dann der Legationsmarschall. Hierauf folgten die Geschenke:

Vom Kurfürsten. Ein graues Roß mit einer roth sammetnen, langen und breiten, mit goldenen Quasten und Frangen bebrämten, Decke behangen.

Ein Kleinod von fünf großen Perlen, fünf großen Smaragden, mit vielen Rubinen und Diamanten besetzt, zum Schmuck auf eine Mütze oder Hut. Es war auf ein roth sammetnes mit

goldnen Frangen geziertes Rüssen geheftet. Ueber dieses war rother Lafft gebreitet, der von beyden Seiten tief herab hing.

Vom Gesandten. Ein grauer Wallach mit silbernem ganz vergoldetem Zaum, Vorder- und Hinterzeuge, nebst Sattel, Schabracke und Halftern von rothem Sammet, mit goldnen und silbernen Quasten und Frangen besetzt, auch ein Paar holländische Pistolen.

Vom Gesandtschaftsmarschall. Ein schwarzbrauner Hengst.

Vom Gesandtschaftssekretär Kalau. Eine sechseckige künstliche, schöne Repetiruhr mit zwey Glocken, in rothem Laffent, der von beyden Seiten herabhing, gehüllet.

Darauf folgte der Sekretär Kalau, dann der Hofjunker von Lesgewang, das Kreditiv in rothem Laffent tragend.

Der Gesandte stellte sich darauf dem Pristaf zur Rechten, dieser bestritt ihm aber die rechte Hand, versichernd, daß weder der Königlich dänische noch der Kaiserliche Legat diesen Rang erhalten hätten.

In dieser Ordnung ritt der Zug, ohne Degen und Gewehr (wie es gewöhnlich), fort. Am Eingange des Lagers war eine Straße von Strelitzen, 14 Fahnen stark, bis gegen das Zelt des Zars aufgestellt. Auf jeder Seite desselben standen etwa 24 Trabanten, auf einer Seite in blauem,

auf der andern in rothem Atlas gekleidet, Partisanen in den Händen haltend. Vor ihnen standen auf jeder Seite zwey Officiere in weiß atlasnen Röcken. Zwischen diesen auf halbem Wege kamen dem Gesandten drey russische Große entgegen, und führten ihn ein. Der Zar saß auf einem silbernen Stuhl, hatte einen Stab in der rechten Hand, woran ein Paternoster hing und eine kostbare gestickte Mütze, von Edelsteinen funkelnd, auf dem Haupt. Zur rechten Hand, im innern Zelt, standen zwey mit runden Beilen an langen silbernen Stielen, die Köpfe mit Mützen bedeckt; zur linken Seite saßen viele Bojaren, wohl geschmückt.

Nachdem der Gesandte in das Zelt getreten und dem Zar seine Verbeugung gemacht hatte, redete der Kastellan ihn an: daß er sein Gewerbe anbringen möge. Der Gesandte überreichte das Kreditiv, das der Zar ihm selbst abnahm, und brachte in seiner Anrede den vollständigen Titel des Zars und des Kurfürsten an, um den Gruß und die Freundschaftsversicherung von letzterm hinzuzufügen. Uebrigens bat er, um den Zar selbst mit seinem Anbringen nicht zu belästigen, einige vornehme Rätthe zu den Konferenzen darüber anzuordnen.

Diese Anrede wurde vom Zarischen Dolmetscher verdolmetscht. Der Zar fragte darauf selbst nach des Kurfürsten Gesundheit. Daß er sich hie-

bey vom Stuhl erhoben und die Mütze angerührt, wurde vom Pristaf und Dolmetscher außs höchste betheuert, war aber vom Gesandten und seinem Gefolge nicht gesehen worden. Demnächst fragte der Zar auch nach des Gesandten Gesundheit, und der Kanzler erlaubte ihm zum Handkuß zu treten. Nachdem dies geschehen, ließ der Kastellan einen Stuhl dem Zar gegenüber setzen, worauf der Gesandte, jedoch mit unbedecktem Haupt, sich niederließ. Dann meldete der Kanzler, daß der Zar auch den Marschall, Sekretär und die Hofjunker begnadige, nach ihrer Gesundheit frage und ihnen verstatte, ihm die Hand zu küssen, die der Kastellan beyhm Küssen hielt. Sodann verlaß derselbe, zurücktretend, das Verzeichniß der Geschenke, wie sie im Aufzuge getragen und geführt worden, welches sonst nicht gebräuchlich gewesen seyn soll, und, nach Versicherung des Pristafs, auß besonderer Gunst geschah. Endlich meldete der Kanzler, daß der Zar den Gesandten mit Speisen von seiner Tafel begnadige. Der Gesandte stand nun auf, bedankte sich, bat um Beförderung seiner Abfertigung, wünschte nochmals dem Zar gute Gesundheit und Glück zu seinen Unternehmungen. Sodann wurde noch das vom Kurfürsten geschenkte Kleinod und die vom Sekretär Kalau geschenkte Uhr dem Zar vorgezeigt, jedoch nur so, daß sie quer durchs Zelt getragen wurden. Der Gesandte trat nunmehr ab, und begab sich in Begleitung des

Pristafß und Stallmeisters wieder zu Pferde. Letzterer wurde mit zehn Dukaten beschenkt.

Abends kam ein Knäs, des Zars Stolnik, nebst dem Kellermeister mit vielen Dienern und Strelitzen, die Speisen und Getränke brachten. Die Speisen bestanden, weil es Freytag war, in Fischen, Hülsenfrüchten und Gebacknem. Die Tafel ward dreyimal besetzt. Die Menge der Gerichte konnte nicht gezählt werden; die Fische besonders waren sehr wohlschmeckend zubereitet. Sie wurden in silbernen, zum Theil vergoldeten Schüsseln aufgetragen, wovon einige so groß waren, daß sie bey nahe quer über die Tafel reichten. Das Getränke, ungarischer, spanischer, Rhein-Wein und Meth, befand sich in einer sehr großen silbernen Flasche, einer andern auch sehr großen Kanne und andern silbernen Geschirren. Die Trinkgeschirre waren vergoldete Pokale und weite flache Schalen. Der Knäs trank die Gesundheit des Zars und Zarewitsch, dann des Kurfürsten und dessen Erbprinzen. Er war ein junger Mann, sehr köstlich gekleidet, und nahm an der Tafel die Oberstelle ein, ungeachtet der Pristaf dem Gesandten versprochen hatte, ihn zur linken Hand zu setzen. Nach aufgehobner Tafel begab er sich bald fort, und wurde mit einem vergoldeten Pokal von 66 Schott beschenkt, wofür er aber nur wenig dankte. Der Kellermeister verblieb noch, und es wurde bis spät in die Nacht getrunken.

Lezterem und den Strelitzen, die das Essen getragen, wurden 15 Dukaten gegeben.

In den folgenden Tagen fanden einige Konferenzen statt, in denen über die oben angezeigten drey Gegenstände der gesandtschaftlichen Instruktion berathschlagt wurde. Die russischen Kommissarien machten dem Gesandten viele Einwürfe und Schwierigkeiten, indem sie die zwischen dem Kurfürsten und dem Könige von Schweden bestehenden Verhältnisse und die gesuchte Freundschaft des Zars unvereinbar fanden. Obgleich der Gesandte dem Zarischen Kanzler, dem Schwiegervater des Zars, dem Pristaf und Dollmetscher, auch andern vornehmen Bojaren, Geschenke machte, um sie für die Beförderung seines Geschäfts zu gewinnen; so wurden die Unterhandlungen doch vier Wochen lang aufgehalten. Unterdessen wurde der Gesandte und seine Leute gleich Gefangenen bewacht, und ihnen keine Gemeinschaft mit andern im Lager anwesenden Fremden verstattet. Nur heimlich konnte der zu gleicher Zeit im Lager befindliche Herzoglich kurländische Kanzler Briefe in das Zelt der Preussen werfen lassen, oder gegenseitig empfangen. Mehrere Personen des gesandtschaftlichen Gefolges wurden vom Einfluß der Nässe und Kälte gefährlich krank. —

Das endliche Resultat der Konferenzen (bey denen es in Ansehung des so ängstlich vorgeschriebenen Ceremoniels dem Gesandten in den wenig-

sten Fällen nach Wunsch ging — und die Oberstelle niemals zugestanden wurde) war die Bestätigung einer ewigen Freundschaft, indem der Zar für sich und seine Nachkommen den Kurfürsten und sein Land nie zu bekriegen oder dessen Feinden beizustehen gelobte, und dieses Versprechen (weil die Kreuzküssung nicht mehr gebräuchlich war) eigenhändig unterschrieb. Letzteres rühmte man als ein beyspielloses Glück, da der Zar nur bisweilen an den Patriarchen und die Zarin, aber nie an einen andern Potentaten eigenhändig zu unterschreiben pflege. — Dagegen mußte sich der Kurfürst auch zu gleichen Bedingungen verpflichten, und der Gesandte die darüber ausgestellten Reversales unterschreiben, auch beschwören.

Wegen Erhaltung der evangelischen Religion in Polen und Littauen ließ der Zar an seine Kommissarien nach Wilda schreiben, diesen Gegenstand bey der Friedensunterhandlung aufs beste wahrzunehmen.

Der Kurfürstlichen Titulatur wurden die Worte „dem Durchlauchtigsten“ zugesetzt; der beym Titel des Zars gebräuchliche Anhang: „und vieler andern Lande Herr und Herrscher“ wurde aber dem Kurfürsten verweigert.

Die Friedensvermittlung mit Schweden wurde vor der Hand abgelehnt, bis der König zuerst unmittelbar darum Ansuchung thun würde.

Den 4ten Oktober erfolgte die Abschiedsaudienz

mit ähnlichen Ceremonien als die erste. Der Zar überreichte dem Gesandten die Bestätigung des Freundschaftsbündnisses und das Refreditiv eigenhändig; ließ ihm den zu seiner Begleitung als Gesandter nach Preussen bestimmten Bojaren vorstellen; verstattete ihm, dem Marschall, Sekretär und den Hofjunkern den Handfuß, verhiess sie mit seiner Tafel zu begnadigen und aus seinem Schatz zu beschenken.

Nach der Entfernung aus dem Zelt eilte des Zars Schwiegervater, der alte Bojar Ilja Danielowitsch Miloslawski, dem Gesandten nach, und entschuldigte mit vielen höflichen Worten den langen Verzug durch andere überhäufte Geschäfte. —

Ben der Tafel waren die nämlichen Ceremonien und, da der Abschied ebenfalls auf einen Frentag traf, auch die nämlichen Gerichte, als das erstemal. Nach aufgehobener Tafel kam der Dolmetscher mit etlichen Kanzellisten und überbrachte die Geschenke.

Der Gesandte erhielt vier Zimmer Zobel, und wegen seines an den Zar geschenkten Pferdes noch zwey Zimmer.

Der Marschall ein Zimmer, und wegen seines an den Zar geschenkten Pferdes noch zwey Zimmer Zobel.

Der Sekretär drittehalb Zimmer.

Jeder der drey Hofjunker ein Paar Zobel.

Der Dolmetscher ein Paar.

Der Hofmeister ein Paar.

Der Reiseprediger ein Paar.

Der Kanzellist ein Paar.

Die sieben Volontärs, jeder ein Paar.

Der Apotheker ein Paar.

Der Barbier ein Paar.

Unter die übrigen Leute zu vertheilen zwey und vierzig Paar.

Der Stolnik, Dolmetscher und die übrigen Bedienten des Zars empfangen Gegengeschenke, in silbernen Bechern und Geld bestehend.

Den folgenden Tag schickte sich der Gesandte früh zum Aufbruch an, und hatte bereits den größten Theil seiner Sachen an die Duna bringen lassen, als ihm noch ein Besuch des Kanzlers und Bojaren Lukianowitsch angemeldet wurde. — Nachdem alle überflüssigen Zeugen abgetreten waren, eröffneten sie dem Gesandten, daß der Zar, um dem weitem Blutvergießen Einhalt zu thun, geneigt wäre, die Vermittelung des Kurfürsten zu einem billigen Frieden mit Schweden anzunehmen und unterdessen einen baldigen Waffenstillstand einzugehen. Von Eulenburg versprach, den Kurfürsten aufs Schnelligste hievon zu benachrichtigen. —

Nachdem er sich hierauf selbst an die Duna begeben hatte, folgte ihm noch der Boywode von Druy, Nasakin, der mit einer Armee daselbst

stand, nach, und machte im Namen des Zars den Antrag, daß der Gesandte sogleich wegen Anknüpfung der Waffenstillstandsunterhandlungen an den schwedischen Generalgouverneur von Liefland, Grafen Magnus Gabriel de la Gardie, schreiben möchte.

Es wurde also sogleich im Felde ein Brief an den Grafen abgefaßt, mit dem Rasafin sehr zufrieden war und eine russische Abschrift davon für den Zar nahm. Der Brief wurde sogleich durch den Hofjunker von Lesgewang an den Grafen nach Riga überbracht.

Nach dreien Tagen kam von Lesgewang aus Riga und aus dem russischen Lager nach Mitau, und überbrachte dem Gesandten eine Abschrift der Antwort des Grafen de la Gardie (deren Original man im russischen Lager behalten hatte), worin derselbe sich mit der angebotenen Vermittelung zufrieden und zu billigen Stillstandsbedingungen bereit erklärte. Auf sein Verlangen entwarf von Eulenburg einige Punkte zu einem Waffenstillstande, und schickte solche, nebst einem Schreiben an den Grafen, und eine russische Uebersetzung durch den von Lesgewang in das Lager des Zars.

So war zwar auch der dritte Punkt des dem Gesandten mitgegebenen Auftrages zur Einleitung gediehen, hatte aber damals keinen weitem Erfolg. — Bald darauf hob jedoch der Zar die

Belagerung von Riga, nachdem er sechs Wochen vergeblich vor dieser Stadt zugebracht hatte, auf.

Faber.

V.

Vom Unterschied zwischen der neuern Bühne und den theatralischen Vorstellungen der Alten.

Ob das Wesen der Tragödie und das Entgegengesetzte des Komischen aus den beyden Hauptzügen des menschlichen Charakters, Ernst und Scherz, *) sich herleiten lasse; oder ob die Ilias das Vorbild der erstern und die Odyssee Veranlassung der Komödie war, oder gar zur letztern und zum Satyrspiel der Margites des Homeros; beyde Meinungen sind, ungeachtet ihrer scheinbaren Verschiedenheit, eigentlich nur Eine, und diese eine Meinung hat weiter keinen Grund, als die alte Erfahrung, daß die Menschen zu Homeros Zeiten gelacht und geweint haben, wie bis auf den heu-

*) Jenisch vergleicht die Tragödie mit der Epopöe, und erklärt die Entstehung des Lustspiels aus dem Kontrast. Weinen und Lachen sind ihm zu beyden Kunstformen die ursprünglichsten Affekte. Den Chor in der Komödie der Alten nennt er eine Parodie des tragischen Chors. Die scherzhafte Willkühr mußte demnach mit dem Schicksal der Tragödie nothwendig auch kontrastiren.

tigen Tag. Die alte ewige Behauptung also, daß der Ernst die Tragödie begründe (siehe Bendavid's Geschmacklehre), ist dieselbe, als sey ihre Erzeugerin die Iliad gewesen; denn ist die Iliad nicht das Ernsthafteste des Alterthums? Und das in der Tragödie allwaltende Schicksal, diese dunkle Gewalt über alles menschliche Thun und Treiben, ist es im Epos unwirksamer und weniger gebietend? Eben so nun giebt der Scherz die Regel für das Komische an, und es herrscht in der Komödie, als Gegensatz der Tragödie, statt des ernstesten Schicksals eine gewisse unbeständige Willkühr. Das Schicksal überrascht durch seinen unvorhergesehenen, eisernen, unlenkbaren Willen, und ist um desto erschütternder, als es alle unsre schönen Hoffnungen und Wünsche zertrümmert und wie ein plötzlicher Wetterstral aus heiterm Himmel die hohe Glücksfreude in das furchtbarste Leiden verwandelt; die unbeständige Willkühr des Lustspiels giebt gleichfalls allem Gewöhnlichen die Wendung des Unerwarteten — (wir lachen nur über das am herzlichsten, worauf wir am wenigsten vorbereitet waren) und wird dadurch unterhaltend. Man nehme dem Trauerspiel das Schicksal, dem Lustspiel die scherzhafte Willkühr, und beyde hören auf, ein Gegenstand der schönen Kunst zu seyn. So unverändert nun und ewig das Gefühl von Ernst und Scherz geblieben, so unverändert muß sich auch das Wesen des Tragischen und Romi-

schen ewig erhalten bey der Voraussetzung, daß der ächte Geschmack nicht sinke und durch die Trivolität der Sitten das Feyerlichste nicht herabgewürdigt werde zum Zeitungsspäßchen, und das Erhabenste unserer Natur nicht zum Triumphgelächter des Unsinnß.

Dennoch blieb der Kunstsinne und das Wohlgefallen am Schönen nicht ohne alle Abänderung. Neuere, scharfsinnige Kritiker glauben den Unterschied zwischen dem Geschmack der Neuern und Alten dahin bestimmen zu können, daß dieser sich mehr zum Pittoresken neige, jener, seiner Eigenthümlichkeit nach, plastisch genannt werden müsse. Wahr ist's nun freylich, daß die Kunstwerke der Alten alle in bestimmter Form, scharf gezeichnet und im vollendetsten Ebenmaasse hervortreten, vom kleinsten anakreontischen Idyllion an bis zum ausgedehntesten Epos, der Ilias, und daß oft die Anaglyphe auf dem kleinsten Onyx mit eben soviel Vollendung dastehe, als die ausgearbeiteste Götterstatue; wahr ist's, daß die Neuern aus Mangel an plastischen Kunstwerken, und die Nordeuropäer am meisten aus Mangel an festen Steinarten für Kunstwerke — der nordische Marmor ist bekanntlich für die Bearbeitung zu brüchig und bröckelnd, und seiner Farbe nach auch zu dunkel und schmutzig — ihr Auge weniger für Gestaltbarkeit oder Statuenbestimmtheit übten, als für Malerey, und dadurch sich mehr Geschmack

für das Flächliche (nicht eben geradezu Fläche), d. h. mehr für Sinnentäuschung als Sinnenwahrheit, aneigneten. Allein, bey genauerer Erörterung scheint es doch fast, als habe man das Zufällige mit dem Wesentlichen hier verwechselt und dasjenige als charakteristische Auszeichnung unserer Zeitgeschmackes angenommen, was — zufällig oder errungen! — nur bloß ein gelegentlicher Vorzug unsrer Zeiten war. Die Alten waren weniger Maler als Bildhauer, daher waren selbst ihre Gemälde plastisch; die Neuern sind weniger Bildhauer als Maler, darum sind ihre Statuen, unter Verletzung jener regelmäßigen ruhigen Göttergröße, als Haupterforderniß der Plastik, mit gar zu mimischen Ausdruck und zu ähnlicher Lebenstäuschung, oder, mit andern Worten, zu lebendig und malerisch hingestellt. Doch sind nicht beyde Darstellungsarten Eine Kunst, die Kunst der Nachahmung? Und heben sich nicht beyde Kunstverirrungen der Zeitalter gegen einander auf? — Die Alten zeichneten — wie noch die vorhandenen Kunstwerke auszeigen — als sollten ihre Gemälde Reliefs vorstellen; die Neuern sind auch als Bildhauer zu sehr Maler. Dieser Unterschied ist selbst in den Dichterwerken sichtbar: wir stellen zuviel Gemälde auf, jene zuviel starre Unbeweglichkeit, als hätte der Meißel sie geschaffen. Nur ist weder das eine, noch das andre, ein Merkmal der Geschmackseigenthümlichkeit eines Zeital-

ters (denn die Kunst der Alten blieb ewig ein Gegenstand des Wohlgefallens und der Bewunderung, auch noch heute), sondern ein Spiel des Zufalls, klimatischer Beschränkung, sittlicher Modifikation des Schönen. Der Geschmack blieb unverändert, die Kunst sich gleich in ihrer Vollendung und ihrer Verirrung. Fast könnte man daraus auf die Unwandelbarkeit des wahren Geschmacks schließen, und durch diesen Schluß sie beweisen.

Ob die Bildung der Neuern sich durch den Hang zum Romantischen auszeichne, und unleidenschaftliche Ruhe ein Vorzug der Alten sey? auch das steht in Zweifel. Odyseus ist doch ein wahrer Robinson unsrer Zeit, und Pindars Hymnen und Archilochos Jamben und des Aristophanes beißender Wit, sind diese leidenschaftlos? Waren überhaupt die Griechen kalte Menschen, ich frage, die Griechen? Gab es einen kühnern Rittergeist, als den der Spartaner? Hang zur Romantik war ja allen gebildeten Völkern von jeher eigen, und selbst die Ausartung derselben, Abentheuerlichkeit. Die Neuern sind also nicht vorzugsweise Romantiker.

Eben so wenig passend auf unsre Zeiten ist die Bezeichnung der Sentimentalität. Sich dem Spiel zufälliger Stimmungen hingeben, das that, so lange die Welt steht, jeder Wüfling; allein darum ist noch nicht ein ganzes Zeitalter mit diesem Merkmal zu belegen. Göthe schuf einen

Werther; doch wer dürfte deswegen unser Jahrhundert das werthersche nennen? Und ist nicht Euripides, wenn man ihn streng beurtheilt, im höchsten Grade sentimental? man könnte, stellweise, zu seinem Nachtheil sagen, bis zur Weinerlichkeit. — Nach den vorhandenen Fragmenten auf den erlittenen Verlust zu urtheilen, waren die Alten nicht arm an sentimentalen Werken, doch sie gingen verloren. Natürlich! das Individuelle altert leicht und gewährt nur so lange Vergnügen, als noch das Individuum etwa interessirt; und Sentimentalität ist ja ohnehin die individuellste Schönheit, und nichts kann vergänglicher seyn, als eine solche. Nach veränderten Sitten — und sollte die Buchdruckerkunst einmal aufhören, schreibt nach hundert Jahren gewiß keiner mehr den schwärmerischen Werther ab, wohl aber noch den ewig komischen Don Quixot und Siegfried von Lindenberg. D. Jenisch: „über die Meisterwerke der griechischen Poesie &c.“ war der Erfinder dieser ästhetischen Charakteristik unsers Zeitalters, ihm folgte A. W. Schlegel in seinem Werke über Dramaturgie. Die eigene weichliche Stimmung verleitete den ersten zu diesem Irrthumsschluß; den zweyten die verführerische Ueberredungsgabe des ersten und seine Schriftstellerautorität. Es giebt aber, in Rücksicht des Geschmacks, zwischen uns und den Alten durchaus gar keinen Unterschied. Der wahre Kunstgeschmack ist unverän-

derlich. Horaz ist noch immer schön, und Klopstock wird ewig der Erhabene genannt werden, so wie Homeros und Ariosto. Abänderung des Außern, des Zufälligen, ist noch nicht wesentliche Veränderung; das Modekleid noch nicht Physiognomie des Charakters.

Das prachtvolle Theater der Alten und die dunkle Schauspielscheune der Neuern, welch' eine Verschiedenheit! Und doch nur dem Außern nach. Bey aller scheinbaren, innern Veränderung blieb doch die Kunst der Alten das ideale Vorbild der Neuern. Aufmerksame Berücksichtigung ihrer äußern Abweichungen von einander wird jedem, der das Selbstdenken liebt, die Parallele und das Resultat ihrer wechselseitigen innern Verwandtschaft erleichtern. Vergleichen führen zur Wahrheit. *)

Das Beginnen der theatralischen Kunst war sehr kärglich und herabwürdigend. Die ganze Dekoration bestand aus einigen abgehauenen und in die Erde gesteckten Bäumen, auch wohl aus Laubhütten nach jüdischer Art. Die Schauspieler waren lustige Winzer. Ihre Masken — Weinhefen. Ihre Kunst — gemeine Nachäffung und lächerliche Verunstaltung. Und wie war die Art ihrer Unterhaltung? — Gemeine Anspielung mit niedrigen

*) Das aufgefundenene Theater in Herkulanum hat uns erst den Vitruv recht verständlich gemacht. Die zu Portici sind klein und unbedeutend und geben nur wenig Aufschluß,

Zweydeutigkeiten, zur Belustigung der Menge, aufgestuzt. Und die Gesten? Deutlicher als bloß zweydeutig. Wir würden diese Darstellungen Burlesken genannt haben. Auch würdigten die Alten diese Possen nicht viel mehr, und nannten die Schauspieler jener Zeit Hypokriten, Nachäffer, Frauzenzerrer.

Thespis hob schon die Kunst um etwas höher, und zwar bis auf den Karren, mit dem er von Ort zu Ort fuhr, um seiner Virtuosität eine kleine Beysteuer zu verschaffen, grade wie es, zur Schande der Kunst, noch zu unsrer Zeit herumziehende Schauspielertruppen giebt. Sufarion war der eigentliche Stifter der höhern Schauspielkunst.

Es entstanden hölzerne Theatergerüste. Pratinas gab eine seiner Tragödien; die Brettersitze stürzten zusammen, und viele Zuschauer kamen dabey ums Leben. Von nun an baute man stehende Theater, und zwar auf die Dauer, von Stein und mitunter sogar von Marmor.

Mit der Kunst stieg die Achtung derselben, so wie sie jetzt mit ihr allmählig fiel. Dem Bacchos und der Aphrodite waren die Theater durchgängig geheiligt. Bey jedesmaliger Eröffnung derselben wurde ein Opfer gehalten; eine Magistratsperson hatte die Berrichtung. In der Mitte des Schauplatzes stand ein Altar. Alte Mythen waren der Gegenstand der Darstellungen; die Göt-

ter wurden darin als mitwirkend aufgeführt. Ueberall herrschte eine feyerliche Stille. Das Theater war gleichsam ein Tempel. Jede Darstellung war eine Beywohnung des Götterdienstes, eine religiöse Feyerlichkeit; die Störung desselben *) Religionsverbrechen. Selbst die Hymnen des Chors glichen unserm jetzigen Kirchengesang, der seinen Ursprung einzig aus dem Alterthum ableitet.

Daher kommt's, daß unsre Kirchenväter, außer der Hauptstelle im Vitruv, die einzigen zuverlässigen Quellen über das Theater der Alten sind. Denn sie waren es, die noch das Theater in seinem vollen Glanze sahen und dagegen eiferten, weil jene mythologischen Darstellungen dem Götzendienst so viel Vorschub thaten und es ihrem Zweck zuwider war, irgend etwas Heidnisches aufkommen zu lassen. Ihr Eifern war also nicht ohne Nutzen für den Forscher des Alterthums.

Wohl aber ohne Nutzen für jeden oberflächlichen Schwätzer und Vielschreiber unsrer Zeit. Geht doch die Religionscheue bereits so weit, daß man kaum einen Kirchenvater mehr nennen darf, ohne sich den Beynamen eines Pedanten zuzuziehen, als ob unter den Kirchenvätern es nicht wahre Gelehrte gegeben hätte. O heilige Einfalt!

*) Demosthenes erhielt, als Choregos, eine schimpfliche Mißhandlung, alias Ohrfeige, öffentlich von einem seiner Feinde, und klagte darüber als über eine gottesdienstliche Entweihung.

Mit frommer Wuth stürzten, wie alle Eiferer, blind vor Zorn und schonungslos aus falscher Ansicht, auch unsre Kirchenväter auf das Theater los, als ob sie die Ehre ihres Glaubens dadurch retten wollten, und als sey das Theater noch das letzte auszurottende heidnische Ueberbleibsel. Tertullian (libro de spectaculis) behauptete: der Teufel habe die Schauspieler auf Kothurnen gestellt — denn niemand dürfe seiner Länge um eine Elle Zuwachs geben — damit er den christlichen Glaubensstifter zum Lügner mache. Welch' eine Behauptung! Lactantius (libr. 6. c. 20.) verdammt gar das ganze Theaterwesen sammt allen Tragödien und Komödien; die Komödien, weil sie die Entehrung der Jungfrauen und die Liebschaften der Buhldirnen darstellten, und da am beredtesten wären, und sich in der Fülle der Diktion mit einschmeichelndem Wohl laut süßtönender Verse dem Gedächtnisse zum Verderben der Zuhörer einimpften, wo eitel schlüpfrige Begierden geschildert würden, — die Tragödien, weil sie Vaternord, Incest und alle Arten von Kothurnfreveln dem Auge der Unschuld bloßstellten. Und die unkeuschen Gesten der Histrionen, wozu munterten sie anders auf, als zur Wollust? — Nicht weniger stürmt der heilige Chrysostomus über alle Theaterfreuden, mit seinem strafenden Blickstrahl, in zorniger Aufwallung her. (Homil. 69. in Mathaei c. 21. et Homil. 62. ad Populum Antioch.

Et Homil. in Psalm. 50.) Ja, man ließ sich allgemein in den Priesteranstalten und Mönchsschulen die gänzliche Ausrottung der Komiker angelegen seyn. Darum gingen denn nun auch die meisten verloren. Nur Aristophanes schlüpfte noch so ziemlich glücklich durch, wahrscheinlich wegen seines Gespöttes über die Tragödiendichter seiner Zeit und über die Götter selbst, denn diese waren den Kirchenvätern der eigentliche Stachel des Hasses. Chrysostomus hatte den Aristophanes so lieb, daß er ihn immer unter sein Kopfkissen legte; und diesem Zufall sind wir einzig die Erhaltung derjenigen Komödien schuldig, die noch bis auf uns gekommen sind.

Nicht alle Kirchenväter ließen Dichterverfolgungen über die alten Klassiker ergehen. Auch Lactantius, dieser gebildete (leider giebt es jetzt nur meistentheils verbildete!) und wahre Gelehrte redete den Tragikern ohne Furcht das Wort, und schätzte unter allen den Euripides vorzüglich. Clemens von Alexandrien, Justin der Märtyrer, Athenagoras, Tatian, Eusebius und mehrere andere erhoben laut das Lob der tragischen Dichter. Und selbst der Apostel Paulus führt einen Vers aus der Thais des Menanders an, 1. Kor. 15, 33: *Ὁ δειρσιω ἦδη χρῆσθ' ὁμιλίαι κακῆς* — „verderblich ist der Tugend, arges Schwatzen.“

Auch das Theater der Neuern, als, nach langem Stillstand, das Theater überhaupt wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen wurde, hatte

anfangs einen religiösen Anstrich. Die moralischen Mysterien waren nichts weiter als tragische Darstellungen aus der christlichen Leidensgeschichte, mitunter auch wohl aus dem alten Testament; und es konnte nicht fehlen, daß bey so unbehüllicher Behandlungsart das Tragische meistentheils ins Komische fiel. — — — — —

— — — — — u. dgl., das alles mußte nothwendig, mit der Verfeinerung des Geschmacks, ein Uergerniß geben, und man wählte nach und nach einen weltlichern und schicklichern Stoff zu den Volksbelustigungen. Nur der Teufel spielte noch lange eine Hauptrolle und scheint sie noch selbst in den neuesten Zeiten zu spielen, denn sind unsre modernen, fast unerläßlichen Bösewichter in der Tragödie nicht eigentlich noch immer die alten Teufel, und unsre Dichter, wie unsre Kunst- und Professionbreccensenten, scheinen sie nicht recht eigentlich und zwar tausendfältig von faselnden Dämonen besessen zu seyn? Die Kunstexorcisten beschäftigten sich damals lange mit der Austreibung der Teufel von der Bühne, und nun sind alle insgesamt hineingefahren in eine einzige cynisch-feiste oder idealisch = sinnliche, vielsudelnde, Kaste von Schmutzkritikern, die mit der Feder stöhnen, und doch eigentlich stumm sind, und dabey — im Wahnsinn — den wahren literarischen Ton anzugeben glauben!

(Die Fortsetzung folgt.)

Wroße.

VI. T h e a t e r.

St. Petersburger Bühnen.

Nach siebenwöchentlicher Pause, während welcher wir, der großen Fasten wegen, kein Schauspiel, aber wohl der Konzerte die Menge hatten, *) wurde in der Osterwoche das deutsche Theater zuerst wieder eröffnet, und dazu war die jetzige Lieblingsoper, „Cendrillon, oder Prinzessin Aschenbrödel,“ bestimmt, hier mit der vortrefflichen Musik des Herrn Kapellmeisters Steibelt. Herr Dr. Schmieder hat in der That der deutschen Bühne mit dieser seiner Bearbeitung ein sehr angenehmes, der Kasse äußerst willkommenes und dem Publikum viel Vergnügen gewährendes Geschenk gemacht. Schon ist sie fünf- bis sechsmal gegeben, und noch immer bemühen sich viele vergebens um einen Platz auf den Lehnstühlen und in den Logen; schon von früh sechs Uhr an wird am Tage der Vorstellung das Komptoir, wo die Billets ausgegeben werden, belagert, und auf die Eröffnung der Kasse harret man schon mehrere Stunden vorher. Unstreitig aber gewährt diese Vorstellung eine sehr abwech-

*) Unter diesen waren, außer den für die Musiker-Wittwenkasse gewöhnlichen zwei Fastenatorien, deren eine jedes Jahr Haydns Schöpfung ist, bald mit russischem, bald mit französischem (diesmal mit deutschem) Text, zur großen Auszeichnung der Demoiselle Brückl und der Herren Zeibig und Fischer, die zwei Kombergischen, das Steibelsche und das Möfersche, die einträglichsten, sammtlich im Saale der philarmonischen Gesellschaft; besonders war das letztere mit seinem wohlraffinirten Reichthume und der Deklamation (hier noch etwas nicht so Verbrauchtes) des Schillerschen Monologs aus der Jungfrau von Orleans, nebst dem ersten Kombergischen, das volgedrängteste.

selnde, reiche Unterhaltung. Lieblichkeit der Musik, — Unmuth der Tänzer — Interesse der Handlung und des Dialogs — Pracht der Kleidungen und Reiz der Verwandlungen, — sind mit einander in stetem Wettkampfe, um Geist und Sinne zu beschäftigen und zu vergnügen. Daher die einstimmige vortheilhafte Meinung, welche die deutsche Darstellung dieser Oper über die französische hinaussetzt, und der fortdauernde Zulauf. — Mad. Gebhard, die glückliche Darstellerin der deutschen Cendrillon (auf der hiesigen französischen Bühne ist es die allbeliebte, jetzt aber leider seit einiger Zeit durch Kränklichkeit uns geraubte, Mad. Philis Andrieux), hatte die zweyte Vorstellung dieser Oper zu ihrem Benefiz, und sie soll ihr, außer dem gewöhnlichen Präsente des Monarchen, gegen 4000 Rubel getragen haben. Ueberhaupt hat die Oper schon drey Benefize erlebt; das erste hatte Mad. Philis durch die erste Vorstellung auf dem französischen, großen Theater, das zweyte der Kompositeur eben daselbst, Mad. Gebhard das dritte, und nun fehlt nur noch die wohlverdiente für die so gut gerathene Verpflanzung auf den deutschen Boden.

Das russische Theater begann am Montage nach Ostern, nachdem die gewöhnlichen, dies Jahr mit einer seltenen, die ganze Woche anhaltenden schönen Bitterung begünstigten Volkslustbarkeiten bey den Schaukeln, mit dem Sonntage Abend geendigt waren, seine Vorstellungen im sogenannten Kleinen Theater; (das steinerne wurde bekanntlich in der Neujahrnacht ein Raub der Flammen, — von dessen Wiederaufbau bis hiezu noch nichts bekannt geworden ist) und die französische Bühne den Tag darauf die ihrigen mit Spontini's Meisterwerke: Die Bestalin; Oper. Auch die Benefize ha-

ben wieder ihren Anfang genommen. Aber sie lieferten, wenigstens auf dem deutschen Theater, nichts, was wir nicht schon gehabt hätten; wohl aber gab Herr Fleuriot in dem Französischen das Etiennische, acht moralische Lustspiel, les deux gendres, und zu diesem eine langweilige possenhafte Parodie auf Cendrillon: la chatte merveilleuse, die aber von dem deutschen Publikum wohl schwerlich goutirt werden dürfte. — Man spricht von einer neuen italienischen Oper, die durch H. Cavoß engagirt werden soll.

Ueber alles dieses künftig etwas Mehreres und Ausführlicheres.

M. U.

Theaternotizen aus Riga und Mitau.

R i g a.

— — Von dem hiesigen Theater läßt sich wenig melden, und noch weniger über dasselbe sagen. Wo keine Kunst ist, da ist auch keine Kritik. Also mögen Sie für diesmal mit ein paar magern Notizen vorlieb nehmen.

Außer einigen Kleinigkeiten ist wenig Neues, und darunter nur eine Oper, das Singspiel am Fenster, an die Reihe gekommen. Das schon veraltete Lärm- und Spektakelstück der Madame Weißenthurn, die Bestürmung von Smolensk, war hier gleichfalls noch was Neues, und gefiel wohl des darin getriebenen Unfugs wegen am meisten. Dichterischen Werth hat es so wenig, daß es eigentlich nie zur Vorstellung kommen sollte. Bianca von Loredó, von besserem Gehalt, dankte jedoch eben so das Glück, das es hier machte, hauptsächlich den drey

Pferden, die darin debutirten. Ueberhaupt sucht jetzt die Direktion durch äußere Pracht und Aufwand in Kleidungen und Dekorationen das zu ersetzen, was der Darstellung an innerem Gehalt abgeht — um wenigstens das Auge zu blenden, wo die Täuschung durch Kunst nicht zu erreichen ist. Das Personal ist zwar größer, aber dadurch im Ganzen nicht besser geworden. Von den neuen Akquisitionen, die eine Ausbeute der beyden lezten Reisen des Direktors sind, nenne ich Ihnen — außer Herrn Werther, den wir um einige Jahre älter wieder sahen, — einen Herrn Frank nebst Frau, aus Lemsal, von einer dortigen wandernden Truppe; ferner: Demoiselle Toscani, aus Mitau. Ungeachtet sie auf weibliche Hauptparthieen in der Oper durchweg keinen Anspruch machen kann, so wird sie doch hier zu sehr in Schatten gestellt. Bey ihrem ersten Auftritt, als Leonore im Doktor und Apotheker, gefiel sie ungemein, und ihre Stimme wird man immer lieber hören, als das Gefreisch mancher andern, die, ohne alle Stimme, hier zur Sängerin gestempelt wird. An einer zweenen Sängerin in der Oper fehlt es mithin immer noch, da Dem. Toscani — der Himmel weiß, aus welcherley Rücksichten — fast gar nicht im Gebrauch ist. Mad. Egré, gleichfalls aus Mitau, ist bis jetzt noch nicht aufgetreten, weil ihr Engagement erst später beginnt. Aus früherer Zeit kennt man sie hier doch schon als eine gewandte und brauchbare Schauspielerin. In jedem Fall wird mehr als ein Fach durch sie besser ausgefüllt werden, als es bisher geschehen konnte.

Von den neuesten hiesigen Vorstellungen, die in die Rubrik der bloßen Augenweide gehören, ist noch Wallensteins Lager zu erwähnen. Wenn

auch das lebendige Gemälde des Kriegerlebens, das der Dichter darin lieferte, rein verloren ging, und statt dessen hie und da nur einzelne Figuren matt hervortraten; so war das Ganze dennoch kraus und bunt genug, um nicht den Beyfall der Menge zu erhalten. In dieselbe Kategorie gehört auch das Schillersche Trauerspiel: die Berschwörung des Fiesko, das eine lange Reihe von Jahren geruht hatte, weil es nicht gehörig und würdig genug besetzt werden konnte. Von dieser Wiederbesetzung würde Referent ganz geschwiegen haben, wenn nicht Herr Porsch, als alter Doge, eine ehrenvolle Erwähnung verdiente. Ueber das Ganze aber zieht er den Vorhang — der bey dieser Besetzung des Stücks nicht einmal — geschweige denn fünfmal hinter einander — hätte gelüftet werden sollen.

— nn.

M i t a u.

Was vorauszusehen war, ist jetzt erfolgt — und der Versuch, in Kurland ein Theater zu gründen, gescheitert. Der Schwierigkeiten nicht zu gedenken, die einem solchen Unternehmen hier nie einen prospicirlichen Ausgang versprachen, fiel dieses noch dazu in eine Zeit, die allen Unternehmungen der Art nichts weniger als günstig war. Dennoch hat es sich, ohne fremde Unterstützung, fast zwey Jahre hindurch erhalten: ein Umstand, der durchaus für den Direktor spricht, dem überhaupt jeder Sachverständige und Unparthenische das Zeugniß nicht versagen wird, daß er keine Mühe und keinen ihm möglichen Aufwand scheute, sein Institut immer mehr empor zu bringen. Zwar

hätte es sich wohl noch eine Zeitlang erhalten können, und der bevorstehende Johannisttermin ließ wenigstens einen Ersatz für die bedeutenden Lücken hoffen, welche der Frühling in die Theaterkasse gebracht; aber bey der kleinen Zahl Theaterfreunde hier und in Libau, war die jekige, vielleicht durch Kabale nur um einige Monate früher herbegeführte, Katastrophe immer nicht zu vermeiden. Der Teufelstein, ein Seitenstück zur Donaunympe, und zwar die zweyte Vorstellung dieser Spektakeloper — war die letzte Vorstellung überhaupt. Kurz vorher sahen wir auch noch den dritten Theil vom Donauweibchen, das so vorzüglich als man nur erwarten konnte, und vielleicht mit mehr Lebendigkeit und Präcision als auf mancher größeren Bühne gegeben wurde. Jetzt hat sich die Gesellschaft bereits zerstreut. Fünf neuverschriebene Subjekte, die aus dem Auslande erwartet wurden und jetzt auf der Herreise begriffen sind, haben bey dem Theater in Reval sogleich Engagement gefunden, wohin auch Mad. Wagner, eine sehr brave und vortheilhaft ausgebildete Schauspielerin, gegangen ist. Herr Arresto selbst wird, wie es heißt, nach Wien gehen, wohin er schon früher einen Ruf gehabt. Gewiß ist es, daß er die Achtung der Gebildeten im Publikum, die ihn und sein Talent zu schätzen wußten, wie aller, welche Geistesbildung und Kenntnisse überhaupt zu würdigen verstehen, mit sich nimmt.

K e v a l e r B ü h n e .

Jesus Sirach spricht: „Der Weise lächelt, der Narr lacht.“ — Von der Wahrheit dieses Satzes kann man sich nirgends häufiger, als im Theater überzeugen. Das neue Sonntagskind lieferte hier einen Beleg dazu, und der schallende Beyfall, den diese Burleske erhielt, läßt sich nur aus dem Sirach erklären. Die Kritik enthält sich billig alles Urtheils über diese Vorstellung. Sie war für den großen Haufen. Auf diesen Rücksicht nehmen, heißt aber wohl nicht: „das Publikum bilden,“ was doch gewissermaßen der Zweck des Schauspiels ist.

Am 10ten März: Die Spieler, Schauspiel von Jffland, dessen Ankündigung uns nach langer Zeit wieder einmal einen genussreichen Abend versprach; aber schon die Affiche riß uns aus dieser angenehmen Erwartung. Welch eine Vertheilung der Rollen?! — Es ist nicht möglich auch nur entfernt zu glauben, daß so etwas vorsätzlich geschehen konnte! Nur der Unverstand kann einem Herrn Neuhaus, der selbst so vernünftig war, seine Nichtigkeit zu fühlen, und dieserwegen mit dem Hausmeister in den Schwestern von Prag debütierte, den biedern edlen Lieutenant Stern, diesen, wir mögten behaupten Unglücksstern zutheilen. — Warum bekam Herr Ohmann d. ält., der sich in diesem Fache auszeichnet, nicht die Rolle? Warum Herr Wirsing nicht den Posert? Herr Korop den Posert!!! — Ohe jam satis! — Der Minister muß mit Blindheit geschlagen seyn, wenn er nicht einsehen soll, daß dieser Posert unmöglich ein falscher Spieler seyn kann. Er verstand ja nicht einmal die Karten in die Hände zu nehmen.

Doch Herr Büchner war ja Kriegsminister, und der sah nichts als — seine glänzende Uniform. Herr Zimmermann schilderte die Leidenschaft des Spielers mit allen ihren Gradationen, bis auf einige Nuancen, meisterhaft. Auch Mad. Hoffmann verdankten wir manche schöne Scene. Vorzüglich gelang ihr die, wo sie von dem redlichen Bedienten sein kleines kümmerlich erworbenes Kapital entgegen nimmt. Sie zeigte ein tiefgefränktes Gemüth, und nur von der herzlichgemeinten Gutmüthigkeit des treuen Dieners überwältigt, empfing sie die edle Gabe desselben mit dankbarer Resignation. — Herr Krampe zeichnete die kalte, schroffe Seele des Geheimenraths Woling zur allgemeinen Zufriedenheit. Herr Wirsing, als Gabrecht, war sehr brav; doch weit lieber hätten wir ihn als Posert gesehen. Herr Wunder gab die Rolle des boshaften Fernow mit sichtlichem Fleiß. Doch hätte man ihm die Rolle des Gabrecht und die seinige Herrn Pivko zutheilen sollen, um uns Herrn Wirsing als Posert und Herrn Ohmann d. ält. als Lieutenant Stern, und so das Ganze vollkommener sehen zu lassen.

Am 11ten März, zum Vortheil des Musikdirektors, Herrn Mainzer: Die Bekleidung oder die Wette, ein ganz unbedeutendes Vaudeville, welches jedoch durch die vorzügliche Ausföhrung ungemein gefiel. Besonders excellirte noch Herr Wunder als betrunkenener Wirth; so nahe der Natur, ist hier von der Bühne noch kein Betrunkenener gesehen worden. Er übertraf sich selbst, und die Kunst! — Hierauf: ein theatralisches Quodlibet, bey welcher Gelegenheit Mad. Mainzer in den schönsten Operparthieen glänzte.

Am 14ten März: Albert von Thurneisen,

Trauerspiel von Iffland. Herr Zimmermann scheint durchaus nicht für Rollen dieser Art geschaffen. Er besitzt zu wenig von dem militärischen Anstand, der den Helden ziert. Zwar ist dieser Hauptmann ein sehr verliebter Held, der, um mit seinem Mädchen in den Mond zu gucken, seinen Posten verläßt; indefß zeigt er sich aber wieder in der Abschiedsstunde von seiner Geliebten als Mann, der dem verdienten Tode mit heldenmüthiger Resignation entgegen geht, und nur bedauert, daß es nicht Feindes Kugeln sind, die ihn ins bessere Leben fördern. Mad. Hoffmann, als Sophie, stand im Ganzen auf ihrem Platze; nur sähen wir, statt der bitter-süßen Freundlichkeit bey wehmüthigen Stellen, lieber die weit natürlicheren Züge der Schwermuth und des Schmerzes in ihrem Gesichte; es scheint sonst, als ob sie ihrer imaginairn Traurigkeit spotte, und das befördert eben nicht die Illusion. Herr Uckermann durfte, als Graf Hohenthal, den Beyfall, der diesem edlen Charakter nie entgehen kann, nicht auf seine Rechnung bringen, wiewohl auch der schlechte Schauspieler in Rollen dieser Art nie ganz mißfällt. Herr Ohmann d. ält. gab den General von Dolzig brav, und mit sichtlichem Studium; es wäre unsrer Bühne ein bedeutender Gewinn, wenn er sich ganz diesem Fache widmete, und nicht, wie gewöhnlich, prätendirte, alles spielen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

VII.

Literatur.

Deutsche Sprachlehre für Schulen, von
A. F. Blech. Königsberg, bey Unzer.

Der Verf. bewährt sich auch in diesem Werk als trefflichen Schulmann, klaren Denker und geschmackvollen Schriftsteller. Die Anordnung des Ganzen, die Wahl der Beyspiele, die Präcision der Sprache verdienen uneingeschränktes Lob. Weniger findet sich Rec. in Ansehung der Vollständigkeit, der Festigkeit der Grundsätze, und der Auswahl der Hülfquellen befriedigt. Uebung ist ein mühsamer, aber auch ein viel zu verworrener Führer für den heldenkenden Verfasser. Heynatz, und unter den Neuesten Cruse, mit seiner Gewandtheit benutzt, würden ihm reifere Früchte gebracht haben.

Es ist aber ein unvermeidliches Schicksal lebender, und noch in der Fortbildung begriffener Sprachen, daß es nicht einmal in allen Hauptsachen leicht mit ihnen zum Abschlusse kommt. Die vorliegende Sprachlehre, so gut und unentbehrlich für den deutschen Gelehrten sie ist, thut es nicht allein. Man bedarf wenigstens noch vier anderer unsrer besten hieher gehörenden Schriften, um einigermaßen berathen zu seyn. Freylich Heinsius, Moritz, Rheineke (Funk) sind nicht in diese Reihe zu stellen, obgleich jede von ihnen einzelne bemerkenswerthe Gedanken und Eigenheiten enthält. Glücklicherweise sind diese Schriften meistens wohlfeil, und um so weniger ist unsere Forderung unbillig.

VIII.

Korrespondenznachricht aus Hamburg.

Hamburg, im März 1811.

— Eine so neue als erfreuliche Erscheinung für diese Gegenden war die des Herrn von Seeden-
dorff (Vetter des allzu früh hinübergegangenen Leo v. S.), eines Mannes, der durch ein ungewöhnliches Gleichgewicht in Gemüth und Talenten in die engen Kreise unserer Zeit von neuem den Geist der Musik zu bannen gewußt hat, — nicht in dem gemeinen Verstande unsrer Geiger und Jongleurs, sondern in dem großen Sinn, den die antike Welt dem großen Worte belegte. — Herr v. S. gab hier mit seiner würdigen Gattin Darstellungen, deren Art man im Allgemeinen und schwach bezeichnen kann, indem man sie mimisch nennt, oder bemerkt, daß schon früher Lady Hamilton und Madame Händel, vormalige Meyer, in angenehmen Versuchen sich der Bahn zu nähern schienen, die jetzt erst ein mit den verschiedensten Gaben der Natur und Kunst ausgestatteter Mann weihet und eröffnet. Denn so wie jener in seiner Person die gesonderten Fächer der Mimik, der Deklamation, der eigenthümlichen Dramatik und der Tonkunst verbindet, so giebt er zu diesem intuitiven Beweise noch die vortrefflichsten Demonstrationen in seinen geistreichen Vorlesungen über die Identität und Vereinigung unter demselben Gesichtspunkt dieser verschiedenen Künste. Es ist klar, daß nur ein denkender wissenschaftlich ausgebildeter Mann so edle Künste der knechtischen Geheuligkeit körperlicher Natur abfordern, und sie von dem Reiche eigensinniger Gaukeley befreien konnte. Fast beiläufig erscheint hier der schöne Ruhm, daß unser Freund, nicht minder vortrefflich als Mensch, sich auch in kurzer Frist den Bessern jedes Ortes werth und lieb gemacht hat. — Der kunstreiche Mann ist jetzt auf seiner weiteren Reise begriffen, die ihn zugleich in die großen Städte des Nordens führen wird. Wir wünschen, daß Obiges dienen möge, dem seltenen und ausgezeichneten Gast einen freundlichen Empfang bey Allen, denen die heilige Kunst etwas gilt, zu bereiten. *)

*) Diejenigen Leser dieses Journals, welche auf curiosa achten, mithin auch wohl alte Zeitungen sammeln, finden in einer

benachbarten — sei diese Pitteratur- und Kunstzeitung auch eine Notiz von Herrn v. S. unter dem Namen Patrick Peale; aus welcher unwiderleglich hervorgeht, daß entweder man vor die Augen des ehrenwerthen Publikums einer großen Stadt ein zotenhaftes Spiel gebracht hat — oder aber der Notizenschreiber selbst ein schlechter Zotenreißer ist; welches Letztere das Wahrscheinliche bleibt.

O moralisch-politischer Zeitungsschreiber! Nicht jede Merkwürdigkeit ist auch Merkelt-würdig.

Literarische Bekanntmachung.

Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1803 bis 1807, von G. H. v. Langsdorff, Kaiserlich Russischem Hofrath, mehrerer Akademien und gelehrten Gesellschaften Mitglied. Zwey Bände mit vielen Kupfern.

Die Hauptursache, warum ich es wagen darf, diese Arbeit neben dem vortrefflichen und schon bekannten von Krusenstern'schen Werke erscheinen zu lassen, besteht darin, daß ich mein Augenmerk als Naturforscher und Menschenbeobachter auf andere Gegenstände zu richten verpflichtet war, als dieser gelehrte Nautiker; daß ich dessen Expedition 1805 in Kamtschatka verließ, und eine völlig verschiedene, nämlich die nach den Aleutischen Inseln und der N. W. Küste von Amerika unternahm.

Jeder Beobachter hat seinen eigenen Gesichtspunkt und seine eigene Sphäre, so daß man in meinem Werke wohl manches berührt, oder in einem andern Lichte dargestellt findet, als in dem von Krusenstern'schen; dieses um so mehr, da es nicht meine Absicht ist, eine nautische, sondern eher eine historische Reisebeschreibung zu liefern.

Die ganze Arbeit zerfällt in zwey Theile; der erste enthält: Die Reise von Kopenhagen nach England, Teneriffa, Brasilien, der Südsee und Kamtschatka, die Gesandtschaftsreise nach Japan und Rückkehr nach Kamtschatka. Der zweyte Theil soll die Reise von da nach den Aleutischen Inseln, Anaschka, den neuen Inseln St. Georg und St. Paul, Kodiak, Norfolk-Sund, Neu-Albion, Rückkehr nach Kamtschatka, Beschreibung dieser Halbinsel, Schotsk und die Reise durch Sibirien nach St. Petersburg enthalten.

Bei Bearbeitung dieses Werkes habe ich größtentheils das zu beseitigen gesucht, was dem Gelehrten oder Nautiker insbesondere, oder bloß allein merkwürdig ist; folglich habe ich die Beschreibungen neuer Pflanzen und Thiere, die Veränderungen des Windes und Kurses, Strömungen der See, Abweichungen der Magnetnadel, Bestimmungen und Gang der Uhren u. s. w., als nicht in meinen Plan gehörig, weggelassen, und mich hingegen bestrebt, die mir allgemeyn scheinenden Bemerkungen, Sitten und Gebräuche verschiedener Völker, ihre Lebensart, die Produkte

der Länder im Allgemeinen und den historischen Verlauf der Reise auszuheben, und in einem populären ungekünstelten Vortrag nur solche Begebenheiten mitzutheilen, von denen ich vermuthe, daß sie der Lesewelt aller Stände unterrichtend und willkommen seyn könnten. In wiefern ich meinen Zweck erreicht habe, das muß ich der Beurtheilung Anderer überlassen.

Meine Absicht ist, dem Werke durch gute Abbildungen merkwürdiger und neuer Gegenstände ein größeres Interesse zu verschaffen und dasselbe mit zweckmäßigen erläuternden Kupferstichen zu versehen, die von geschickten Künstlern nach guten Zeichnungen verfertigt werden.

Zu dem ersten Bande, der etwa 35 bis 40 gedruckte Bogen stark werden wird, erscheinen:

1. Ein Nordlicht, das am 19. September 1803 an der norwegischen Küste beobachtet wurde.
2. Kostüm der Bewohner in Teneriffa.
3. Wohnung und Hausgeräthschaften in Brasilien.
4. Ansicht von der Nachbarschaft des Hafens zu Nukahiva.
5. Ansicht der Insel Nukahiva.
6. und 7. Bewohner dieser Insel.
8. Das Innere einer Wohnung von Nukahiva, und ein Insulaner, der sich mit der Tatuierung beschäftigt.
9. Zeichnungen und Figuren zur Erläuterung der Tatuierung dieser Insulaner.
10. Portrait und Figur eines verwilderten Franzosen, der auf dieser Insel gefunden wurde.
11. Grundriß und Ausmessung eines Kanots dieser Insulaner.
12. Waffen und Hausgeräthschaften der Nukahiver.
13. Grundriß eines Kanots der Sandwich=Insulaner.
14. Ansicht von Kaminossima, einer Landschaft in der Nachbarschaft von Rangasaki in Japan.
15. Feyerlicher Empfang und Zug des Ambassadeurs zu der Audienz des Gouverneurs von Rangasaki.
16. Die Wohnung des Ambassadeurs von Mesanoff in Megasaki.
17. Ein japanischer Militairofficier, der auf die Wache zieht.
18. 19. 20. und 21. Japaner in verschiedenem Kostüm.
22. Eine japanische Festung.

23. Ein japanischer Doktor, nach einer Originalzeichnung.
24. Ein japanisches, dem Ambassadeur gemachtes Neujahrs Geschenk.

Zu dem zweyten Bande, der in derselben Bogenzahl erscheinen wird, kommen folgende Kupfer:

1. und 2. Ansichten des russischen Etablissements in Analascha und Kodiak.
3. Grundriß eines ledernen Kanots von Analascha und Kodiak.
4. Grundriß einer ledernen Baidara oder eines Boots der Halbinsel Alascha.
5. Die Indianer in Norfolk-Sund.
6. Grundriß eines Boots der Bewohner in Norfolk-Sund.
7. Indianer in Neu-Albion.
8. Kamtschadalischer Schlitten und alle Theile, die zur Hundepost gehörig sind.
9. 10. 11. 12. Mehrere Ansichten und Geräthschaften dieser nördlichen Völker.
13. Grundriß eines Kanots der Bewohner von Matmai und Sachalin.

St. Petersburg, im Februar 1811.

G. H. v. Langsdorff.

Es ist allgemein bekannt, wie sehr der Buchhandel in Deutschland gesunken, und wie es beynah unmöglich ist, bey den jezigen Zeiten die Herausgabe eines Werkes zu übernehmen, daß mit beträchtlichem Kostenaufwand verbunden ist. Ich habe mich daher, mit Genehmigung des würdigen Herrn Verfassers, entschlossen, obige höchst interessante Reise um die Welt, durch Unterstützung einer Pränumeration, unter folgenden Bedingungen dem geehrten Publikum zu übergeben.

Das gütige Vertrauen, das ich durch meine früheren Unternehmungen bey dem literarischen Publikum gewann, werde ich bey der Herausgabe dieser merkwürdigen Reise immer mehr zu befestigen suchen, und alles aufbieten, dieselbe mit möglichster typographischer und artistischer Schönheit auszuschnücken. Da es aber nicht möglich ist, die erforderlichen Kosten im voraus genau zu bestimmen, wornach der ganze Pränumerationspreis festgesetzt werden könnte (der sich jedoch

R u t h e n i a,

oder:

deutsche Monatschrift in Rußland.

Junius, 1811.

I.

G e d i c h t e.

Fr ü h l i n g s = K l a g e.

Der Frühling glänzt in voller Pracht,
Die Au ist neu geschmücket,
Und in der duft'gen Blüthennacht
Klagt Philomel' entzückt.
Der Turteltauben liebend Paar
Girrt zärtlich in den Zweigen;
Es grünet, wo der Mädchen Schaar
Versammelt ist zum Reigen.

Doch mich erfreut das Leben nicht,
Das kßslich aufgegangen,
Getrübet ist das Augenlicht;
Gebleicht das Roth der Wangen.
Auf Gräbern weist der ernste Sinn
Und horcht dem Ton der Glocken,
Die in der Schatten Kühlung hin
Den Lebensmüden locken.

Der Lenz, der lieblich sich erneut,
 Erneuert auch mein Leiden —
 Erinnernd an die seel'ge Zeit
 Dahin geschwundner Freuden:
 Da alles rings umher erwacht
 Und sich umfängt und gattet,
 Wünsch' ich mich in des Grabes Nacht,
 Das Rosmarin umschattet.

Schau' ich der Blüthen Roth und Weiß
 Auf grünem Ager prangen,
 Und einen Kranz des goldnen May's
 Am Grabe wefkend hangen:
 So wünsch' ich mich, dem Schmerz geweiht,
 Dem Kranz gleich zu verglühen,
 Und, von den Blüthen überschneyt,
 Mit ihnen zu verblühen.

Und lacht der Blumen dichter Straus
 Mir bunt gefärbt entgegen,
 Wünsch' ich, als in ein Todtenhaus,
 Mich zwischen sie zu legen.
 Wohl thät's dem armen Herzen gut,
 Wenn es, nach Qual und Leiden,
 Wo still geliebte Asche ruht,
 Zum Himmel könnte scheiden!

N. J. Bod.

II.

Von der Bezauberung durch Worte und
Blicke (fascinatio).

Unwissenheit und Aberglaube erzeugen unter den verschiedensten Völkern oft eine so große Aehnlichkeit von Meinungen und Vorurtheilen, daß man daraus nicht selten den übereilten Schluß auf eine Verwandtschaft der Völker oder auf eine ihnen gemeinschaftliche Tradition gemacht hat. Allein auf gleicher Stufe der Kultur finden sich, mit einigen wenigen klimatischen Abweichungen, fast dieselben Erscheinungen wieder. Der menschliche Geist ist überall sich selbst gleich. Fetischismus und Sterndienst erscheinen überall als die ersten Aeußerungen einer Religion. Die alten so hochgepriesenen Aegypter waren nicht weniger Fetischirer, als es ihre neueren Nachbarn, die Negger, sind, und alle uns bekannten Völker mehr oder weniger waren und sind. Durch Uebertragung des subjektiven Lebens an die objektive Natur ward die Welt mit Fetischen erfüllt, und der Glaube an geheime Kräfte der leblosen Natur zog um den kindischen Menschen einen Zauberkreis, wo er sich bald von diesen Kräften, welche seine Phantasie selbst in die Dinge hineingelegt hatte, überwältigt fühlen mußte. Selbstgeschaffene Götter erhalten den meisten Weihrauch und die kostbarsten Opfer, weil unsere Meinungen innigst

zu unserem Leben gehören. Wie wir meinen, so sind die Dinge für uns; daher der Unwissende und der Abergläubige ihre eigene Welt haben, wo alles anders zugeht, als in der Welt der Aufgeklärten; und nirgends sind die Geister zahlreicher und mächtiger, als da, wo am wenigsten Geist ist. Der Aberglaube findet in den gewöhnlichsten Naturerscheinungen eine versteckte Andeutung wichtiger Ereignisse, und er benebelt den Verstand so sehr, daß er eine Verknüpfung physischer oder moralischer Wirkungen und Ursachen für möglich hält, welche Vernunft und Empfindung empört. Was der Unwissende und Abergläubige am wenigsten versteht, hat für ihn den tiefsten Sinn und den größten Reichthum an Folgen, und nichts ist ihm wahrer, als das, wofür er nur seine Meinung anführen kann. Nur ein Abracadabra ist für ihn aller Weisheit Quintessenz. Er kann zaubern und hexen, es ist kein willkürliches Zeichen denkbar, dem er nicht eine wundersame Kraft mittheilen könnte, und seine geheimsten Gedanken, seine Worte und Blicke bringen hervor, was er beabsichtigt. Die natürlichen und einzig möglichen Folgen, welche daraus für ihn und Andere entstehen können, sind ihm das Wenigste, oder nichts, und die Verbindung, welche sein und Anderer Aberglaube festzusetzen beliebt hat, das Einzige und Alles. Er beneidet den Nächsten; dies verräth die Bewegung seiner Brust, der Blick sei-

nes Auges, ein ausgesprochenes Wort; und er selbst zweifelt nicht, sein Reid werde Schaden, und Furcht ergreift die Einfältigen, welche Gegenstände seiner Gedanken, Worte und Blicke waren.

Der Glaube an die magische und sympathetische Kraft gewisser Worte, und an böse Blicke, ist so alt, als Hoffnung und Furcht, und den verschiedensten Völkern so gemein, daß wir den Grund davon einzig und allein in dem menschlichen Gemüth und in der Unfähigkeit ungebildeter Menschen suchen müssen, Ursachen und Wirkungen in ihr richtiges Verhältniß zu setzen. Eine bestimmte Religion macht hierin so wenig Unterschied, als Völkerstamm und Klima. Bey den Verehrern des Ormuzd und Budha und den fetischirenden Völkern nicht allein, sondern auch unter den Bekennern der geistigen Christusreligion findet sich dieser Glaube an die Zauberkräft gewisser Worte und an böse Blicke.

Die Griechen und Römer bezeichneten diese zwey Arten des Aberglaubens und Zauberns, von denen wir hier sprechen, das Beschreyen und den bösen Blick (*mauvais oeil*), mit dem Worte *fascinatio*, und wir nehmen hier beyde um so mehr zusammen, da auch das deutsche *Behexen* und *Bezubern* sowohl das Beschreyen, als den bösen Blick, in sich faßt.

Auch ohne an das eigentliche Beschreyen, oder mit Worten einem etwas an thun, zu den-

ken: so ist der Glaube an die geheime Kraft gewisser Worte auf der ganzen Erde verbreitet. So wie in dem alten parthischen Systeme Zauberer und Magiker durch geheime Gedanken, Sprüche und Beschwörungen über Glück und Unglück geboten; wie thessalische Frauen durch Zauberformeln den Mond herab auf die Erde zogen, und ihn sich zu ihren Zwecken dienstbar machten; wie Griechen und Römer durch Zaubersprüche Liebe erregten und die Qualen der Liebe vertrieben: so verbannen die Hindus und Parzen noch jetzt böse Geister durch Worte, und der getaufte Vöbel unter allen heutigen Nationen kennt gegen Uebel aller Art nichts Kräftigeres, als sinnlose Formeln. Wenn nun aber einmal die Meinung in des Unwissenden Kopfe sitzt, und durch Priester zum Glaubenssatz erhoben ist, daß Worte in die Körper- und Geisterwelt übernatürlich einwirken; daß man sich Geister dienstbar machen, und durch sie, in Kraft gewisser Zauberworte, das Getraide von den Feldern wegbannen, und Unglück über Menschen und ihre Häuser verbreiten könne: so war ja wohl die Furcht in dem Systeme des Abergläubigen nicht ungegründet, daß man ihm mit und wider Willen, durch ein ungeziemendes oder böses Wort, einen Dämon ins Haus, ins Herz und in den Leib zaubern könnte. *)

*) Daß die Alten wänten, bösgesinnte Menschen könnten dem, welchem sie übel wollten, eine feindselige Gottheit ins Haus

Mit diesen Begriffen von der Zauberkraft gewisser Worte hängt der Wahn des Abergläubigen innigst zusammen, durch Selbsterhebung und Selbstlob sich selbst, und durch ungemessenes Lob, zumal aus mißgünstigem Herzen gesprochen, den Gelobten zu schaden; was wir im Deutschen beschreyen, oder jemand etwas antun nennen. Bey den Griechen und Römern aber verband sich damit der Glaube an die Nemesis. Zu großes Glück kann nie lange dauern, und der Uebermuth des Allzuglücklichen, der sich den Schranken der Sterblichen enthoben zu seyn wähnt, ruft den schnellen Wechsel des Glücks selbst herbey. Die seligen Götter, mißtrauisch und neidisch, gönnen den Sterblichen kein ungeprübtes Glück. Nemesis, oder Udrasfea, Jupiters und der Necessitas Tochter, setzt jedem Dinge und jedem Menschen Maaß und Ziel; die geflügelte Göttin, die jeden Verbrecher ereilt, hat, gleich Fortunen, zu ihren Füßen ein Rad, Symbol des schnellen Wechsels, oder, wie Ammianus Marcellinus (lib. 14, 11) sagt, weil sie überall gegenwärtig das Metall regiert. Darum bekannte

zaubern, ist bekannt. Besonders ward die *επαγωγὴ Ἐκατης*, das Hineinbannen der Hekate ins Haus, gefürchtet. Wer so Etwas befürchtete, reinigte sein Haus, Wochens- und Kinderstube, öfters durch Räuchern und Wasser. Die Reinigungsmittel warf man nachher auf Scheidewege, und wusch seine Kleider und den Körper in Quellwasser.

auch der gekrönte Sieger Aemilius Paulus in seiner Rede, die er nach seinem Triumph über den macedonischen König Perseus hielt: er habe immer gefürchtet, daß sein und der römischen Waffen Glück ihm und dem Staate ein Unglück herbey führen würde, nun aber nach dem Tode des einen seiner Söhne kurz vor, und des andern kurz nach dem Triumph, sey Nemesis befriedigt, und Fortunens Neid gesättigt. Eigenlob schadet, entzieht den hohen waltenden Mächten, was ihnen gebührt und reizt sie zur Rache. Eigenlob und Selbstgenügsamkeit mit Uebermuth gegen Andere verbunden, reizt auch der Menschen Neid, und erregt in ihnen die Lust, uns Böses zu wünschen und anzuthun. Fromme Mütterchen und Dichter erzählten Beyspiele von eitelen Personen, die sich selbst bezaubert hatten. Wie das hübsche Mädchen des Abends den Bösen im Spiegel erblickt und den Tod davon haben kann, so verlor, nach Plutarch, Eutelides seine schöne Gestalt durch eine Krankheit, da er sich mit Selbstgefälligkeit im Wasser gespiegelt hatte. — Um üble Auslegung seiner Worte, Neid und Mißgunst abzuwenden, rief der Grieche Adraskea an, als Zeugin und Rächerin, wenn man Böses bey dem Gesagten im Sinne habe. „Was jemand von Noth gedrungen thut, hohe Adraskea, werfe ich Niemand vor“, sagt Lucian im Lügenfreund. Um die Ahndung der Nemesis abzuwenden, und keinen

feindseligen Dämon durch Selbstgenügsamkeit und Stolz zu reizen, wie man auch zuweilen sich selbst an, wenn man etwas Gutes an sich gerühmt hatte. *)

In derselben frommen Absicht sagte der Lateiner, wenn er etwas Gutes von sich sagen wollte: praefiscine! welchem das deutsche: ohne Ruhm zu melden! einigermassen entspricht. Durch diese Formel entkräftete man den Zauber. **)

Eben so ängstlich, wie man sich zu schützen suchte, war man es auch bey den Worten besonders des übermäßigen Lobes, daß sie dem Gelobten nicht schaden möchten. Man setzte bey dem übermäßig Lobenden theils Neid voraus, theils suchte man durch gewisse geweihte Formeln seine Demuth zu erkennen zu geben, und daß man sich

*) Das Ausspucken war seit alten Zeiten ein vortrefflicher Gegenzauber. Wenn einem Griechen ein epileptischer oder verrückter Mensch begegnete, so spuckte er dreymal in den Busen. Dies wirkte talismanisch gegen die Ansteckung. Und aus Abscheu vor etwas Häßlichem, oder bey einer ominösen Rede, spuckt noch jetzt der Christ und Nichtchrist kräftig aus.

**) Wenn in Plaut. Asin. Leonida sich rühmen will, daß er ein tadelloser Mensch sey, sagt er: praefiscine hoc dixerim. Praefiscine, αβ. σκχυτως, entspricht dem unter den Gebildeten Gebräuchlichen: absit invidia verbis! Fascinus ist die Bezauberung durch Worte und Blicke. Man gebrauchte Gegenzauber, fascini, dergleichen waren Phallen, Bilderchen des Priapus, und Oscillen, Bilderchen des Bacchus, welche der Bezauberung als kräftige Talismane widerstanden. Letztere wurden auch des Anstands wegen auf Feldmarken, als Andeutungen der Fruchtbarkeit, gemalt.

seines Glücks nicht überhebe. Griechische und römische Väter, Mütter und Ammen fürchteten nichts mehr für ihre Kinder, als dieses Beschreyen, und außer Amuleten suchten sie den Zauber, der in den Worten des Lobenden lag, durch praefiscine! und andere Formeln schnell zu entkräften.

Auch das Vieh, Pflanzungen und Früchte konnte durch Neid und übermäßiges Lob gefährdet und beschrien werden. —

So haben noch jetzt die Orientalen, Griechen, Türken und Juden im Archipel viel Furcht vor dieser Zauberey. Lobt man eins ihrer Kinder, daß es sehr schön oder gut sey, so rufen sie sogleich aus: Gott behüte es! „Nachalach!“ sagt der Türke, d. h. das hat Gott gemacht. Und dergleichen abergläubische Formeln, um ein Unglück von dem Kinde oder Thiere, das gelobt worden, abzuwenden, und irgend etwas Zauberentkräftendes zu sagen, sind in allen Ländern Europa's häufig zu hören.

Die zweyte Art der Bezauberung, eben so allgemein ausgebreitet, ist die durch den bösen oder unglücklichen Blick. Gewöhnlich war damit der Begriff von Neid und Mißgunst verbunden. In vielen Sprachen wird auch in der Bezeichnung des bösen Blicks der Begriff des Mißgönnens mit ausgedrückt. Unwissende und Abergläubige unter allen Nationen fürchten sich unendlich mehr

vor neidischen und mißgünstigen Menschen, als vor der Gottheit, die man eigentlich bloß als Gegenzauber und Talisman gegen jene gebraucht. Und da sich das bewegte Gemüth des Menschen in seinem Antlitz abbildet und in den Augen abspiegelt: so ist es wohl sehr natürlich, daß Neid und böser Blick in Verbindung gedacht, und oft durch dasselbe Wort bezeichnet worden ist. Daß aber der Ubergläubige von dem bösen Blicke, aus welchem der Neid, wie eine Flamme, sprühet, böse Folgen befürchtete, kam Anfangs aus der sehr gegründeten Besorgniß her, welche die Erfahrung so oft bestätigte, daß die feindseligen Gedanken in böse That übergehen könnten. Kam nun nachher noch die Meinung hinzu, daß einigen Menschen geheime Kräfte beywohnen, und wohl gar Geister in ihrem Dienste stehen, so mußte die Furcht aufs Höchste steigen. Das Herz des rohen Menschen, immer offen der Furcht, und seine Seele immer gierig nach Hoffnungen, die seinen unordentlichen Ideen freyen Lauf lassen, bringen ihn zu den abgeschmacktesten Meinungen, und zu tausendfachen sinnlosen Handlungen, weil er unfähig ist, die wenige Verbindung einzusehen, die zwischen gewissen Ursachen und den davon erwarteten und hergeleiteten Wirkungen statt findet. Der wilde, wie von einem bösen Dämon besetzte Blick ist eine Art von Begeisterung, von Wahnsinn. Die Seele des Zornigen und Neidischen

wirkt durch den Spiegel des Auges, so zu sagen, fast physisch in die Seele des Angeblickten. Und so liegt den vielen Sagen von der Wirkung des bösen Blicks oft Furcht, vornehmlich die plötzliche, zum Grunde. Freundlicher Blick ist wohlthätig, er erquickt, er zieht auch den fremdesten Menschen stärker an, als ein Magnet das Eisen. Ohne Worte spricht das Auge allen verständlich. Aus ihm gehen die Pfeile, welche die bitter-süßen Qualen in dem Herzen verursachen, aus ihm allein strahlet die Hoffnung der Genesung des Herzens.

Durch die Augen und durch die Ohren wird am mächtigsten auf die Seele gewirkt; daher vermeide soviel als möglich bösen Blick und böses Wort. Ein unheiliger Mund redet unheilige Worte, und ein unheiliger Blick entweiht das Heilige; daher bewahre gegen Beydes heilige Sachen und heilige Dörter. Dies waren und sind noch in dem Systeme des Abergläubigen zwey genau verbundene Hauptsätze.

Beide Lehrsätze finden sich in dem Parsischen System in mannichfaltiger Anwendung, und der Gebete gegen neidische Blicke kommen im Zendavesta viele vor. Der Parse war verunreiniget, wenn er etwas Todtes nur angesehen hatte. Will noch jetzt ein Parse da vorbey, wo ein todter Mensch oder Hund hingetragen ist, so dürfen nicht

Menschen noch Thiere eher vorbey, als bis ein Hund mit gewissen genau bestimmten Abzeichen das Todte vorher angesehen hat. Durch das Hinblicken des Hundes wird dem schädlichen Einflusse, den der Anblick des Todten auf die Lebenden ziehen würde, die Kraft benommen. Auch wird ein Mensch, der durch Berührung eines Todten wirklich verunreinigt ist, durch den Blick gewisser Thiere, welche einen Leichnam angeschauet haben, wieder gereinigt. Den Sterbenden hält man einen Hund vor, der durch sein starres Hinblicken auf sie leichtes und seliges Sterben befördert. Denn der Hund, Wächter der Welt und Feind der Dews, vertreibt durch seinen Blick die bösen Geister vom Sterbebette. — Außerst verderblich waren die Blicke böser Geister. Ein solcher rühmt sich: „ich will verderben durch meiner bösen Augen Blick die Heerden, die reine, ewige Sonne, den Weiden am Bache soll es an Wasser gebrechen.“ Bey den feyerlichen Reinigungen der heutigen Parsen darf Niemand sich den heiligen Gefäßen nähern, denn sie verlieren dadurch ihre Kraft, und bey gewissen Opfern darf auch der Priester Niemand sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Richter.

III.

Das Leben Castrucci Castracani.

Von Nicolo Machiavelli.

(Fortsetzung. *)

Unterdessen Castrucius die Waffen niedergelegt hatte mit den Florentinern, und er sich befestigte in Lucca, ermangelte er nicht solche Dinge zu thun, als er konnte, ohne offenbaren Krieg zu bewirken, um größer zu machen seine Größe; und großes Verlangen habend Pistoja zu besetzen, vermeinend, wenn er den Besitz dieser Stadt erlangt, einen Fuß zu haben in Florenz, machte er sich auf verschiedene Weisen den ganzen Berg gewogen, und mit den Partheyen von Pistoja betrug er sich dermaßen, daß jedweder auf ihn vertrauete. Es war zur Stunde diese Stadt getheilt, wie sie es immer gewesen, in Blanke und Schwarze. **)

*) S. Ruth. 1812. Märzheft.

**) Machiavelli Florentinischer Geschichten, 2tes Buch. Was Uebles indeß nicht bewirkt werden konnte (in der Stadt Florenz zu Ende des 13ten Jahrhunderts) durch die Gewalt von außen, das bewirkte die von innen. Es waren in Florenz zwey Familien, die Cerchi und die Donati, durch Reichthümer, Adel und Mannzahl die mächtigsten. Unter selbigen, weil sie in Florenz und auf dem Lande benachbart, war einige Mißhelligkeit gewesen, nicht jedoch so ernsthaft, daß man zu den Waffen gekommen wäre, und vielleicht würde es nicht große Wirkungen hervorgebracht haben, wenn die bössartigen Stoffe nicht wären durch neue Ursachen vermehrt worden. Es war unter den ersten Familien von Pistoja die der Cancellieri; und geschah, daß wie Lore von Herrn Gulielmo und Geri von Herrn Ber-

Haupt der Blanken war Sebastianus von Posfente, der Schwarzen, Jacobus von Gia, von welchen jeglicher mit Castruccio genaueste Verbindungen unterhielt, und jeder eine begehrte, den

raccio, alle von dieser Familie, spielten, solche zu Worten kamen, und Geri von Lore leicht verwundet wurde. Der Fall mißfiel Herrn Guilielmo, und vermeinend durch Demuth das Aergerniß hinwegzuräumen, vermehrte er es, weil er dem Sohn befahl, in das Haus zum Vater des Verwundeten zu gehen, und von ihm Vergebung zu erbitten; und gehorchte Lore dem Vater. Nichts desto weniger besänftigte diese menschliche Handlung in keiner Weise den erbitterten Sinn Herrn Bertaccii, und Lore greifen lassend, ließ er von seinen Dienern zu mehrerer Schmach über einer Krippe ihm die Hand abschneiden, sprechend: Kehre zu deinem Vater, und sag' ihm, daß die Wunden mit dem Eisen und nicht mit den Worten geheilt werden. Die Grausamkeit dieser That mißfiel dermaßen Herrn Guilielmo, daß er die Waffen ergreifen ließ die Seinigen, um sie zu rächen, und Herr Bertaccius auch bewaffnete sich, um sich zu vertheidigen, und nicht allein diese Familie, sondern die ganze Stadt Pistoja theilte sich. Und weil die Cancellieri abstammten von einem Herrn Cancelliere, der zwey Frauen gehabt hatte, deren die eine Blanca hieß, nannte sich noch die eine dieser Partheyen, durch die, welche von ihm abstammten, Blaue, und die andere, um einen jener entgegenesetzten Namen zu nehmen, ward die Schwarzen genennet. Es erfolgten zwischen selbigen in mehrerer Zeit viele Händel, mit ziemlichem Verlust an Menschen und Verwüstung von Häusern, und sich nicht unter einander vereinigen könnend, matt vom Schaden, und begierig, entweder ihren Zwistigkeiten ein Ende zu machen, oder mit den Ewaltungen anderer sie zu mehren, kamen sie nach Florenz; und die Schwarzen, weil sie Freundschaft hatten mit den Donati, wurden von Herrn Corso, Haupt dieser Familie, begünstiget. Woraus entstand, daß die Blanken, um mächtige Stütze zu haben, welche sie gegen die Donati erhielte, zu Herrn Nero von Ceschi Zuflucht nahmen, einem durch jede Eigenschaft um nichts Herrn Corso nachstehenden Manne. —

andern zu verjagen; dermaßen, daß der eine und der andere nach vielem Verdacht zu den Waffen kamen. Jacobus machte sich fest am Florentiner Thore, Sebastianus am Luccheser; und einer wie der andere, vertrauend mehr auf Castruccium als auf die Florentiner, ihn haltend für schneller und rüstiger zum Kriege, sendeten sie beyde an ihn geheimerweise um Hülfe; und Castruccius versprach sie beyden, sprechend zu Jacobo, daß er in Person kommen werde, und zu Sebastiano, daß er senden werde Paulum Guinigi, seinen Pflegling. Und da er ihnen die Zeit bestimmt, sendete er Paulum auf dem Wege von Pescia, und er selbst zog geradeß Weges nach Pistoja, und gegen die Mitternacht, denn also waren übereingekommen Castruccius und Paulus, war ein jeder zu Pistoja, und wurden einer wie der andere als Freund aufgenommen, dermaßen, daß sie einrückten, und Castruccius, wie es ihm gut schien, das Zeichen Paulo machte, als worauf der eine tödtete Jacobum von Gia, und der andere Sebastianum von Possente, und alle die anderen ihre Partheygänger wurden theils gefangen und theils umgebracht, und überwältigten sie ohne anderen Widerstand Pistoja für sich; und wie die Obrigkeit aus dem Pallaste gezogen, vermochte Castruccius das Volk, Huldigung zu leisten, selbigem vielfachen Erlaß alter Schulden und viele Anerbietungen machend, und also machte er es dem ganzen Bezirk, als

welcher zum guten Theil zusammengelaufen war, den neuen Fürsten zu sehen, dergestalt, daß ein jeglicher von Hoffnung erfüllt, und bewogen guten Theils durch seine Tugenden, sich beruhigte.

Es begegnete in jenen Zeiten, daß das Volk von Rom anfang zu toben wegen des theuern Lebens, es Schuld gebend der Abwesenheit des Papstes und daß er sich zu Avignon befände, und schalten sie die deutschen Regierungen, dermaßen, daß mit jedem Tage Todtschläge vorgingen und andere Unordnungen, ohne daß Henricus, Statthalter des Kaisers, dem steuern konnte; dermaßen, daß Henricum ein großer Verdacht befiel, es möchten die Römer den König Robertum von Neapel berufen, und ihn aus Rom verjagen und es dem Papst wieder zustellen. Und keinen nähern Freund habend an den sich zu wenden, als Castruccium, sendete er ihn zu bitten, es möge ihm belieben, nicht allein Hülfe zu senden, sondern in Person nach Rom zu kommen. Es urtheilte Castruccius, daß nicht zu zögern sey, sowohl um bey dem Kaiser einiges Verdienst zu gewinnen, als auch weil er urtheilte, daß, so oft der Kaiser nicht zu Rom sey, es keinen Einhalt gebe. Paulum Guinigi also zu Lucca lassend, ging er mit zweyhundert Pferden nach Rom, wo er von Henrico empfangen ward mit größesten Ehren; und in kürzester Zeit gab seine Gegenwart solchen Ruf der Parthey des Kaisers, daß sonder Blut

oder andere Gewalt, sich alles beruhigte; sin-
temal Castrucius übers Meer zuläufiges Korn
kommen lassen vom Lande von Pisa, und den
Grund des Uergernisses aufhob. Nachmals,
theils ermahnend, theils scheltend die Häupter
von Rom, brachte er sie freywillig unter das Re-
giment Henrici; und Castrucius wurde zum Se-
nator von Rom gemacht, und ihm viele andere
Ehren vom römischen Volk gegeben; welches Amt
Castrucius annahm mit größestem Pomp, und
legete sich ein Gewand an von Broccat mit Buch-
staben vorn, welche besageten: Dieser ist, was
Gott will; und hinten, besagend: Und wird
seyn, was Gott wollen wird.

In mittler Weile die Florentiner, welche übel
zufrieden waren, daß Castrucius sich in Zeiten
des Waffenstillstandes Pistoja's bemeistert, ge-
dachten, auf was Weise sie dieses könnten zum
Ausflehnen bringen; welches sie durch seine Abwe-
senheit für leicht hielten. Es war unter denen
ausgewanderten Pistolesern, welche zu Florenz
sich befanden, Sebaldus Cecchi und Jacobus Val-
dini, alle Männer von Ansehen, und bereitwillig
in jede Unordnung einzugehen. Selbige unter-
hielten Verständnisse mit ihren Freunden darinnen,
dermaßen, daß mit Hülfe der Florentiner sie bey
Nacht in Pistoja eindrangen und daraus verjagten
die Parthengänger und Beamten Castrucii, und
einen Theil davon erschlugen, und die Freyheit der

Stadt wiedergaben. Welche Neuigkeit Castruccio Verdruß machte und großes Mißvergnügen, und sich bey Henrico beurlaubend, zog er in großen Zügen mit seinen Völkern gen Lucca. Die Florentiner, wie sie vernahmen die Rückkehr Castruccii, erwägend, daß er nicht ruhen dürfe, beschloffen, ihm zuvorzukommen, und mit ihren Völkern ehe in das Thal von Nievole zu rücken denn jener; vermeinend, daß wenn sie jenes Thal besetzt, sie ihm den Weg abschneiden würden, Pistoja wiederzugewinnen. Und da sie zusammengezogen ein starkes Heer von allen Freunden der Belfischen Parthey, kamen sie in das Pistolesische. Von der andern Seite Castruccius mit seinen Völkern zog auf Caroli-Berg, und vernehmend, wo das Heer der Florentiner sich befand, beschloß, ihnen nicht entgegen zu gehen in die Ebene von Pistoja, noch sie zu erwarten in der Ebene von Pescia, sondern, wenn er es machen könnte, ihnen die Spitze zu bieten in der Enge von Serravalle; urtheilend, wenn solches Vorhaben ihm gelänge, den gewissen Sieg davon zu tragen, weil er vernahm, daß die Florentiner vierzigtausend Mann heysammen hätten, und er von den Seinigen zwölfthausend ausgesucht hatte. Und wenn gleich er sich verließ auf seine Kunst und ihre Tapferkeit, besorgte er doch, sich am offenen Ort einlassend, von der Menge der Feinde umringet zu werden. Es ist Serravalle ein Castell zwis-

schen Pescia und Pistoja, gelegen auf einem Hügel, der schließt das Thal von Nievole, nicht im Pässe selbst, sondern über demselben, zwey Bogenschüsse weit; und ist der Ort, wo man durchgeht, mehr enge als abschüssig, weil von jeder Seite es sanft sich erhebt, aber dermaßen enge, insonderheit den Hügel hinan, wo die Gewässer sich theilen, daß zwanzig Mann neben einander ihn besetzen würden. An diesem Orte hatte Castrucius beschlossen, sich mit den Feinden zu treffen, sowohl damit sein weniges Volk Vortheil hätte, als um nicht die Feinde zu entdecken ehe als beym Gemenge, besorgend, es möchten die Seinen, die große Zahl jener sehend, sich entsetzen.

Es war Herr von Serravalle Herr Manfredus, von deutscher Nation, welcher, ehe Castrucius Herr von Pistoja gewesen, war vorbehalten worden in diesem Kastell, als in einem den Lucchesern und Pistolesern gemeinsamen Orte; und war es nachher keinem eingekommen, ihn zu beschädigen, da jener allen versprach, partheylos zu bleiben, und sich keinem von ihnen zu verpflichten; also, daß hierdurch, und weil es ein fester Ort war, er erhalten wurde. Aber wie jener Vorfall gekommen, trug Castrucius Verlangen, diesen Ort zu besetzen; und genaue Freundschaft mit einem Einwohner haltend, ordnete er mit diesem in der Maasse an, daß in der Nacht ehe es zum Treffen kommen sollte, er einnahme dreyhundert Mann

von den Seinigen und den Herrn erschläge. Und also gerüstet stehend, rückte er das Heer nicht vom Caroli-Berge, um den Florentinern mehr Muth zu machen, durchzuziehen; welche, weil sie wünschten, den Krieg von Pistoja abzuwenden und ihn in das Thal von Nievole zu spielen, sich lagerten unter Serravalle, mit der Absicht, folgendes Tages über den Hügel hinauszuziehen. Aber Castrucci, der ohne Tumult in der Nacht das Kastell eingenommen, entfernte sich gegen die Mitternacht vom Caroli-Berge, und in der Stille kam er mit seinem Volk den Morgen am Fuß von Serravalle an, dergestalt, daß in einem Zuge die Florentiner und er jeder seiner Seite anfangen, die Höhe hinaanzusteigen. Es hatte Castrucci seine Fußvölker auf den ordentlichen Weg gerichtet, und einen Trupp von vierhundert Reitern hatte er auf die linke Hand, gegen das Kastell zu, befehliget. Die Florentiner von der andern Seite hatten voran geschickt vierhundert Reiter, und dann die Fußvölker jenen schwerbewaffneten nachrücken lassen; und glaubten sie nicht Castrucium auf dem Hügel anzutreffen, weil sie nicht wußten, daß er sich des Kastells bemächtigt hatte. Dergestalt, daß unverhofft die Reiter der Florentiner nach erstiegener Höhe Castrucii Fußvölker entdeckten, und sich ihnen so nahe fanden, daß sie zur Noth die Zeit hatten, sich die Sturmhauben anzuschnallen. Wie also die Unvorbereiteten angefallen wurden von

den Vorbereiteten und Geordneten, warfen diese sie mit großem Muth, und jene widerstanden kaum, und wurde nur die Spitze geboten von einigen derselben. Aber da der Lärm sich verbreitet hinunter durch das übrige Lager der Florentinischen, füllte sich alles und jedes mit Verwirrung. Die Reiter wurden gedrängt von den Fußknechten, die Fußknechte von den Reitern und von den Wagen, die Hauptleute konnten nicht wegen der Enge des Ortes weder vor noch zurück gehen; dermaßen, daß niemand wußte in so großer Verwirrung, was man thun könne, oder solle. In mittler Weile wurden die Reiter niedergemacht, die im Gemenge waren mit den feindlichen Fußvölkern, und diese ohne sich vertheidigen zu können, weil die Böbsartigkeit der Lage sie nicht ließ, widerstanden nur mehr aus Noth als aus Muth; weil von den Seiten habend die Berge, von hinten die Freunde und vorn die Feinde, ihnen nicht einiger Weg offen blieb zur Flucht. In mittler Weile Castrucciuz, sehend, daß die Seinigen nicht zureichten, die Feinde wenden zu machen, sendete tausend Fußknechte über den Weg vom Kastell; und wie man sie herabsteigen lassen mit vierhundert Pferden, die jener zuvor geschickt, fielen sie mit solcher Wuth in die Seite, daß die Florentinischen Völker, dem Anfall derselben nicht Stand halten könnend, besiegt mehr vom Ort als von den Feinden, zu fliehen begannen; und fing

die Flucht an von denen die hinten waren gen Pistoja, welche, sich weit verbreitend durch die Ebene, ihr Heil suchten, ein jeder, wo er es am besten hielt. Es war diese Niederlage groß und blutig. Gefangen wurden viele Hauptleute, unter welchen waren Bandinus von Rossi, Franciscus Brunelleschi, und Johannes von der Tosa, alle edle Florentiner, mit vielen anderen Toskanern und Königlichen, welche abgeschickt von König Roberto den Welfen zur Gunst mit den Florentinern fochten. — Die Pistoleser, nach vernommener Niederlage, verjagten ohne Verzug die den Welfen freundliche Parthey und ergaben sich Castruccio. Welcher, damit nicht zufrieden, Prato besetzte und alle Castelle der Ebene, so jenseit wie diesseit des Arno, und legte sich mit den Völkern in die Ebene von Peretola in der Nähe von zwey Meilen von Florenz, wo er viele Tage blieb, die Beute zu theilen und Festlichkeiten zu machen für den erhaltenen Sieg, zum Hohn den Florentinern Münzen schlagen lassend, auch zu Pferderennen um Zeuge, Männer und Buhldirnen. Auch ermangelte er nicht Bestechung zu versuchen bey manchem edeln Bürger, auf daß er ihm Nachts eröffne die Thore von Florenz; aber nach entdeckter Verschwörung wurden solche gefangen und enthauptet, unter welchen waren Thomas Lupacci und Lambertuccius Frescobaldi.

Die Florentinischen also, bestürzt durch die Nie-

derlage, sahen kein Mittel, ihre Freyheit zu retten; und um der Hülfe mehr versichert zu seyn, sendeten sie Redner an Robertum, König von Neapel, ihm die Stadt zu geben und das Gebiet derselben. Als welches von jenem König angenommen wurde, und nicht sowohl um der ihm von den Florentinern erwiesenen Ehre willen, als weil er wußte, von welcher Wichtigkeit es war für seinen Staat, daß er der Belsischen Parthey erhielt den Staat von Toskana. Und wie er ausbedungen hatte mit den Florentinern zweymal hundert tausend Florinen das Jahr zu haben, sendete er nach Florenz Carolum, seinen Sohn, mit viertausend Pferden. In mittler Weile hatten sich die Florentiner etwas befreyet von den Völkern Castruccii, weil er nothgedrungen gewesen, sich von ihren Landen zu entfernen und nach Pisa zu gehen, um eine Verschwörung zu unterdrücken, die gegen ihn gemacht worden von Benedicto Lanfranchi, einem der Ersten von Pisa, welcher, es nicht ertragen könnend, daß seine Vaterstadt die Magd eines Luccheseß sey, sich gegen ihn verschwor, mit der Absicht, die Burg zu besetzen, und die Wache zu verjagen, und die Parthengänger Castruccii zu erschlagen. Aber weil in diesen Dingen die geringe Zahl zulänglich ist zum Geheimniß, und nicht hinreicht zur Ausführung, während er suchte mehr Leute zu seinem Vorhaben zu gewinnen, fand er den, so diesen seinen An-

schlag Castruccio offenbart; und ging diese Offenbarung nicht ohne üble Nachrede ab für Bonifacium Cerchi und Johannem Guidi, Florentinische, welche sich zu Pisa verhaftet befanden; worauf jener, die Hand an Benedictum legend, ihn umbrachte, und alle übrigen dieser Familie in die Verbannung schickte und viele andere edle Bürger enthauptete. Und wie es ihm schien Pistoja und Pisa wenig getreu zu haben, war er mit Kunst und Gewalt beflissen, sich ihrer zu versichern; welches den Florentinern die Zeit gab, die Kräfte wiederzusammeln, und erwarten zu können Caroli Ankunft. Wie dieser gekommen, beschloffen sie, nicht Zeit zu verlieren, und brachten zusammen großes Volk, weil sie zu ihrem Beystande beriefen fast alle Welfen von Italien, und machten ein gar starkes Heer von mehr als dreyßigtausend Fußknechten und zehntausend Pferden.

(Der Beschluß folgt.)

IV.

Das Selbstvertrauen.

Wenn es Menschen giebt, welche kein Eigenthum haben, auch nicht sich selbst zu Gebote stehn, und davon gar kein Wissen haben, daß ihnen, wenn auch nicht ein äußeres Eigenthum, so doch wenigstens ihr eigener Körper in ihre Macht gegeben sey, so sind dieselben Sklaven im höchsten Sinne; unter ihnen steht nichts, sie sind über nichts gesetzt, und in ihnen leuchtet nicht wieder das Ebenbild Gottes in der Herrschaft über irgend welche Sphäre. Solche Menschen können sich selbst nicht achten, nicht vertrauen, weil sich Gott in ihnen nicht anders ausspricht, als in jedem Wesen der nichtdenkenden Natur. Wir können voraussetzen, daß es solche Menschen nicht gebe. Jeder Mensch hat eine Welt unter sich; und darum kann auch Jeder Selbstvertrauen fassen.

Das Gefühl des Menschen, er habe eine Umgebung unter sich, über welche er gebieten könne, ist seine Selbstachtung, welche unter seinen Pflichten obenan steht, weil er auf seine Umgebung nicht einwirken kann, wenn er das Gefühl seiner Macht über sie abgelegt hat. Der Trieb aber, seine Umgebung zu erweitern, und die Hoffnung, es werde ihm diese Erweiterung gelingen, machen die Bestandtheile seines Selbstvertrauens aus. Wenn es Menschen von wenig Selbstvertrauen giebt, so

mag dieses wohl aus folgenden Ursachen herkommen.

Einige sind gewohnt, mehr hinauf zu sehn zu derjenigen Umgebung, von welcher sie ein Theil sind, und unter welcher sie stehn, als sie hinunter sehn, auf diejenige Umgebung, von welcher der Herrschpunkt bey ihnen liegt. Gewohnt des Hinuntersteigens, ist es ihnen schwer geworden, sich zu ermannen.

Anderer haben zwar diejenige Umgebung im Auge, welche vor ihrer Macht sich beuget; aber sie haben wenig dazu beygetragen, daß diese Beugungen geschehen. Und indem sie dieß fühlen, gerathen sie mit jeder Erweiterung ihrer Umgebung mehr von ihrem Selbstvertrauen ab, und die bescheidene Verzichtthuung auf alle Zurechnung dieser Erweiterung ist es eben, das ihr Selbstvertrauen kummert.

Wie nun jene Bemerkung diejenigen trifft, welche durch Schicksale, Temperament, Erziehung und Uemter immer mehr heruntergehalten werden; so geht die letzte Bemerkung diejenigen an, welche nicht nöthig hatten, sich hinaufzuarbeiten, und also von ihrer Arbeit wohl ehe Verlust befürchten, als Gewinn hoffen dürfen, wenn sie solche auf Erweiterungen ihrer Kraftbezirke richten wollten.

Auch wird das Aufkommen des Selbstvertrauens erschwert, wenn es durch ein beständiges

Mißlingen unserer Versuche abgeschreckt und in seine natürliche Scheue verwiesen ward, oder in einem beständigen Gelingen unsrer Versuche endlich ermüdet und mißtrauisch wird, ob nicht etwa einmal eine feindliche Uebermacht aus ihrer Heimlichkeit hervorbreche, und seinen Triumphen ein Ende mache, oder auch, wenn es noch nie nöthig hatte uns zu schweren Thaten hinauszuziehen, also in Ungewohnheit gerathen ist. Am allermeisten aber leidet das Selbstvertrauen durch ein systematisches Nachrechnen der Behinderungen auf unserm Wege zur Erweiterung unsrer Vermögen, und durch die Angewöhnung an theoretische Untersuchungen. Wie nämlich das Hinschauen auf Gestalten immer neue Gestalten entdeckt, so bringt das Ueberrechnen der Schwierigkeiten immer neue Hindernisse zur Summe, bis diese mit ihrer Last uns niederdrückt. Und wie die ewige Wahrheit in der Theorie nicht unserm Belieben anheimfällt, so ist jede Theorie dazu gemacht, theils uns unter ihre Festigkeit und Wahrheit zum Gehorsam niederzuhalten, theils durch ihren Reiz der Entdeckungen uns vom Handeln abzuhalten. Sofern darf man sagen, das Selbstvertrauen nehme ab, je mehr die Einsicht zunehme, welche wir auf Theile und Sachen verwenden. Wer nun einmal sich selbst nicht vertrauet, wird Alles eingestehn, was wir zum Lobe des Selbstvertrauens sagen, und doch nicht dahin kommen, daß man ihm das

Selbstvertrauen einrede. Und wie die Tugenden eben so als böse Sitten ihre Wanderung halten von Seele zu Seele, daß sie durch Beyspiele sich in Andern erzeugen, so ist es nicht mit dem Selbstvertrauen. Es scheint, als wolle dasselbe durch Umstände sich ergeben, oder auch eine Angeburt des Temperaments seyn.

Nicht allein aber, daß uns das Vertrauen gegen Andere fehlt, wenn wir uns selbst nicht trauen, weil wir ja dann das Vertrauen gegen Andre eben in die Zweifel unsers Selbstvertrauens aufnehmen und in denselben ersterben lassen, welches uns alle gute Einwirkung auf Andre erschwert, — oder, daß auch Andre uns kein Vertrauen geben können, wenn wir es uns selbst entziehen, — auch nicht allein, daß im Selbstvertrauen die Erste Bedingung aller guten Existenz und Tugend niedergelegt ist, macht uns dasselbe empfehlungswerth; sondern es ist das Selbstvertrauen, als ein Ausdruck unsrer Zufriedenheit mit Gott und als ein Anerkennen göttlicher Güte, an und für sich eine Pflicht, welche uns ohne Weiteres ausliegt.

Eben darum ist es auffallend, daß doch gerade die Zeiten, welche den Menschen mit Sehnsucht auf die stillen Punkte seines Daseyns rücken und auf den hohen Posten seiner himmlischen Natur, indem sie ihn unter wilden Naturerscheinungen oder im bangen Gedränge politischer Ereignisse tausendfach zu theilen und ihn sich selbst zu ent-

reißen drohen, dadurch aber eben zu sich hinein rufen, — eben so gemacht sind, den Menschen zu entmannen, als zu ermannen, und ihn also nicht immer zum Selbstvertrauen verhelfen.

Die Größe des Menschen ist nicht in seiner Existenz, sofern dieselbe nicht in seiner Kraft ist. Seine Kraft aber ist ein Wille und Glaube an sein Wollen. An diesem Glauben liegt alles Glück und Thun. So wie der Mensch Glauben zu sich hat, ist er Herr und Eigenthümer großer Kräfte. Ohne diesen Glauben ist er, selbst mit der Macht der Sterne, wenn er dieselbe hätte, ein dürrender Baum. Ganz an sich selbst ist der Mensch gewiesen; und von Natur ist er ein hohles Wesen, dem erst die Bildung Fülle geben muß. Nichts wird ihm geboten, daß er es nicht sich selbst gebe; er wird sich aber nichts geben, hat er nicht den Glauben, er werde es erfassen. Mag bey andern Wesen die Kraft vorangehn ihrem Gefühl; bey dem Menschen geht die Kraft erst aus dem Glauben und dem Selbstgefühl hervor. Auch mag bey allen andern Verrichtungen des Menschen dem Glauben eine Kraft vorliegen. Aber bey der Bildung seiner innersten Natur hat der Mensch zuvörderst ein Selbstvertrauen nöthig. Das sollte man laut sagen von allen Tribunalen; zusprechen sollte man es sich auf den Gassen der Stadt und zum Morgengrusse machen, daß — der Mensch nur Willen haben dürfe, um was aus sich zu

machen, und Glauben zu sich selbst haben müsse, wenn er Willen fassen solle.

Unsre Erkenntnißvermögen sind, wie das Wachsen des Baumes, — und die Theorien sind, wie die Früchte des Baumes. Mit ihnen sind wir immer noch in der Natur und langten wir noch nicht zum Uebersinnlichen ein. Ein wissenschaftliches System ist eben so eine innere Erscheinung und zur innern Sinnenwelt gelegen, als ein Wald eine äußere Erscheinung und zur äußern Sinnenwelt gelegen ist. Wo der Mensch einen Geist trägt, da hat er ihn im Willen; hier allein steht er bey Gott. Die Einsicht aber, daß der Wille ihm zur Wurzel seiner himmlischen Natur liege, ist das Selbstvertrauen.

Kein Mensch kann dem Himmel seine Blitze nehmen, noch den Mond an einem Seile herabziehen, oder Meere austrinken. Aber das will der Mensch auch nicht, wenn er ein Wollen hat, weil er nicht wie eine Natur will und sein Wollen nicht ein Wollen der Natur ist. Die Natur mag solche Werke üben, und wo man solche Werke übt, da ist man eine Natur. Aber der Mensch soll mehr seyn, denn eine Natur, und durch ein Wollen ist er mehr, denn sie. Wo er des Etwas will, das der Natur gehört, da greift er ihr ins Amt und wird eine Macht, wie die Natur ist. Eben das ist aber sein Wollen, daß er nicht wolle, wie eine Natur; und das ist sein Glaube, daß er höher ist,

denn die Natur, und daß seine Kraft in dem Reiche liege, worin ein heiliges Wollen alle Stellen erfüllet. Im Reiche der Moral kann er, was er will, und mit der Gesellschaft kann er Vieles über die Natur, die Gesellschaft aber kettet er an seinen Willen.

Vor einer Brust voll Selbstvertrauen steht kein Feind ohne Beben. Wo sie ist, da sieht man Gottes Macht. Völker trugen mit dem Vertrauen Siege davon; und Einzelne unter Menschen haben mit ihm Wunder gethan. Denn alles Selbstvertrauen ist aus Gott und ist ein Vertrauen auf Gott.

Ich höre von einem blinden Vertrauen. Aber was nennest du ein blindes Vertrauen? Dem keine Kräfte vorangehn? Nun, so gehe auch nicht ehe, als bis du gehen kannst, und da du nicht ehe gehen kannst, als bis du solches versucht hast, du es aber nicht versuchen willst, bis du es schon kannst, so gehe nie; und lerne auch nicht ehe, als bis du das Wissen schon hast, und da dir ohne dein Lernen kein Wissen gegeben wird, so lerne auch nie. Siehe, und doch gehest du und lernest du. Du magst ein Selbstvertrauen haben, auf Kräfte, die du schon besitzest. Und dann hüte dich, daß dieser Hochgenuß deiner Kräfte nicht über die Kräfte hinausgehe, und dieses dein Vertrauen nicht ein unwirksames, sich selbst bloß genießendes, prahlendes Gefühl erlogener oder veralteter

Kräfte werde. Hier sey nicht blind. Aber du sollst ein Selbstvertrauen auf Kräfte haben, die du dir noch erst erwerben sollst. In diesem Sollen, also in diesem Gesetze allein, darf dein thätiges Vertrauen nicht blind seyn, und in den Folgen muß es blind seyn, oder es ist dasselbe kein Vertrauen. Ob du könnest? ist keine Frage mehr, sobald du sollst. Nimm dir das Sollen, und das Können laß Gott. Sollst du Berge versetzen, so traue, es werde gehen. Finde dich nur erst mit dem Gesetze ab, daß du es kennest; die Folgen dürfen dich nicht kümmern.

Oder nennest du ein Selbstvertrauen blind, wenn ihm keine Kräfte folgen? Wie willst du doch wissen, was aus ihm entstehen werde, wenn du es nicht schon hast, und wie willst du es haben, wenn du zweifelst an seiner Macht? Du wirst mit ihm nicht Sterne aus dem Firmamente pflücken; aber Würde wirst du von ihm haben, und durch diese Würde wirst du Menschen an dich fetten, daß ihr Alle dann könnet, was du nie kannst.

Ist also das Vertrauen ein Gemüß, so muß es Augen haben, oder es ist dasselbe eine unwürdige Fabel, weil es eine blinde Fabel ist. Aber das thätige Vertrauen ist in deiner Pflicht, und dieses hat nur Augen für sein Sollen, nicht für seine Folgen. Denn seine Folgen sind eben die Kraft, und du kennest sie nicht, bis du das Vertrauen

schon hast und aus ihm handelst. Willst du nur, was du kannst, und ist das Können und Wissen von dem Können das einzige Auge für dein Wollen, so ist dein Wollen nur ein Sehen, ist ohne Pflicht und Wille. Das Sollen hat sich allem Sehen abgesagt, was nicht ein Sehen auf sich, auf das Gesetz ist. Sofern ist alle Moral blind für die Folgen; und daß wir mit all unsern Augen zu den Folgen hinliegen, hat uns um Pflicht und ihren Sinn und um den Willen gebracht.

Sage den Menschen, sie sollen alle Vorsicht ablegen, so werden sie muthig und rasch zur Handlung gehn, aber sie werden sich Unfall und Reue einbringen. Sage ihnen, sie sollen mit dem Handeln stehn und anhalten, bis kein Stein mehr ist, an den sie stoßen können, so werden sie in der Beschauung bleiben und zum Handeln nicht kommen. Das Handeln ist an das ewige Gesetz gekunden, nach Außen zu streben und in blinde Stellen zu gehn, um denselben Augen zu geben.

Das Selbstvertrauen berechnet nicht Kräfte, sondern übt sie, daß sie aus eigener Uebung hervorgehe. Das Rechnen macht bedenklich, und an der Bedenklichkeit erschlafen die weisesten Entwürfe. Darum rechnet kein Wille. Der Wille ist genialisch; die Genialität aber ist feind dem Rechnen. Sie ergreift Ganze und Zwecke, daß die Theile und Mittel sich dann wohl von selbst stellen. Du willst die Folgen kennen, ehe du

handelst? — Lieber, greife nicht Gott ins Geheimt der Folgen, sondern halte das Gesetz! Du kannst doch nicht eine Natur bauen, und ihre Andern nicht leiten. Du willst nicht Hindernissen unterliegen? Lieber, du unterliegest und stehest wieder auf; du unterliegest nicht, wenn du unter dem Gesetze bleibst! Es ist umsonst, sehen, wie es gehen werde. Die Zukunft kommt, wie ein Dieb in der Nacht. Noch nie hat ein Anfang sein Ende gesehen. Aber es ist nicht umsonst, wollen, wie es gehen solle. Bis du Gottes Auge hast, siehest du keinen Schritt sicher. Laß also das Sehen der Folgen dem, der das Stellen derselben sich nicht nehmen läßt; und halte an dem heiligen Willen des Gesetzes.

Die Strafe des Hohnes liegt auf dessen Schultern, der klüger zu seyn glaubt, als sein doch klügeres Buch, das er liest, oder im Streite die Art seines Gegners verachtet. Aber wollen muß er, daß einst er klüger werde, als sein Autor nun ist, und daß er siege. Fürchte nicht den Großen, denn nicht er kann wachsen, wie der Kleine. Fürchte, willst du doch fürchten, den Kleinen, denn er kann sich zusammennehmen, und du kannst fallen.

Der Mensch muß wissen, daß er in den Kammern der Schöpfung nur ein kleines Werkzeug sey unter einer höhern Macht, daß er lerne anbeten. Aber du achtest nicht Gott, wenn du in dir

nicht sein Geschöpf achtest; nicht Andre achtest du, wenn du dir selbst nichts bist. Verliere Alles, nur nicht den Muth. Greife nach Allem, und es ist nichts, wenn du nicht mit dir selbst fertig bist. Wie bist du mir Mitmensch, Freund und Herr, wenn du dir nichts bist? Der Mensch hat keine andre Aufgabe, als nur sich selbst.

Willst du Andern vertrauen, daß sie gut sind? O so wisse, es giebt böse Menschen, und lege dein Vertrauen ein. Aber durch dein Vertrauen zu Andern sollst du gut machen, die böse sind. So auch dein Selbstvertrauen. Es soll dich nicht gut finden, sondern gut machen. Man kann sagen, daß Selbstvertrauen sey gar keine Pflicht, weil es, als das Gefühl von der Macht des Gesetzes, die Erste Bedingung aller Pflichtübungen ist. Dein Herz mag gut seyn, auch wenn du immer im Gefühl deiner Ohnmacht lebest und wachest; aber du hältst in der Reihe moralischer Wesen nicht deine Stelle, wenn du dir nicht selbst vertrauest. Soll Alles in ein Stocken gerathen, so muß das Selbstvertrauen aufhören.

Lehmann.

V.

Vom Unterschied zwischen der neuern Bühne
und den theatralischen Vorstellungen der
Alten.

(Fortsetzung.)

Zuerst wird es nun nöthig seyn, uns einen deutlichen Begriff von dem Theater der Alten zu machen, damit uns desto leichter die Verschiedenheit mit dem unsrigen bey der Vergleichung ins Auge falle; doch nur abgekürzt. Wer ausführlichere Nachrichten darüber wünscht, lese, außer der Hauptstelle im Vitruv (Architect. l. 5. c. 3. et 5. usque ad c. 10.), den Vulenger (de theatro l. 1. c. 6.), den Gyrald und den Lipsius (de Amphitheatro) nach. Du Bos und Barthelémy liefern aus diesen Genannten nur Excerpte, empfehlen sich aber, in Rücksicht der Darstellung, mehr als jene, dem Dilettanten zum Nachlesen.

Das Theater der Alten bestand aus einem großen Halbkreis, dessen Durchmesser die eigentliche Schaubühne war. Die Proscenium-Breite betrug oft zwanzig Faden, gewöhnlich aber nur hundert Fuß, woher die Theater denn auch *ἑκατόμπεδα* genannt wurden, d. h. Gebäude, die einen hundertfüßigen Durchschnitt hatten. Dagegen hat das größte Theater der neuern Zeit, das Theater zu Parma, nur 38 Fuß Proscenium-Breite, und das Opernhaus zu Bologna

47 Rheinländische Fuß. Die Schauspieler konnten also nicht von den Seiten auftreten, wie die unsrigen, weil immer einige Minuten erforderlich gewesen wären, bis sie die Mitte des Prosce- niums, die eigentliche Stelle der Sprechenden, erreicht hätten, von wo aus, nach akustischen Regeln, die den optischen durchaus entsprechend sind, sie nur überall verstanden werden konnten. Und dazu erwäge man den schwerfälligen und beschwerlichen Gang auf ellenhohen Kothurnen: was hätte das für Pönitenzen für Schauspieler und Zuschauer verursachen müssen, und was für einen Verzug zwischen Auftritt, Abgang, Alleinrede und Gespräch. Darum war die Scene nur einen Faden tief, und zwanzig breit. Der Hintergrund der Decoration stellte meistens ein königliches Gebäude oder einen Tempel vor, auf dessen Seiten rechts und links eine einfachere, unbedeutendere Wohnung stand. Aus der großen Thür des Pallastes traten die fürstlichen Personen, aus den Thüren der niedern Wohnungen die Sklaven, Diener und Untergeordneten auf, und mit wenigen Schritten hatte jeder die Mitte der Scene erreicht. Ob indeß die untergeordneten Rollen, Sklaven und Greise, sich auch der Kothurnen bedienten, oder ob es nur eine königliche Auszeichnung war, darüber läßt sich nichts Befriedigendes sagen, wiewohl es wahrscheinlich ist, daß, so wie die Götterstatuen in übermenschlicher Größe dargestellt

wurden, als Wesen einer ätherischen, höhern Welt, auch die niedern Rollen im Kontrast gegen die Heroen der Vorwelt, damit diese desto mehr hervorleuchteten und des erforderlichen Abstandes wegen, — daß die niedern Rollen, sag' ich, durchaus nicht auf Kothurnen gingen. Die Könige hatten weite, herabhängende Gewänder, wodurch das gebrechliche Fußgestelle verhüllt wurde, allein die Dienenden waren nur kurz geschürzt, und schon aus diesem Grunde konnten sie sich nicht der Kothurnen bedienen. War das Schickliche so scharf durch das Auftreten aus der Mittelthür und den Nebenthüren rechts und links bestimmt, so war auch sicher die eben so scharfe Bezeichnung des Abstandes zwischen der fürstlichen Person und dem Diener, in Ansehung der hervorragenden Größe, nicht vergessen worden. Auch werden bloß die Hauptrollen Kothurnrollen genannt, niemals die niedern; und wo alles so statuarisch behandelt wurde, wie bey den Alten, da war diese verschiedene Größe auch schon selbst ein Erforderniß, des plastischen Verhältnisses und Ebenmaßes wegen. Und mußten denn nicht der Nothwendigkeit wegen aus niedrigen Thüren durchaus kleinere Menschen treten als aus dem großen, mittlern, königlichen Prachtthor? Die Spieler der Nebenrollen durften ja, wenn sie auch eine schönere und lautere Stimme hatten, nicht einmal lauter sprechen, als der Spieler der Hauptrolle, sondern

mußten ihre Stimmen unterdrücken. Natürlich war es in Ansehung der hervorragenden Größe nicht anders, und sie mußten sich gefallen lassen, wollten sie wohl oder übel, kleiner dazustehen. Die imposanten Rollen mußten überdies durchaus die Nebenlichter überstrahlen, aber um das zu können, mußten sie auch durchaus Nebenlichter, hier kleinere Mitspieler, haben. Was hervorragen soll, muß durch Nebendinge und Nebenvergleichen gehoben werden. Diese Bemerkung, die man bisher ganz außer Acht gelassen hat, ist unerläßlich, um die alten Tragiker ganz zu verstehen.

Der Schauspieler stand vom nächsten Zuschauer in einer Entfernung von zehn Faden, vom dem entferntesten Zuschauer nahe an zwanzig Faden oder sechzig Schritt, oder hundert und zwanzig Fuß. Mimik war hier überflüssig, aber starke Stimme in einem hohen Grad erforderlich, um einen solchen Raum mit Stimmenstrahlen auszufüllen; ich sage Stimmenstrahlen, denn Optik und Akustik sind einander gleich, den Grundsätzen nach. Die deklamatorische Kunst unsrer jetzigen Schauspieler gegen die Deklamationen der Alten möchte, ohne Verkleinerung, höchstens eine Art von Gezirpe seyn.

Das alte Theater war ohne alle Bedeckung, und wenn es regnete, lief Alles in die nächsten Säulengänge und Häuser, um sich vor dem Regen

zu schützen. Die Sonnenstrahlen waren weniger beschwerlich, denn die Theaterzeit fiel in den Frühling. Stürme sind den Redenden sicher beschwerlicher gefallen. So viel ist gewiß, die Akustik sey auch noch so vollendet gewesen, daß die Entferntesten schlechter als die auf den Vorderstizen hörten; denn die Natur der Schallverbreitung konnten die Alten mit allen ihren kupfernen Schallkesseln doch auch nicht ganz besiegt haben, und es ist ein Irrthum, wenn man wähnt, daß sie das akustische Geheimniß besessen, den Ton gleichlautend überall hörbar zu machen. In unsern Theatern sitzt der Zuschauer dem Schauspieler beynah auf dem Nacken, und doch hört man selten mehr, als einen dumpfen Schall. Wir haben kein vollständig akustisches Theater: in dem einen ist der Wiederhall zu stark, in dem andern herrscht Verdampfung.

Die Vorstellungen der Alten begannen mit dem frühen Morgen. Man redete da oft das heilige Licht des Tages, die Sonne an; man rief die Götter zu Zeugen auf; die Götter sahen gleichsam vom Himmel herab dem großen Ereigniß zu. Das alles mußte einen großen Effekt hervorbringen. Man spielte bis in die Nacht: Selene leuchtete und die Gestirne schimmerten herab. Welche Majestät! Man vergleiche damit den papiernen Mond, den Talgschimmer des Tages und die defekten, knarrenden Meereswogen unsrer Bühnen!

Man muß sich die Scene der Alten (das was unsre Bühne ist) als ein langes bedecktes Gebäude denken, dessen Vorderseite offen ist, zwanzig Faden lang, drey Faden breit, die Zuschauer-sitze als eine in halber Zirkelform gemauerte Umgebung um die Fronte dieses Gebäudes. Was wir das Parterre nennen, nannten die Alten die Cavea, das Koilon, und dieser Platz mußte immer leer stehen, weil man die Bemerkung gemacht, daß dies zur Verständlichkeit der Schauspieler erforderlich sey. Dieß Koilon aber war nicht, wie unser Parterre, abhängig gebauet, sondern vielmehr ganz eben, wie es auch der Platz, wo die Schauspieler auftraten, gleichfalls war — war und seyn mußte, wenn sie einen sichern Gang auf den Kothurnen haben sollten. Auch uns wäre eine Cavea zu wünschen; Illusion und Deklamation würde dadurch gewinnen.

Die Zuschauersitze bestanden aus Gradinen, Stufensitzen, die hinter einander lagen, eine höher als die andre. Die erste Gradine um das Koilon war für die Magistratspersonen; es war also der nächste, doch unstreitig auch der beste Sitz; dann kamen die Ritter, hierauf die Bürger und zuletzt die Frauen, unter welchen die Hetären ihre eigne Absonderung hatten.

Der eigentliche Darstellungsplatz, die Scene, hatte verschiedene Abtheilungen. Der Ort, wo die Schauspieler auftraten, lag in gleicher Höhe

mit der vordersten Grabine der Zuschauer. Einige Fuß niedriger stand, hart an der Scene, der Chor, wohlgeordnet auf beyden Seiten. Die Schauspieler ragten über ihm hervor. Die ungeheure Breite der Scene machte, ohne Ueberfüllung des Schauplatzes, daß die Vertheilung des Personals demnach den Augen der Zuschauer immer in wohlgefälligen Gruppen sich darstellte. Theile der Scene waren: das Episcenium, eine Oberetage über der Scene, wo Blitz und Donner zubereitet wurden, und die Maschinen zur Herabsetzung standen; das Parascenium, die Zellen hinter der Bühne und um die Bühne herum, wo alles zum Spiel vorbereitet wurde, nämlich die Umkleidungen und was dazu gehört; das Proscenium, τόπος ἢ κατὰρὸς πρὸ τῆς σκηνῆς, ἐν ᾧ Ἵποκριταὶ ἠγωνίζοντο, ein offener, freyer Platz auf dem Vorsprung der Scene, wo die Aufführung der Stücke vor sich ging; und das Hyposcenium, wo der Chor stand. Nun kam die Thymela oder das Logeum, der eigentliche Altar, im Verhältniß zu den großen Umgebungen; dann das Orchester, wo die Tibicines (Musiker, nicht Flötenspieler allein,) standen und wo getanzt wurde, d. h. wo man in rhythmischen Bewegungen, mit Begleitung des Gesanges und der Musik, bestimmte Leidenschaften mimisch darstellte. Eine unzählliche Menge von Säulen und Statuen diente zur Verzierung des

Proscenium. Dieß alles gilt, mit wenigen Abänderungen, auch von unsern Theatern.

Die Veränderung der Dekoration war sehr einfach; denn zu jedem Stück war nur eine nöthig. Die vorhandenen Meisterwerke zeugen davon: Jedes dieser Stücke, mit wenigen Ausnahmen, hat nur eine Dekoration. Da aber vom Morgen bis auf den Abend gespielt wurde; und ein Stück, der vielen Mitbewerber halber um den Ehrenpreis, dem andern folgte, so war die Form der Seitenkulissen der Veränderungen wegen prismatisch. Jedes Prisma hatte drey Ansichten, folglich drey Veränderungen, und war, mittelst einer Walze, somit der schnellsten Veränderung fähig. Die Seitenveränderungen geschahen durch Umdrehungen, die Mittelveränderungen — wenn es darauf ankam, die Scene in das Innere der Fürstenwohnung zu versetzen — geschah durch Auseinanderschiebung (*Ενκύκλιμα*). Uebrigens boten die Seiten meistens eine bestimmte Ansicht dar; eine — die Stadt, die andre das Land. Doch trat man nur in der Komödie von den Seiten her auf, in der Tragödie niemals; ließ es sich doch auf dem Soccus leichter einherschreiten und schneller ankommen, als auf Kothurnen. Das Encyklima war, nach dem Scholiasten des Aristophanes, eine Maschine, wodurch das Inwendige (*τα ἔνδον*) nach außen gekehrt wurde; Geranos, wodurch Verwandlungen hervorge-

bracht wurden; Theologen, wodurch übernatürliche Wesen, Götter und Schatten herabgesenkt wurden. Das *Kerauneum* war die Blitz- und Donnermaschine unter der Scene, und bestand aus kupfernen Gefäßen mit runden, rollenden Steinen gefüllt, durch deren Zusammenrüttelung ein furchtbares Geräusch, dem Donner ähnlich, entstand, — der Ort, wo dies vor sich ging, hieß *Βροντεϊόν*. Wo weite Aussichten nöthig waren, wurde die ganze mittelfte Dekoration auseinandergeschoben, und man blickte in unabsehbare Fernen. Die Lage der Theater war immer darauf berechnet. Unsere Aussicht ist dagegen immer nur ein Stück bekleckte und zusammengestückte Leinwand; unser Blick, wenn's hoch kommt — übelriechender Kalfonium.

Wer aus der Unterwelt kam, entstieg dem Fußboden. Eine, den Zuschauern unsichtbare, Charonische Stiege gab es nicht, am wenigsten eine solche, die unter den Sitzen der Zuschauer verborgen war. Eine unwandelbare bleibende Charonische Stiege wäre ohnehin für jeden Lebenden ein widriger Anblick gewesen und überdies unnöthig. Wahr ist es, jede Stelle und Gegend hatte ihre permanente Bedeutung: aus dem Mittelthor traten Könige und Heroen, aus den Nebenthoren Personen niedern Standes; wer von der rechten Seite herkam, kam aus der Stadt, von der linken Seite — vom Lande, aus den Wolken —

vom Himmel; und warum nur nicht der Bewohner der Unterwelt aus der Erde? — Die Charonische Stiege ist nur eine poetische Redensart und eine äußerst profaische Hypothese. Die Perriapten, Exostren, Petauren und Geranen waren hinlänglich, um einen — Schatten heraufzuwippen. Daß übrigens jede Theatergegend ihre bleibende Bedeutung hatte, war ein Vorzug, den unser Theater entbehrt, und wir haben deswegen auch die Unbequemlichkeit, es uns mehreremal vorsagen lassen zu müssen: ich komme aus der Residenz oder von meinem Landgute, Jagdschloß und was dem ähnlich ist. Hier brauchte man nur hinzuschauen, um zu wissen, wo einer herkam.

Der Vorhang der Alten ward nicht in die Höhe gerollt, sondern gezogen, und zwar nur vor dem Proscenium, nicht vor der ganzen Breite der Scene, so ungefähr wie man ein Segel entfaltet oder einen Zeltvorhang aufrichtet. Indesß war zum Gebrauch des Vorhanges auch nur selten Veranlassung da. Jedes Stück spielte, ohne Unterbrechung, ganz aus. Akte gab es nicht. Nur wir haben die Unannehmlichkeit, uns oft fünfmal hinter einander durch den Vorhang daran erinnern zu lassen, daß unsre armselige Tragödie ein bloßes Gaukelspiel ist. Jeder Aufzug des Vorhanges zerreißt die Täuschung und jedes Herabrollen zerstört uns den schönsten Traum. Und nun die aufgespielten Anglaisen und Quadrillen dazwischen,

welch' eine Jämmerlichkeit! — Wozu auch des Stillstandes? Das Theater der Alten war nie leer. Eine Person begann gewöhnlich das Spiel; mehrere traten nun auf und ab, und der Chor füllte die Lücken. Das Zeitmaaß des Stücks gab der Tropfenfall einer Wasseruhr an, welche Klespsydra hieß. Unsre Gardinenfälle sind dagegen gewissermaßen wahre Zerstörungsmittel für das Wohlgefallen, und die häufigen Kulissenveränderungen gleichfalls. Dies Gerassel, dies Gelärme, dieses Schnurren und Surren, wozu? Um nach einer Dorfschenke einen papiernen Pallast zu präsentiren: *parturiunt montes et nascitur — ridiculus mus.*

Die Tragöden der Alten trugen Masken, um die Charaktere desto genauer darzustellen. Auch waren die übrigen Theile des Körpers ausgepolstert, um das Verhältniß desselben mit dem Ellenhohen Rothurnzusatz auszugleichen. Man zucke darüber nicht mit Verachtung die Schulter, als ob unsre Schauspielkunst höher stehe, indem wir mit unsrer Kunst ein sogenanntes Minenspiel hervorzerren und eine Art Charakterfrage herausschminken, und ziehe dagegen die große Entfernung der alten Schauspieler vom Zuschauer in Erwägung, um sich zu überzeugen, daß hier jeder mimische Ausdruck unmöglich war. Und wäre auch jede Miene einen Fuß lang, jedes Lächeln zwey Fuß breit und jede Thräne ein halber Was-

ferreiner gewesen, die Entfernung war doch zu groß für die geziemende Darstellung des Ausdrucks und für die Wahrheit der Empfindung. Der Schmerz an dem Kopfe eines Kolosses müßte überdies immer nur zum Lachen reizen, weil bey einem solchen die Grimasse des Weinens zu sehr ins Breite — und alles Breite ins Unbehülfliche und Lächerliche fällt. Ob es übrigens nicht besser wäre, mit einer Maske zu spielen, als das Gesicht eines Gecken durch die angeschminkte Weisheit hervorscheinen zu lassen; besser, hinter der Maske den ehrlichen Mann zu spielen, als mit dem Schelmenauge durchzublinzeln durch und über alle Ehrlichkeit; besser, sich eine schöne Larve anzueignen, als ein häßliches Gesicht zur Schau zu tragen; besser, der Larve das Narren Gesicht zu verdanken, als das eigene zu prostituiren: darüber möge ein jeder sein eignes Urtheil fällen.

Man findet auf den Basreliefs der Alten Masken abgebildet mit einer ungewöhnlichen Oeffnung des Mundes. Mehrere klassische Schriftsteller sprechen von der Erhöhung der Stimme vermöge der innern Auslegung des Maskenmundes mit geschliffnen Kieselsteinen, denen man den hellsten Klang zugestand. Und die Sache ist nicht unwahrscheinlich; denn die Entfernung verkleinerte auch hier den Uebelstand des Mißverhältnisses. Ein Mund, und wär' er eine Spanne lang, verlore dennoch gewiß auf eine Entfernung von min-

destens zwölf Faden den Anschein des Ungewöhnlichen.

Daß die Schauspieler, hinter der Scene, der Anordnung des Stückes gemäß, so wie die Leidenschaften sich änderten, auch ihre Masken wechselten, ist nicht unwahrscheinlich, und Schlegels Widerspruch dagegen nicht gegründet; war es doch nicht erforderlich, mit jeder Nuance der Leidenschaft selbst auf dem Theater die Maske zu wechseln, wie dieser Schriftsteller es für nöthig findet, indem es ja nur zur Zeit der Katastrophe geschehen durfte.

Einen ähnlichen verneinenden Machtspruch läßt derselbe berühmte Schriftsteller über die Behauptung ergehen, daß die Alten getheilte Masken zu ihren Darstellungen gebraucht hätten und auf Agamemnon's Maske die Augenbraunen verschieden gewesen wären, nämlich die eine höher, die andere tiefer, wodurch er bey abwechselnder Stellung bald wehmüthig und bald zornig geschienen — (was wahrscheinlich zur Anekdote des Garrickschen Doppelgesichtes bey der Erscheinung des Vaters im Hamlet die Veranlassung gegeben, wo die eine Seite der Mutter zugelächelt, und die andre dem Vater eine von der Wange herabrollende Thräne gezeigt haben soll, grade als sey der Kopf des Menschen wie die Aesthetik unsrer Recensentenkunst in zwey gleiche Theile gespalten, Scherz und Ernst) — und doch ist die Doppel-

maske der Alten nicht unwahrscheinlich. Man vergesse nur nicht, in welcher großen Entfernung dies geschah, und wie unmerklich es aus diesem Grunde geschehen konnte. Durfte man doch, ohne Lachen zu erregen, zu dem Maskengesicht sagen: du erröthest — du wirst blaß — dir entfällt eine Thräne — der Schmerz zuckt um deinen Mund — dein Auge flattert unstät umher; denn niemand sah etwas von alle dem und ahnete das Gesagte nur, und glaubte es zu gewahren aus den markirteren Stellungen. Schlegel sagt sogar, daß über die Maskenzwiefachheit nicht eine einzige Stelle in den Schriften der Alten vorhanden sey; ihm scheint also die Stelle: Quinctilian. Inst. lib. XI. pag. 186. entgangen zu seyn, wo die Sache klar und deutlich auseinandergesetzt steht.

Wo einander ähnliche Gestalten bey Verwechslungsscenen nöthig waren, da waren Masken von großem Nutzen zur Hervorbringung der Illusion, wogegen wir nun oft nicht begreifen können, wie Personen auf dem Theater verwechselt werden können, die auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit einander haben. Warum bedient man sich bey solchen Veranlassungen nicht auch noch jetzt der Masken?

Auch die Rollen der Frauen wurden von Männern dargestellt, wahrscheinlich weil jene zu schwach waren, mit ihrer Stimme einen solchen Schauplatz auszufüllen. Dazu waren nun durch-

aus Masken erforderlich. Um eine Iphigenia, Elektra darzustellen, dazu gehörte Anmuth und Schönheit, und eine Maske war unerläßlich. — Wir setzen uns über die Lächerlichkeit hinweg und nehmen es gar nicht übel, ein altes, ledernes, angebeiztes Faltengesicht schön, jung und liebenswürdig nennen zu hören. Die Alten waren ungenügsamer. Doch geschieht einer Schauspielerin, Dyonisia, Erwähnung, obwohl nur zur Zeit der Römer.

(Der Beschluß folgt.)

— Broße.

VI.

Aesthetischer Skepticismus.

Ich höre Mozart: groß, rührend, neu, charakteristisch, weich, höchstinteressirend, voll — dann wieder so streng — und jeder Zug schön. Das Herz wird bewegt; endlich entzückt. Bewunderung und Beredlung scheint der Hauptmoment, in den sich alle übrigen Gefühle verlieren. Und doch führt er mich so besonnen zum Schlusse: nichts, was mich zu sehr drückte, herrscht vor; selbst die Anstrengung einer unbeschränkten Hingebung mildert er durch leichte Unterbrechung kleinerer Züge, die in sich selbst den früher gezeichneten neu sind.

Das ist Alles, ruf' ich, was hier zu suchen war! Wie hätte er anders schreiben können, ohne weniger zu leisten!

Noch lebt der Eindruck in meiner Seele, als mir *Elementi* ein *Capriccio* spielte. Meine Erwartung leidet gleich zuerst von jener Erinnerung. Doch bald finde ich, er hat viel zu sagen. Nun, diese eigenste Freyheit, die mich anfangs täuscht, mich ungewiß macht, ob er auch absichtlich nach Ungewöhnlichkeit hasche, oder nur unwillkürlich fortgerissen werde. Freyer Genius, du hassdest den Egoismus der Härte! Wahrheit mit Anmuth, eine bewußtlosere, wenn auch nicht immer so tiefe Liebe, selten üppig, meistens edel, freudige Stärke! Bewunderung und Dank sprechen sich allgemeiner, unbestimmter in mir aus: — und doch, welche deiner Töne hätten das Ohr der Pierinnen nur mit der leisesten Profanität verletzt?

Nun wählet! Könnt ihr einen gemeinschaftlichen Maaßstab zwischen diesen beyden Genüssen finden? eine Vergleichung, die nicht dem Einen beylegte, was der Andere entweder anders hatte, oder gar nicht haben durfte?

Ich lese die Braut von Messina: ich sah sie unter den Augen des Dichters in Berlin darstellen. — Wie zurückhaltend sind doch glücklicherweise unsre Schönschwärzer, wenn es darauf ankommt, nur die Eigenheit dieses Unsterblichen aus-

zusprechen! Liebe, Tiefe, keusche Energie, edelste Vollendung des Mechanischen und des Befee-
lenden, Idealität mit Virtuosität, Hoheit und
Vielsinnigkeit — — wie wenig läßt sich aus dem
Allen das Bild zusammensetzen, welches Schiller
heißt! — Wir glauben Andere zu seyn, wäh-
rend wir vor seinem Werke stehn; wahrlich das
sind wir auch. Und schweigend sagen wir: wehe
dem, der ihn nicht versteht; der entheiligend nach
dem sucht, was hier anders seyn sollte!

Ich feyre den Nachabend; die Nacht, der
folgende Tag sind noch nicht ganz wieder mein;
er hat einen neuen Schein um das Menschenleben
gezaubert. Göthe's Egmont geräth mir nun in
die Hände. Daß Andenken köstlicher Genüsse
trennt sich nie von diesem Buche: doch scheint et-
was mir zuzurufen: „thue ihm nicht Unrecht, aber
auch nicht der harmonischen Stimmung seit jenem
Abend.“ — Man liest. Bewegliches, freyes Le-
ben, leichteste Genialität in jedem Zuge; alle Per-
sonen treten frisch und ganz hervor: wie begierig
erwarte ich Egmont selbst, als wäre es zum er-
stenmale! Er lebt, er steht vor mir; wie innig
fesselt er mich an seine Zeit! Ich liebe ihn,
als wäre ich einer seiner Treuen: ohne daß es mir
nur einmal käme, des reichen schöpferischen Dich-
ters zu denken. — Und dann Klärchen! Das
Gefühl bis zum verlorensten Sinnen; das Hell-
dunkel wehmüthigweicher Stärke; das Hinschauen

in einen ganzen Himmel von Liebe; daß immer so Menschliche, welches über alles Schöne aller Welten verbreitet ist.

„Wie viel Himmlisches auf Erden“, sagt mir der Eine: „wie viel Himmlisches erhebt den Menschen über die Erde,“ der Andere. Vergleiche sie, wenn du kannst; wäge sie; sage mir dann, welches das Eine Schönste ist, das zwischen ihnen liegt! Nein! der Eine konnte nicht der Andere seyn. Alles sollte so seyn, und ginge es auch aus den entgegengesetztesten Bestrebungen, aus den disparatesten Talenten hervor.

Aber, vielleicht ist dies nur eine Eigenheit des Meisterthums? Da nur hört die Kompetenz der Kritik und der Regel auf.

Hat doch jeder Pfuscher seinen Kreis, sein kunstverfechtendes Publikum! — Befolge das erste Gesetz der Beurtheilung, dich hineinzusetzen in die Sphäre des zu Beurtheilenden; so wirst du eingestehen, daß alles Schöne nur relativ ist und daß die Bedingungen des höchsten Schönen nicht festzusetzen, in kein System zu ordnen sind.

R.

VII.

T h e a t e r.

K e v a l e r B ü h n e.

(F o r t s e z u n g .)

Am 5ten April: Die Verſöhnung, von Koſebue. Herr Koppe, ein durchreisender Schauſpieler (ſo ward er auf dem Zettel annoncirt), trat darin als Franz Vertram auf. Der biedre Schiffs-Kapitain wurde leider in ſeinen Händen zum ganz gemeinen Matroſen. Ueberhaupt ſcheint den Herren dieſer herumziehenden Gattung nichts leichter, als ſich Schauſpieler zu nennen; wiewohl auch manchem Stablen das Herumziehen anzusehen iſt! Trotz dem, daß Herr Koppe den alten ehrlichen Kapitain ſo gräulich degradirt hatte, erhielt er noch den Lieutenant Stern im Spieler von Zffland, und wir mußten abermals bey dieſem Gaſt die höflichen Birthe machen. Wenn er nur nicht gar Hausgenoffe wird?! —

Am 11ten April: Das Kamäleon, Luſtſpiel in 5 Aufzügen, von Beck. Madame Dhimann trat zur allgemeinen Freude des Publikums, die durch ein ſtarkeſ Applauiſſement laut wurde, zum erſtenmale nach ihrer Niederkunft wieder auf. Irene war vortreflich, doch jugendlich war ſie nicht. Es ſidrt die Illuſion zu ſehr, wenn man auch noch ſo vollkommen, wie Madame

Ohmann, spielt, ihre heroische Figur als naives Mädchen herumhüpfen zu sehn. Solche Parthieen müßte sie durchaus Demoiselle Pöschel d. ä. überlassen, die ganz für dieses Fach geschaffen ist. Indesß ging dieß heute nicht füglich an, weil Demoiselle Pöschel d. ä., deren Engagement geendigt war, sich nicht aufs Neue in den alten Kontrakt fügen wollte, und Präntensionen machte, die man ihr nicht bewilligen konnte. Sie ist zwar ein sehr liebenswürdiges, schönes Frauenzimmer mit nicht gemeinen Talenten, doch hohen Künstlerinnen darf sie sich nicht gleichstellen wollen, und es verräth immer Egoismus, wenn man präntendirt, ihnen gleich salarirt zu werden; besonders, da außerdem manches würdige Mitglied unsrer Bühne nach Verhältniß unter seinem Werth und nicht nach Verdienst bezahlt ist. Es ist wahr, — dem Verdienste seine Kronen! — wir würden durch ihren Abgang viel verloren haben, doch unersetzbar wäre der Verlust nicht gewesen. Sie sah das zu ihrer Ehre ein, gab nach, und wir freuen uns nun wieder, um manchen Genußreicher zu seyn. Herr Büchner, als Graf Schaalheim, entsprach ganz der ersten Sylbe seines analogen gräflichen Familiennamens. Eduard, sein Sohn, Herr Wunder, mußte ertragen werden. Josephe Wolmar, Madame Hoffmann, dessen Geliebte, zeigte zuviel Zärtlichkeit.

für den angebeteten Gegenstand; sonst war sie sehr brav. Herr Ohmann, als Schulberg, hätte ein viel hungrigeres Ansehn haben müssen. Hinter seiner wohlgemästeten Leibesbeschaffenheit ging der nothleidende Dichter verloren. Kurz, seine Korpulenz reimte sich nicht mit seiner unglücklichen Lage, und bey einem Poeten dieser Gattung muß sich Alles — reimen. Madame Ackermann's Enbonpoint vertrug sich ebenfalls nicht mit der Dame du Cour, Gräfin Sendheim. Herr Ackermann, als Major Dellau, war, ohne gerade ausgezeichnetes Lob zu verdienen, heute sehr zu ertragen, dagegen aber Herr Wirsing, als Baron Breitenfeld — und alter, grader Landmann, unerreichbar. Ihn charakteristischer zu zeichnen und lebhafter durchzuführen, scheint uns kaum möglich.

Den 18ten April: Die Komödiantin aus Liebe, Lustspiel in einem Aufzuge, von Kozebue, gefiel durch die vorzügliche Darstellung. Hierauf, bis zum Ueberdruß, wiederholt: Adolph und Klara, Oper.

Am 21sten April: Die Verwandtschaften, Lustspiel in 5 Aufzügen, von Kozebue; worin Demoiselle Martini, eine zu unserm Theater verschriebene junge Schauspielerin, als Gretchen, sich empfahl. Ein schönes Organ, eine liebenswürdige Gestalt und viel Anlage berechtigten bey ihr zu großen Hoffnungen. Ihr ei-

genthümlicher Charakter weist sie auf naive Rollen hin. Demoiselle Pöschel d. ä. kann ihr hierin zum Muster dienen, und wenn sie recht fleißig ist, so wird sie dieser bald nicht mehr nachsehen dürfen. Nur darf sie sich durch zuvorkommende Aeußerungen des Beyfalls nicht irre leiten lassen.

Am 24sten April, zum Benefiz eines Herrn Richter: Graf Benjowsky, Schauspiel in 5 Aufzügen, von Kozebue. Aus einer besondern Begünstigung mit Bewilligung aller Schauspieler wurde ihm, der für das Fach der Statisten unleugbar viel gethan, weil er doch manche schwere Rolle, z. B. Pack- und Lastträger u. im Schweiß seines Angesichts zur allgemeinen Zufriedenheit gegeben, dieses Benefiz zuerkannt. Er scheint mehr zum Regisseur geschaffen, wie mancher Andere, und hatte sich aus einer sehr richtigen Ansicht die unbedeutende Rolle des Tschelösnikow zugetheilt. Herr Ucker mann gab sich zwar viel Mühe, aber ohne allen Erfolg. Auch fühlten wir nur zu sehr, daß Madame D h m a n n, als Afanasja, nicht an ihrem Platz stand. Dagegen freute sich Alles, Herrn Kr a m p e, als Hettmann, zu sehn. Herr Z i m m e r m a n n, als Stepanow, war ganz der leidenschaftliche Mensch, der, gepeytscht von seiner exaltirten Phantasie, in Raseyrey endet. Auch Herr D h m a n n d. ä., als Gouverneur, gewährte ungetrübten Genuß. Die

Angst, in der letzten Scene, wo seine Tochter mit Benjowsky entfliehen will, schilderte er mit einer Lebendigkeit, die Alles ergriff. Ihn lohnte einstimmiger, allgemeiner Applaus.

Den 28sten April zum erstenmale: Herr Kochus Pumpnickel, musikalisches Quodlibet von Stegemayer. Ein Pferd auf der Bühne, gehört zu den Seltenheiten, die jederzeit das Haus füllen. Kaum zeigten sich nur die Ohren der Rosinante, als, von einer gewissen Sympathie ergriffen, die höhere Region des Amphitheaters laut aufjubelte und sich die Hände wund klatschte. Das Thier mochte es eher für etwas Andres als für Beyfall gehalten haben, denn es nahm einen Satz und hätte beynahe seinen Herrn zum Sandreiter gemacht, wenn nicht einige Gassenjungen ihm in die Zügel gefallen wären, um den Ritter von der traurigen Gestalt, den übrigens Herr Krampe mit ächtböhmischer Haltung und Vermeidung aller Uebertreibung darstellte, vom Sattel zu helfen, und zur Belustigung ihres Publikums sich selbst darauf zu schwingen, was denn auch die gewünschte Wirkung nicht verfehlte.

Am 30sten April: Der Graf von Burgund, Schauspiel in 5 Aufzügen, von Rozebue, zum zweyten Debut für Demoiselle Martini, worin sie als Elsbeth ihr Möglichstes that, um zu gefallen. Allein ihr mangelt noch viel, um ihre Vorgängerin in dieser Rolle zu erreichen, die

in die Naivität dieses Charakters eine nicht leicht zu imitirende Unbefangenheit und eine Sittlichkeit zu mischen weiß, die entzückt. Auch Demoiselle Martini kann es durch Studium einst dahin bringen; an Anlage fehlt es ihr nicht. Sie hat der Natur viel zu danken.

Den 9ten May zum erstenmal: Zwey Bettern für Einen, Lustspiel in 1 Aufzuge, nach dem Französischen. Der Bearbeiter dieser Piece soll ein Hiesiger von Adel, und diese sein erster dramatischer Versuch seyn. Die vorzügliche Darstellung trug das Ihrige zu der guten Aufnahme dieser, nicht, wie sonst, wörtlich — sondern wirklich deutsch wiedergegebenen Uebersetzung bey. Es griff Alles so in einander und stand seinem Charakter so passend da, daß man es eine der gelungensten Vorstellungen nennen konnte. Demoiselle Pöschel d. ä., Madame Hoffmann, Herr Krampe, Herr Zimmermann und Herr Ackermann bestrebten sich mit lobenswerthem Eifer, die Zufriedenheit der Zuschauer zu erwerben, und erreichten diesen lohnenden Zweck im vollsten Maaße.

Den 16ten May: Lilla, Oper in 2 Aufzügen, Musik von Martini. Madame Mainzer, Madame Ackermann und Demoiselle Pöschel d. ä. legten, in den Hauptparthieen, einen interessanten Wettstreit zu Tage; auch Herr Krampe erwarb sich allgemeinen Beyfall, als

Lita. Herr Korop war heute, in der Rolle des Korado erträglicher, als sonst.

Den 29sten May: Balboa, Trauerspiel in 5 Akten von Collin, wurde mit derjenigen hohen Aufmerksamkeit gegeben, die einem Stück von so ausgezeichnetem, ästhetischen Werthe gebührt. Herr Zimmermann, als Balboa, war, außer einzelnen Scenen, wo er sich zu sehr von einer Behmuth überraschen ließ, die diesem Charakter nicht eigen seyn kann, ausgezeichnet brav. Balboa tritt vor Gericht mit dem hohen Bewußtseyn der edelsten Handlung, ja mit einer gewissen Art von erlaubtem Stolz, und darf während dieser ganzen Scene durchaus, selbst bey der Vernehmung seines Todesurtheils, nicht weich werden. Er hört es mit heldenmüthiger Ruhe an, und scheidet mit dem ganzen Gefühl innern Werthes aus der Versammlung seiner Richter. Im letzten Akt, wo er von seiner Marie Abschied nimmt, war er aber wieder ganz Balboa. Mit welcher Ueberzeugung, mit welcher beseligten Hoffnung ging er zum Tode! Und Marie — Madame D h m a n n?! — Wer malt alle die Scenen, in denen sie Meisterin unsrer Gefühle ward? — Mitleid, Bewunderung, Angst, Hochachtung wechselten während ihrer zum Herzen sprechenden Aktion. Und als der Vorhang fiel, da hätten wir alle rufen mögen: — „Kehre zurück, Marie! — — — Empfange den innigsten Dank für dein begeisterndes Spiel!“

— wenn nicht der Vorhang plötzlich wieder aufgerollt wäre und die Annonce des Rochus Pumpernickel die schönste Täuschung zerstört hätte. Pedrarias wurde zwar vom Herrn Ohmann mit sichtlichem Studium gegeben, doch hat er nicht Kraft genug für diesen gewaltigen, motivirten Beseiwicht. Jeronimo, der oberste Richter, dieser Biedre, weltfluge, edle Greis, wurde von Herrn Wirsing mit einer Herzensgüte gegeben, die einzig zu nennen war.

Den 25sten: Ubaldo, Trauerspiel in 5 Aufzügen, von Rozebue, worin Herr Schirrmacher, ein fürs Fach der zärtlichen Väter engagirter Schauspieler, als Ubaldo auftrat. Hätte er doch lieber mit dem Bischofe von Puy aus den Kreuzfahrern debutirt, er würde vielleicht gefallen haben, da der gute Bischof Held und Prediger zugleich ist. Den Monolog im Gefängniß sprach er wie ein Gebet her.

Den 26sten May: Klara von Hoheneichen, Ritterschauspiel von Spieß. Madame Wagner, deren hohe Talente uns schon früher aus einigen Recensionen bekannt waren, und die für unsere Bühne engagirt ist, debutirte als Klara von Hoheneichen. Eine liebenswürdige Gestalt, ein schönes, nur etwas schwaches, Organ, waren gleichsam die Verkünder ihres großen Werthes. — Darstellung, Deklamation, Mimik herrschten im vollkommensten Vereine während ihres durchdach-

ten Spiels, dem durch ein ungetheiltes Applaudisfement gerechterweise gelohnt ward. Nur ihre ausgezeichnete Darstellung machte, daß man dieser an sich ungenießbaren Speise für den heutigen Abend Geschmack abgewann.

Den 30sten May: Die Jäger, Schauspiel von Iffland. Herr Schirmacher vergriff den alten Oberförster so ganz, daß dieser rasche durchgreifende Alte zur totalen Schlafmühe ward. In der Scene, die eigentlich die Pointe des ganzen Stücks ist, wo er den Sohn im höchsten Zorn aus dem Hause jagt, stand er so unglücklich da, als wenn er der Gejagte gewesen wäre. Noch verdient hiebey der Stock des Amtmanns Zeck eine Erwähnung, der vom Herrn Büchner gegeben wurde, — an welchem man gar keine andre Bewegung als die seines Stockes bemerkte. Es war im wörtlichsten Sinne ein recht verstockter Herr Amtmann!

Den 2ten Junius: Menschenhaß und Reue, Schauspiel in 5 Aufzügen, von Koheue, wo wir abermals Gelegenheit hatten, Madame Wagner's nicht gemeines Kunsttalent zu würdigen. Wie zeichnete sie so vollkommen diese von Schmerz und Kummer gebeugte, sich schuldig fühlende, reuevolle Gattin. Und wie im letzten Akte, wo sie sich ihrem Gatten nähert, die Last ihrer Schuld, der Kampf ihrer Seele, sich in jedem Zuge aussprach: da sah man in dem Auge eines

Jeden Thränen glänzen, die das schönste Lob ihrer gehaltreichen Darstellung waren. Herr Büchner, der Unbekannte?! wäre uns freylich lieber gewesen, als — Herr B. der Bekannte. Ist er doch immer derselbe!

Den 4ten Junius: Graf Benjowsky, zum Debut des Herrn Mengershausen aus Danzig, ebenfalls für das Fach der zärtlichen Väter engagirt. Zwey Väter also für einen! Herr M. bleibt indeß immer eine gemachte Akquisition, und seine Aktion als Gouverneur verrieth gleich den routinirten und denkenden Schauspieler. Auch fand er allgemeinen Beyfall. Es war übrigens für ihn keine kleine Aufgabe, diese Rolle Herrn Dymann nachzuspielen, der hier darin excellirt.

Den 6ten Junius: Fridolin, Schauspiel in 5 Aufzügen, von Hollbein, worin Herr Mengershausen den Felseck mit sichtlichem Studium, und im Ganzen glücklich, gab. Nur war er so bunt gekleidet, daß man ihn für einen Spaßmacher — vulgo Hanswurst — hätte halten können. Und das darf der biedre, sehr hellsehende Felseck auch nicht einmal dem Aeußeren nach seyn. Es ist zwar eine etwas durstige Seele, sonst aber ein ganzer Mann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Theater in Mitau.

Die Rigasche, jährlich zur Johanniszeit nach Kurland ziehende Schauspielergesellschaft hat diesmal keine ergiebige Ausbeute gehabt, und mit wenig Glück folgende Vorstellungen gegeben, die wir, ohne sie im Ganzen einer vollständigen Kritik zu unterwerfen — da man ohnehin von keiner derselben sagen kann, daß sie ein Ganzes war — hier bloß mit kurzen Worten charakterisiren wollen.

Am 4ten Junius: *Bianka von Toredó*, eine sogenannte dramatische Dichtung in 5 Aufzügen. Schlechte Verse, gedehnter Dialog, Armut an Handlung — die Prachtaufzüge abgerechnet, die dem Ganzen das Relief geben, aber eben so gut unbeschadet des Ganzen wegbleiben können. *Demois. Bessel* (*Bianka*) utrirte, sparte sich zu wenig auf — und deklamirte sehr ungleich. *Demois. Schönhuth* war, als *Isabelle*, durchaus nicht an ihrem Platz; wie es ihr denn überhaupt in allen dergleichen Anstandsrollen an Anstand fehlt. Das *Soubrettenair* aus ihrem früheren, ihr eigenthümlichen Rollenfach schimmert überall durch, und die Gewalt, die sie sich anthut, dies zu verbergen, macht sie in Heldenrollen unleidlich. Einformig in Ton und Gebehrde, beschränkt sich dabey ihre ganze Aktion im Trauerspiel und Lustspiel nur auf zwey Gesten. Im tragischen Affekt drückt sie abwechselnd bald eine Hand, bald beyde gefalten an die Brust — und im Lustspiel schlägt sie sich gern auf die Hüften. Je weniger dieser Ausdruck der Fröhlichkeit, wenn man ihn dafür nehmen soll, öffentlich gelitten werden kann, desto mehr verdient er eine öffentliche Rüge. *Graf Soderini*, der Liebhaber (*Herr Freisleben*), war ein gar zu blöder Schäfer,

und erregte gerade bey der Liebeserklärung lautes Gelächter. Warum steckt man Statisten in solche Rollen? Herr Dittmarsch (Robert, Graf von Provence) hatte auffallend schlecht gelernt, was seinem Spiel sichtlich schadete; denn er machte sich weniger mit seinen Mitspielern, als mit dem Coufleur zu thun. Die Pferde, welche bey dieser Gelegenheit das Theater betraten, wurden fast von dem geräuschvollen Beyfall scheu, den ihnen, wir wissen nicht, warum? — das Publikum bey ihrem Auftritt zollte; oder galt dieser etwa dem Theaterkutscher hinter der Scene, der sie gezäumt und der Reiterin in den Sattel geholfsen hatte?

Am 5ten Junius: Uxur. Diese hier schon zu oft gesehene Oper fand keine Zuschauer mehr. Herr Münter, abermals ein Statist, war Altamor. Melite konnte nicht singen. Herr Feddersen gab sich alle Mühe, seinem Vorgänger in dieser Rolle nachzukommen. Niemand achtete seiner Anstrengung — denn das Haus war leer.

Am 6ten Junius: Herr Rochus Pumpernickel; musikalisches Quodlibet in 3 Aufzügen. Diese Burleske schien wenig Beyfall zu finden, was dem hiesigen Geschmack Ehre macht. Sie wurde dazu, besonders in den Hauptrollen, plump und nachlässig ausgeführt. Der Arzt Bombastus, Herr Münter!! Hauptmann Borthal, Herr Frank!! Der erstere hatte sich nicht einmal alt geschminkt, und setzte sein ganzes Heil in die Perücke. Der Hausknecht brachte vollends die natürlichste Natur und die gemeinste Wirklichkeit auf's Theater.

Am 7ten Junius: Nathan der Weise, dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen, von Lessing. Unweise war es, bey einer so mangelhaften Besetzung, dieß Deklamatorium zu geben. Denn

so wie es ist, möchte es sich nicht zur eigentlichen Darstellung eignen. Herr Porsch war der Brillant im Stück und bewährte sich, bis auf die Unverständlichkeit der Sprache, eine Folge des Alters, als Meister. Neben ihm glänzte Herr Dittmarsch, als Tempelherr. Trefflich gelang ihm der Stolz; den Ausdruck der feurigsten Leidenschaft hatte er ganz in seiner Gewalt. Nur hin und wieder hätten wir ihn gern weniger mürrisch gesehn. Herr Feddersen zeigte sich — im Kostüm des Sultans Saladin. Uebrigens beziehen wir uns ganz auf ein früheres Urtheil aus Riga, über die dortige Darstellung — im Februarheft dieser Monatschrift — das wir im Ganzen unterschreiben.

Am 8ten Junius: Das unterbrochene Opferfest, Oper in 2 Aufzügen, von Winter. Demois. Herbst (im Jahr 1808 bey der Koppeschen Gesellschaft in Libau, also in Kurland nicht mehr ganz fremd,) hatte selbst durch den ihr hier vorausgegangenen Ruf heute das Haus nicht zu füllen vermocht. Sie hat eine volle, schöne Stimme, der es jedoch an Umfang fehlt und besonders die Höhe und Volubilität abzugehen scheint, die wir an Demois. Pauser noch in der heutigen Rolle (Elvire) zu bewundern Gelegenheiten hatten. — Ueberhaupt scheint man gegen diese Künstlerin jetzt ungerecht. Früher, da sie sich augenscheinlich vernachlässigte, war man von ihr entzückt, und jetzt, wo sie einen seltenen Eifer zeigt, setzt man sie herab. Zwar kann sie sich in Absicht der Jahre mit ihrer Nebenbuhlerin nicht messen, allein sie verräth wenigstens noch immer, daß sie mehr war, als jene gegenwärtig ist. Was die studirten Attituden der Demois. Herbst betrifft, so verfehlen sie bey ihrer schönen Figur

nicht des beabsichtigten Eindruckes; aber sie sind deshalb nicht immer richtig und mehr phantastisch, als naturgemäß. — Herr Feddersen bestätigte heute, als Oberpriester, was man schon früher nach und nach an ihm bemerkt hat, daß er im eigentlichen Sinn zu wenig Schauspieler ist. Sein Organ und seine Figur bestechen zu seinem Vortheil; allein was die Natur für ihn that, damit muß sich der Zuschauer begnügen, wie er selbst sich's daran genügen läßt. Seine Individualität tritt überall zu stark hervor — er weiß sich nicht einmal gehörig zu kostumiren; und was besonders an ihm Tadel verdient, ist, daß er in den Fehler der gewöhnlichen Histrionen fällt, an der Handlung keinen Theil zu nehmen, wenn er gerade nicht zu sprechen hat. Dies war heute besonders auffallend in der Schlussscene, wo das von ihm zum Tode bestimmte Opfer mit Gewalt befreit wird. Er zeigte dabei weder Bestürzung noch Bewunderung, sondern blickte in völliger Apathie ins Parterre. Oder sollte dies Nachlässigkeit seyn? — nun so verdiente es eine noch strengere Rüge.

Am 9ten Junius: Adelheid, Markgräfin von Burgau, ein romantisches Schauspiel (wie der Zettel besagte) in 4 Aufzügen, von Mad. Weißenthurn. Der Name der Verfasserin war hinreichend, um das Publikum abzuschrecken. Dies muß die Kasse stark empfunden haben. Warum tücht aber die Direktion solche Erbarmlichkeiten auf? Und wenn sie selbst nicht nach eigener Einsicht eine Auswahl zu treffen im Stande ist; warum sucht sie nicht anderswo Rath und Belehrung?

Am 10ten Junius: Titus, Oper von Mozart. An Herrn Arnold's Stelle hatte Herr

Kaffka, wegen Krankheit des erſteren, wenige Stunden vor der Aufführung die Rolle des Titus übernommen, und leiſtete, als Sänger, nach Kräften ſein Möglichſtes, als Schauspieler aber mehr, wie jener. Ein Theil des Gefanges fiel indeß weg, weil wahrſcheinlich die Zeit zum Einſtudiren zu kurz geweſen war. Demoiſ. Herbt entzückte heute (als Vitellia) ihre Bewunderer aufs Neue. So brav Herr Koloff den Sextus ſang, ſo ſehr fühlte man dabey doch, daß dieſe Parthie für eine Sopranſtimme geſchrieben iſt, und erinnerte ſich des angenehmen Eindruckes, den vor einem Jahr Demoiſ. Beſſel d. ä. in dieſer Rolle machte. Wie aber Demoiſ. Schönhut dieſmal zur Rolle der Servilia kam, die ſich in keiner Art für ſie eignete — da wenigſtens noch Demoiſ. Toſkani vorhanden war, die ſie auf jeden Fall beſſer geſungen hätte? — blieb allen ein Räthſel.

Am 11ten Junius: Herr Rochus Pumpernickel wiederholt — mit Weglaſſung mehrerer Gefänge. Man will in Allem 7 Nummern gezählt haben, welche wegblieben. Es kommt vielleicht noch dahin, daß wir künftig eine Oper ganz ohne Geſang zu hören — oder vielmehr zu ſehen bekommen. Was man nicht ganz leiſten kann, unterlaſſe man lieber ganz.

Am 12ten Junius: Daß Singſpiel an den Fenſtern, eine komiſche Oper in 1 Aufzuge nach dem Franz., die Muſik von Nikolo. Unbedeutend an ſich, und nachläſſig ausgeführt, wobey vielleicht der Hitze des Tages ein Theil der Schuld gebührt. Dann: Die Schauspielerin (eigentlich, wie es der Verf. ſelbſt nennt: die Komödiantin) aus Liebe, Luſtſpiel in 1 Aufzuge, von Kozebue. Aus angſtvoller Delikateſſe

hatte man hier die Komödiantin in eine Schauspielerin verwandelt. Demois. Bessiel zeigte sich indeß ganz als gewandte denkende Künstlerin, und ihre Aktion verrieth so viel Einsicht, daß niemand, auch ungeachtet des sorgfältig verhehlten Titels, daran gedacht haben würde, ihr diesen in der That beizulegen. Bey Benennung der Stücke sollte sich keine Direktion eine Aenderung erlauben. Am öftersten geschieht dies, um zu locken — und da ist es tadelnswerthe Charlatanerie. Hier geschah es vielleicht nur aus übelverstandnem Kunststolz. Warum wird dies Stück aber z. B. auf dem Berliner und andern Theatern, wo die Kunst wirklich zu Hause ist, bey seinem wahren Namen genannt? — Zum Schluß: Ein Pas de deux, getanzet von Mad. Koloff und Demois. Schmidt.

Am 13ten Junius: Pachter Feldkummel von Tuppelskirchen, Lustspiel in 5 Aufzügen, von Kokebue. Ist nur eine Posse — und zwar eine gemein- (nicht bloß niedrig-) komische. Der Pachter Feldkummel, eine Art von Pumpernickel, wird durch allerhand angelegte Späße, die ihm seine Braut und ihren Wohnort verleiden, und deren Erfindung eben nicht sinnreich zu nennen ist, zu dem Entschluß gebracht, beyde zu verlassen und einem beglückten Liebhaber Platz zu machen. Das ist der Inhalt des Stücks, dem man, trotz der verbrauchten Wendung, einige acht komische Züge und einzelne gehaltreiche Scenen nicht absprechen kann. Offenbar aber fällt ein großer Theil des Platten und Anstößigen, daß man darin fand, den Hauptakteurs zur Last, die, uneingedenk der Pflicht gegen den Dichter, die Muditäten seines Gebildes zu verschleiern, dem gerade entgegen, mehr sehen ließen, als er selbst verrathen wollte, und sich so gleichsam in ihrer eignen Blöße zeig-

ten. Wir haben sogar bemerken müssen, daß der Pächter Feldkümmel dem Autor Ausdrücke substituirt, die dieser sich gewiß in der Handschrift nicht erlaubt haben wird — da sie zum Druck nicht geeignet sind. Ueberhaupt strebt Herr Feddersen in allen Rollen dieser Gattung zu sehr nach dem Beyfall des großen Haufens, dem es um das Deforum so wenig zu thun ist, als man bey ihm ästhetisches Gefühl voraussetzen darf. Es wird ihm daher nie an Anhang fehlen — und an Beyfall — den ihm jedoch der wahre Künstler nicht beneidet. Ein Haupterforderniß jedes Komikers ist die Geschicklichkeit im Dekoriren. Fühlbar bis zur Pein wird der Mangel derselben bey einem Schauspieler, der in Gang, Haltung, Sprache und Gebehrde ohnehin immer derselbe ist und sich außerdem nicht zu verstellen weiß. Das ist ganz Herrn Feddersen's Fall; und so sahen wir in ihm weder eine Karrikatur, noch sonst ein komisches Original, sondern statt dessen nur — ihn selbst. Herr Wagner war ein süßsauer-lächelnder, kalter Liebhaber, und das Faktotum des Stück's, Herr Schönhuth, eine stockende und knarrende Maschine, die, statt das Ganze in Bewegung zu setzen, selbst nur immer in Bewegung gesetzt seyn will. Warum hatte Herr Werther nicht diese Rolle, die ihm so eigenthümlich war, daß man dabey unwillkührlich an ihn erinnert ward?

Am 14ten Junius: Ein Tag in Paris, Oper in 3 Aufzügen. Schon im vorigen Jahr hier gesehen — und daher füglich als eine Wiederholung zu betrachten, mit der Veränderung, daß diesmal Demois. Pauser die weibliche Hauptparthie darin hatte — worin vor einem Jahr Demois. Bessel d. ä. bezauberte.

Am 15ten Junius: Fanchon, das Leyer-

mädchen, Oper von Kozebue und Himmel. *)
 Demois. Herbst gab uns — mit dem Königsberger Korrespondenten zu reden — manchen Genuß. In der That, ihr Aufenthalt am Berliner Theater ist ihrer Bildung ungemein zuträglich gewesen: sie erregte dort bey ihrem Erscheinen angenehme Erwartungen, und hat sie zum Theil erfüllt. Zum Theil, sagen wir, und denken mit Bedauern der ältern Demois. Bessel, der sie für tausend edlere Seiten nichts entgegen zu setzen hat, als eine bedeutende Stärke in den mittlern Regionen der Stimme. Was ihr an Höhe fehlen möchte, wird sie ja wohl durch Dauerhaftigkeit ersetzen. Im Spiel verspricht sie leider wenig: ein beständiges Umhertummeln, man könnte sagen Abtäschern, ist nicht seelenvolles Leben: ein reger Wille ist indessen immer etwas werth, wenn er nicht durch frühzeitigen Egoismus aus der Richtung kommt. Das Duett mit Eduard, dem ein gellendes da Capo zu Theil wurde, gelang wirklich sehr. Dieser Herr Kohloff, zeichnete sich als Sänger vorzüglich aus; er ist eben so präcis, als geschmeidig: möchten ihm nur die Herren Porsch und Arnold ihre Haltung und Mimik übertragen können! — Saint Val, der stattliche Husarenofficier, that uns leid: die Hitze des Tages und seine Unpäßlichkeit kamen ihm schlecht zu statten. — So liebenswürdig Fanchons Bruder seine kleine Rolle gab — man ist es ja von Demois. Bessel d. j. nicht anders gewohnt — so wenig konnte Herr Feddersen der seinigen Relief geben: der Abbé ist eine unangenehme Aufgabe, in wiefern wir nicht irren, daß der Dichter es besser mit ihm

*) Die hierüber folgenden Bemerkungen sind von einer andern Hand — was wir unsrerseits zu bemerken nöthig fanden.
 d. Red.

im Sinne hatte, als er ihm gelungen ist. Herr Feddersen schöpft immer nur an der Oberfläche. — Martin war Herr Berther, d. h. er ließ nichts zu wünschen übrig. — Das Orchester befriedigte durchaus und machte ein wahrhaft schönes Ensemble.

Am 16ten Juniuß: Das Vaterhaus, von Iffland — fand ein leeres Haus, und selbst die wenigen Zuschauer warteten nicht alle das Ende ab. Die langen Ifflandschen Familiengemälde eignen sich mehr für die langen Winterabende; in den heißen Sommertagen, wo man allenfalls eine kurze Unterhaltung im Theater mitnimmt, aber auch sobald als möglich wieder das Freye zu gewinnen sucht, ergößt sich Abends jeder lieber an dem einfachen Schauspiel der Natur. Das tiefdurchdachte, gehaltene Spiel des Herrn Vorsch, als Oberförster, verdiente allein schon einen zahlreicheren Zuschauerkreis. Fehlt ihm gleich das Feuer und die Kraft der Brust, die diese Rolle mitunter fordert, so sind wir dennoch überzeugt, daß sie niemand außer ihm hier mit solcher Wahrheit auszuführen im Stande war. Figur und Organ sind zwar ein Paar wesentliche Requisiten bey einem Schauspieler; aber sie allein machen diesen bey weitem nicht. Dennoch trotz Mancher auf seine Stentorstimme und seine Herkulesgestalt, und glaubt sich eitlerweise dadurch schon für Rollen ausgerüstet, die mehr als dies — und außer der erforderlichen nicht ganz oberflächlichen Berufsstandesbildung, eine feine Beobachtungsgabe, sicheren psychologischen Blick und richtiges Studium der menschlichen Natur voraussetzen. Rollen dieser Art sind der wahre Provierstein des ächten Künstlers. Als diesen bewährte sich heute Herr

Vorsch. Ihm stand Madame Egré, *) als Oberförsterin, würdig zu Seite; unläugbar hat die Gesellschaft an ihr einen bedeutenden Zuwachs erhalten Demois. Bessel, als Friederike, war heute wieder eine durchaus liebliche Erscheinung — desto frostiger ihr Gemahl, Herr Bessel, ohne es vielleicht zu wollen. Bey allem Talent, daß dieser junge Mann zeigt, scheint er sich doch noch nicht völlig in seiner Gewalt zu haben. Auch spricht er überall zu rasch und wird dadurch nicht selten unverständlich. Niemand war diesmal wohl weniger an seinem Platz wie Herr Loof, als Pastor Seebach. Man scheint diesen für sein Fach noch brauchbaren Veteran jetzt in alle Fächer zu zwingen und mehr von ihm zu fordern, als er selbst früher leistete. Der Amtmann Zed (Herr Freisleben) verlor sich unter den übrigen Nebenfiguren. Er wird auch in der bedeutendsten Rolle ewig unbedeutend bleiben, und die Direktion wird ihn der Natur zum Trotz nicht erträglicher machen, als er ist.

Am 17ten Junius, angeblich auf vieles Begehren — dem jedoch die leeren Zuschauerstühle widersprachen: — daß unterbrochene Opferfest wiederholt.

Am 18ten Junius: Die Bestürmung von Smolensk, romantisches Schauspiel in 4 Aufzügen, von Madame Weisenthurn. Wir müssen gestehn, nichts Romantisches darin gefunden zu haben; desto militärischer ist es dagegen, und es wird darin mehr Pulver verschossen, als es werth ist. Uebrigens ging es bey der Belagerung nicht sehr stürmisch her, und um die Besatzung der Festung zu schonen, hatte die Direktion die Statisten

*) Von der aufgelösten Arvestoschen Gesellschaft.

gespart und nur eine kleine Armee anrücken lassen, die sich nachher in einem Winkel des Theaters verlor. Bey der Aufführung solcher Haupt- und Staatsaktionen, die fast einzig auf die Beschäftigung des äußern Sinnes berechnet sind, muß auch hauptsächlich für diesen gesorgt werden. Dies war hier durchaus nicht der Fall, und man hatte die Gelegenheit, wenigstens dem Auge ein Schauspiel zu bieten, mangelhaft benutzt. Wie mancherley bewegliche Bilder und Gruppen und stumme interessante Scenen hätten, während dem Bombardement, im Innern der Festung vor den Augen der Zuschauer veranlaßt werden und, gehörig angeordnet, zur Erhöhung der Täuschung dienen können, die, sogar bis auf die einzelnen matten Kanonenschläge, welche nichts weniger als täuschend waren, ganz verloren ging. Das Heer des Pseudo-Zar, welches im letzten Akt vor die Festung rückte, bestand aus etwa zwölf Mann! Da bey dergleichen Schau- und Spektakelstücken eigentlich weniger die Ausführung einzelner Rollen, als die Darstellung des Ganzen einer Beurtheilung zu unterziehen ist, so begnügen wir uns hier mit der Bemerkung, die eigentlich schon aus dem Angeführten folgt: daß es kein schlechteres Ensemble geben konnte.

Den 19ten Junius: Die heimliche Ehe, Komische Oper in 2 Aufzügen, Musik von Cimarosa; aus der vorjährigen Aufführung bekannt. Die damalige Rolle der ältesten Demois. Bessel (Karoline) gab diesmal Demois. Herbst, mit weniger Geschick, als lautem Beyfall. Wie jene damals, so hat sie, als Sängerin, jetzt die Stimme des Publikums für sich. Möge sie sich seines Beyfalls lange noch erfreuen, ihm aber dieser Stern am Theaterhimmel länger leuchten, wie jener —

und so manches andre Licht, das an unserm Horizont nur zu bald verschwand, um anderswo — minder glänzend — wieder aufzugehn!

Am 20sten Junius: Die seltsame Audienz, Lustspiel in 2 Aufzügen, von Lippert. So unbekannt, der Autor, so unbedeutend sein Produkt. In dieser Unbedeutenheit blieb auch die Darstellung nicht zurück. Darauf: Das Landhaus an der Heerstraße, Lustspiel in 1 Aufzuge von Kozebue. Mit der Besetzung dieses Stückes hätte man ganz zufrieden seyn können, wenn, in Stelle des Herrn Schönhuth, den Kammerdiener Herr Werther gemacht hätte, der ganz die Gewandheit und Leichtigkeit besitzt, die zu dieser Rolle gehört, und die gerade jenem abgeht.

Am 21sten Junius: Camilla, oder: Das Burgverließ, Oper in 3 Aufzügen, von Paer. Eine ideenreiche, kraftvoll-erhabene, aber gelehrte und schwürige Musik, der, wie es schien, diesmal keiner völlig gewachsen war. Herr Arnold hat zwar seine Stimme wohl — aber manchen Ton nicht mehr in seiner Gewalt. Seine Unpäßlichkeit kam dazu. Demois. Pauser (Camilla) konnte, trotz aller Kraftanstrengung, das Mißlingen einzelner Passagen nicht verhindern, und auch Herr Bessel (Ubaldo) fehlte einigemal. Die Chöre gelangen im Ganzen und waren gehörig besetzt; nur wenig Lücken wurden bemerkbar. Demois. Bessel sollte sich nicht zur Solofängerin hergeben, da es ihr gänzlich an einer Singstimme fehlt. Herr Freisleben (als Kola) zeigte mehr Leben, als sonst, und verrieth auch eine nicht üble Tenorstimme. Jennaro (Herr Feddersen) war ein viel zu ungelinker Buffon, dem seine stattliche Figur im Wege stand, und seine nicht zu ver-

bergende Persönlichkeit, die alle Täuschung aufhob, Schaden that. Offenbar fehlte es ihm auch an Humor, und was wieder stark in die Augen fiel — war seine gewöhnliche Physiognomie. Herr F. bedarf der Schminke mehr wie jeder andere, — — — — —

— — — — — Und doch vernachlässigt er sich hierin am meisten. Wer hätte an seiner Stelle hier nicht lieber Herrn Berther, den feinen Komiker, gesehen?

Am 22sten Junius: Der Ehenstifter, oder die beyden Officiere, Lustspiel in einem Aufzuge, von Castelli. Ein niedliches Intriguenstück, das eine angenehme Unterhaltung gewährt, und rasch gegeben, wie es hier der Fall war, der vortheilhaften Wirkung, die es machte, nicht verfehlen konnte. Darauf: Wallensteins Lager, von Schiller. Dieser in ein dramatisches Gedicht umgetaufte Prolog zum Wallenstein hat gewiß viele in mehr als einer Hinsicht in ihrer Erwartung getäuscht. Dahin gehört auch, daß Mancher darauf rechnete, in den nächsten Tagen diesem Vorspiel die Haupthandlung selbst, der jenes zur Einleitung dient, folgen zu sehn. Aber soviel wir wissen, ist der Wallenstein in Riga noch nicht außs Theater gekommen; und es wäre auch gut, wenn es nicht geschähe, da schon die Aufführung des Prologs nicht ohne Versündigung an dem Dichter abging. Wie wenig Mancher die Verse, die er sprach, nur gehdrig zu betonen wußte, und also überhaupt den Sinn des Dichters begriffen hatte, mag folgendes Beyspiel von mehrern, die wir anführen könnten, zeigen. Von den beyden Holtischen Jägern rühmt der eine sich, vielen Herren und unter mancherley Fahnen gedient zu ha-

ben. Der Wachtmeister fragt hierauf im spottenden Ton:

und wie lang' denkt ihr's hier auszuhalten?
Statt dessen sagte unser Wachtmeister, ohne den Sinn der Rede zu fühlen, ganz gelassen:

und wie lang' denkt ihr's hier auszuhalten!
Und wer war der Wachtmeister? — — Herr Feddersen.

Am 23sten Junius: Der lustige Schuster, Oper in 2 Aufzügen, von Paer. Das Sujet ist bekannt, und selbst diese Bearbeitung nicht mehr neu. Die Musik befriedigte nicht durchaus; offenbar gehört sie zu den schwächsten Arbeiten dieses Kompositors, der dadurch verräth, daß es ihm im leichten Styl nicht glückt, und nur große, kräftige Musiken in sein Fach schlagen. Mit der Ausführung konnte man billigerweise zufrieden seyn, bis auf den erzwungenen Gesang der Dem. Bessel — ungeachtet ihr Spiel (als Rosine) lobenswerth und so ungezwungen natürlich war, daß ihr der lauteste Beyfall nicht entgehen konnte. — Es ist schon öfters bemerkt worden, daß die Thränen, welche auf dem Theater vergossen werden, nicht wirkliches Salzwasser seyn dürfen. Eben so wenig darf es auf dem Theater wirkliche Prügel regnen, — auch diese lassen sich gewissermaßen idealisiren. Der lustige Schuster (Herr Feddersen) ließ sich indeß die wirkliche Handhabung des Knieriemens so angelegen seyn, daß man nicht nur die Schläge, sondern sogar den Staub sah, der seiner gezüchtigten Hälfte dabey aus den Röcken flog.

Am 24sten Junius blieb das Theater verschlossen.

Am 25sten Junius, zum Beschluß — bey leerem Hause: Die Belagerung von Sara-

gossa, oder Pächter Feldkummels Hochzeitstag, Lustspiel in 4 Aufzügen, von Kosebue. Reich an unterhaltenden Einfällen und belustigenden Scenen, und überhaupt von besserem Gehalt und Ton als der erste Theil. Die Hauptperson des Stückes erhält durch die komischen Verlegenheiten, die sich über sie zusammenhäufen, ein gewisses Interesse, das nur zu leicht auf den Darsteller übergeht, und ihm die Zuschauer gewinnt. Diese Rolle ist daher eine der belohnendsten und an sich so wenig schwürig, daß sie sich gleichsam von selbst spielt und eben kein großes Talent dazu gehört, sie mit Beyfall zu geben. Da es hier herkömmlich ist, daß nach der letzten Vorstellung, gleichsam zur schuldigen Dankbarkeit für den dreiwöchentlichen Theatergenuß, einer der Hauptspieler herausgerufen wird, so war dies auch heute bey Herrn Feddersen der Fall, welcher die Hauptrolle hatte. Trug diese vielleicht zur Exaltation des kleinen Zuschauerhaufens bey, so trauen wir ihm so viel Bescheidenheit zu, daß er weniger sich, als dem Dichter, das Verdienst davon zuschreiben wird. Wir unsrerseits gestehen, daß Mad. Egré, als Frau Brandel, gerechtere Ansprüche auf den Beyfall der Kenner machen konnte. Sie gab diese Rolle mit vielem Humor und überraschte durch manchen feinen Zug, der, trotz aller Ungezwungenheit des Spiels, das Resultat richtiger Beobachtung war und tiefes Studium verrieth. Wie meisterhaft gab sie ihrerseits die Geisterscene im letzten Akt — und wie gelassen stand dagegen, während dem, ihr todtgeglaubter Bräutigam da! Daß auch er in dem todtgeglaubten Kochlöffel, den Herr Schönhuth mit vieler Wahrheit gab, nur ein Gespenst sah — verrieth sich durch keine Gebehrde; und nicht berechnet war es von ihm,

bey dieser Gelegenheit dicht an der Thüre stehen zu bleiben, weil die natürlichste Wirkung der Furcht unter diesen Umständen keine andere hätte seyn können, als daß er wieder durch die Thüre davon lief. Er hätte durchaus gleich mit raschem Schritt vortreten und den Todtgeglaubten nicht eher, als bis er vor ihm stand, erblicken, dabey aber eine solche Stellung behaupten müssen, die ihm das Entkommen unmöglich gemacht und seine Angst motivirt haben würde. Von alle dem geschah nichts; der Dichter hatte ja nicht jeden Tritt ausdrücklich vorgeschrieben! Der poetische Liebhaber, Herr Wessel, war in seinem Benehmen zu kalt und prosaisch. Im Ganzen war jedoch die heutige Vorstellung wohl die tadelfreueste, und das gelungenste Ensemble von allen.

Zum völligen Beschluß trat noch Herr Schönhuth vor, um im Namen der Direktion dem Publikum mit wenig Worten für den geehrten Zuspruch“ Dank zu sagen. *) Es klang wie ein gratias nach dem Essen.

*) Unschicklich war es auf jeden Fall von dem Directeur — wenn er einmal etwas thun wollte — sich durch einen Substituten zu bedanken.

R u t h e n i a,

oder:

deutsche Monatschrift in Rußland.

Julius, 1811.

I.

G e d i c h t e.

I d a.

Des Grabes tiefe Stille
In Ida's Schlafgemach
Durchtönte nur der Grille
Und Pendul Wechselfschlag;
Gehüllt in ernstes Dunkel,
Schaut Ida's Thränenblick
Bald auf zum Sterngefunkel,
Bald in die Nacht zurück.
Zum hellen Namenszuge
Des Theuern, den sie weint,
Erblickt in holdem Truge
Die Sterne sie vereint;
Und sieht Erinnerungen,
Beglänzt von Mondesschein,
Zu lieben Huldigungen
Sich an einander reihn.

Doch tiefer gräbt der Kummer
 Sich ein in Ida's Herz,
 Und wehrt so Trost als Schlummer,
 Drob weint sie himmelwärts:

„Wo, wo? auf welchem Sterne,
 „Geliebter, weilest Du?
 „Ach, send' aus blauer Ferne
 „Doch Deiner Ida Ruh!“

„Sieh'st Du auch Ida's Thränen?
 „Weißt Du von Ida's Harm?
 „Giebt's droben auch ein Sehnen
 „So lieb, so treu, so warm?“

„Lacht unserm Rosenbunde
 „Denn keine Sonne mehr?
 „Kommt zu Dir keine Kunde,
 „Kommt von Dir keine her?“

Und still, wie das Gewissen,
 Trotz Sturm und Thränenfluth,
 Von keiner Schuld zerrissen,
 In Ida's Busen ruht —

Blinkt freundlich aus der Bläue
 Der ew'gen Liebe Stern,
 Winkt Glauben an die Treue
 Des Lieben, obwohl fern —

Und geuht in Ida's Seele
 Der Hoffnung milden Schein:
 Daß ewig sich vermähle,
 Was Liebe hier verein'.

Auf süßer Ahnung Wogen
 Sinkt Ida's leichterer Sinn,
 Vom Schlummer sanft gezogen,
 In's Land der Träume hin;

Wo, was die Zeit verschlungen,
 Lebendig sich erneut,
 Rings mit Erinnerungen,
 Wie Blüthen, übersreut.

Sie hört, von Edens Schatten
 Umfängen, Engellaut,
 Wie Stimme ihres Gatten,
 So innig ihr vertraut:

Liebe, deine Seligkeiten
 Geußt der Gottheit milde Hand
 Durch den Spanneraum der Zeiten,
 Schlingt durch ferne Ewigkeiten
 Hoch hinauf dein farbnes Band.

Freundlich sprechen ferne Welten
 Durch die Lieb' einander zu;
 Ida, nicht vergebens schwellten
 Hoffnungen die Brust, und hellten
 Meinen dunkeln Gang zur Ruh.

In der Sehnsucht bangem Streben,
 In der Hoffnung Aetherschein,
 Keimt der Liebe zartes Leben,
 Strebt, von Licht und Nacht umgeben,
 Auf zu Eden's Rosenhain.

Ida, wenn dein Geist sich freyer
 Auf zum Quell der Lieb' erhebt,
 Wenn in deiner Seele Feyer
 Durch des Schicksals Wolkenschleier
 Hell ein Lichtstrahl tröstend bebt;

Wenn sich sanft in froher Stunde
 Hellt Dein gramumwölfter Sinn,
 Ida, dann, dann hast Du Kunde,
 Daß ich treu dem Rosenbunde,
 Und als Schutzgeist um Dich bin.

Und Ida will noch lauschen
 Des Liedes letztem Hall;
 Da hört sie lindes Rauschen,
 Und Licht strömt überall.

Ein Engel senkt sich nieder,
 Und küßt die Thränen ab,
 Und ruft: Wir sehn uns wieder,
 Hoch über Tod und Grab!

Und als nun still und bange
 Der letzte Schlummer wich,
 Und von der glühen Wange
 Die letzte Thräne schlich:

Hob Ida fromm die Hände
 Empor dem Morgenroth,
 Dankt, daß in Licht sich ende,
 So Lieb' als Nacht und Tod.

D. W. A. Langenbeck.

II.

Grundzüge einer Darstellung der Universität
Napoleons.

Während großer Revolutionen, welche die gänzliche Umänderung der gesellschaftlichen Verfassung hervorbringen, sieht das Volk oft nur auf Einführung idealer Verhältnisse. Nun ist es am geschicktesten, eine reine Idee zu verfolgen; denn es ist der einzige Augenblick, in dem es ihm möglich wird, sich von so vielen Vorurtheilen loszumachen. Zu der Vernunft, welche die neuen Verhältnisse schöpferisch bildet, gesellt sich aber auch bald die Phantasie. Man verliert die Natur des Menschen aus dem Auge — und die Wahrheit verschwindet. Was diese Generation im Genuße jenes schwer erkaufte glücklichen Augenblicks aus einem zu hohen übermenschlichen Gesichtspunkte sah, das bleibt der nachfolgenden übrig, um in einer Ruhe des Gemüths das zu wählen, zu ergreifen, was nur immer wahr bleiben kann, indem es sich auf die Natur des Menschen stützt.

Solcher Revolutionen hat die Menschheit nur wenige durchlebt. Die am Ende des verflossenen Jahrhunderts war eine derselben. In dieser stieß man auf Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft, von denen vorher kaum die Rede gewesen war, und die, seit die jungen germanischen Völker den Gang ihrer Ausbildung gingen, noch nie aus dem

Staatsgesichtspunkte waren betrachtet worden. In welcher Verbindung muß die öffentliche Erziehung mit der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt des Staates stehen? Diese Frage that die französische Nation schon in den ersten Jahren der Revolution, als sie sich noch mit der Vernichtung der alten Formen beschäftigte. Sie fühlte richtig, wie viel von einer wahren, naturgemäßen oder falschen Verbindung jener Dinge abhing. Sie mußte es um so tiefer fühlen, da sie auf die einfachen ursprünglichen Grundsätze der gesellschaftlichen Verfassung zurückgekommen war. Von vielem Interesse sind daher für den Beobachter die Pläne für eine Nationalerziehung von Condorcet, Sieyès, Talleyrand und Le Pelletier. Aus ihnen sieht man, wie sich die Nation nach und nach von dem ruhigen Gemüthszustande entfernte, in welchem allein nur das Streben nach Wahrheit mit einem glücklichen Erfolg belohnt wird. Alle suchten, und mit Recht, die Garantie ihrer neuen gesellschaftlichen Ordnung in einer Nationalerziehung. Aber darin irrten sie, daß sie meistens die Form derselben für das Wesen nahmen. Sie sahen nämlich nur auf die verschiedenen Institute, in denen der Unterricht gegeben werden sollte; — sie sahen auf die nützlichsten Gegenstände des Unterrichts; — nicht aber auf Familienerziehung, und Volkserziehung. Wenn aber Herren, oder

Gebieten sich die höchste Gewalt des Staats zueignen, einen neuen allgemeinen Gesetzkodex geben, dann sehen sie die eigentliche Erziehung ihrer Nation als ein Mittel an, die Menschen so zu bilden, wie sie ihrer Idee vom Staat gemäß seyn müssen. So tritt nun die Erziehung in den politischen Gesichtspunkt. So lehrt es uns die Geschichte. Da verläßt aber auch die Erziehung bald den Gang, den die Natur des individuellen Menschen ihr vorgezeichnet hat. Völker werden in ihnen fremdartige Formen gezwängt, anstatt daß sie sich selbst frey entwickeln sollten innerhalb des Kreises, den ihnen die Natur gezogen hat. Solche Völker glänzen dann freylich in der Weltgeschichte; wer aber ihre Geschichte liest, bewundert zwar die Kraft der menschlichen Natur, die, aus dem Gleichgewicht gebracht, nur nach einer Seite, in einer Form wirken mußte — aber er fühlt sich nicht zum verwandten Menschlichen hingezogen. Wir weilen mit Bewunderung bey Aegyptern, Hebräern, Spartanern und den ersten Römern; aber es ist uns, als wären sie Wesen andrer Art.

Dies dürfte der Gesichtspunkt seyn, den die Geschichte uns angiebt, um aus ihm die ähnlichen Erscheinungen der neuern Zeit zu betrachten.

Als, durch die Revolution im Brumaire, Bonaparte als Konsul die Regierung eines großen Volkes übernommen hatte — da richtete er auch sei-

nen Blick auf die Nationalerziehung desselben. Am 31sten Germinal, des Jahres 10, erschienen die Staatsrätthe Fourcroy, Rödderer und Regnaud (de St. Jean d'Angely) im gesetzgebenden Korps, und übergaben demselben einen neuen Plan für die Nationalerziehung, die darin nur ein Gerin- ges mehr, als Nationalunterricht war. Noch war die schaffende Kraft des Konsuls nicht so frey, als es nachher die des Kaisers wurde. Die Staatsrätthe gaben damals auch die Motive und die Ansichten des Konsuls über diesen Gegenstand. Folgende Aeußerungen verdienen Aufmerksamkeit:

„Frankreich,“ führten sie an, „hat andere Völker
 „mit sich vereinigt, die eine andere Sprache spre-
 „chen, andere Sitten und Gewohnheiten haben.
 „Sie müssen sich jetzt ihrem neuen Vater-
 „lande anschmiegen, und deswegen bedürfen
 „sie Anstalten, die ihren Söhnen die Sitten
 „und den Charakter der Franzosen
 „durch die Erziehung geben. Nichts wünscht
 „die Regierung mehr, als diese neuen Bürger an
 „Frankreich zu fesseln.

„Die Regierung hat die alten Formen der Uni-
 „versitäten verworfen, die nicht mehr mit den
 „Fortschritten übereinstimmen, die der menschliche
 „Geist gemacht hat, und bey denen, schon seit einem
 „halben Jahrhundert, die Philosophie und die hö-
 „here Einsicht eine Reform verlangt hat.

„Vorzüglich hat die Regierung geglaubt, for-

„gen zu müssen für eine große Anzahl von Na-
 „tionalzöglingen. *) Die große Den-
 „kungsart des französischen Volks — und das
 „Aufmerken auf die Verhältnisse der Zeit, in der
 „wir leben (l'état des circonstances, ou nous
 „vivons), billigen es nicht nur, sondern machen
 „es sogar nothwendig.

„Uebrigens hat die Regierung keinen innigeren
 „Wunsch, als daß das gesetzgebende Korps in die-
 „sem Plane den Keim zu allen den fünf-
 „tigen Verbesserungen und der größ-
 „ßern Ausdehnung finden möge, der ihr
 „wirklich darin zu liegen scheint.“

Der Plan wurde von dem gesetzgebenden Korps
 ohne Einschränkung angenommen und (den 11ten
 Floreal des Jahres 10,) als Gesetz proklamirt.
 Aus diesen wenigen, angeführten Aeußerungen
 dringen sich schon folgende Ansichten auf. Die
 Deutschen, Niederländer und Italiener, die da-
 mals französische Unterthanen waren, sollen
 den französischen Nationalcharakter erhalten —
 natürlich so gut es geht. Die Regierung will der
 Nation nicht nur die Mittel in Händen geben, sich
 selbst zu bilden, sondern sie will sie erziehen
 nach eignen Principien. Da der Regierung noch
 nicht so viel Hülfsmittel zu Gebote standen, es im

*) D. h. die auf Kosten des Staats nicht allein den Unterricht
 erhalten, sondern auch förmlich erzogen werden.

Großen auszuführen — so nahm sie die ärmern, talentvollen Söhne derer, die für die Vertheidigung und Freyheit des Vaterlandes gefallen waren. Und zuletzt sehen wir, daß die Regierung, unter andern Umständen, ihrem System eine größere Ausdehnung geben wollte.

Es fragt sich also nun, was that die konsularische Regierung damals für den Unterricht der Nation? — was für die Erziehung derselben? — und in welche Abhängigkeit setzte sie beydes von der Staatsgewalt? — Was that die Regierung für den öffentlichen Unterricht? Der Gang von den Elementen alles Wissens bis zur höchsten wissenschaftlichen Ausbildung, schreibt eine gewisse Stufenfolge der Schulanstalten vor, die sich im Allgemeinen fast bey allen Nationen ähnlich ist. Das Gesetz vom 11ten Floreal, ordnete in Frankreich vier Klassen von Unterrichtsanstalten an: Primairschulen, Sekondairschulen, Lyceen und Specialschulen.

Die Primairschulen (*écoles primaires*, auch *petites écoles*,) beginnen die Bahn. In ihnen soll der Landmann und überhaupt die sogenannte niedre Klasse der Nation unterrichtet werden, im Lesen, Schreiben, Rechnen, und in der Religion, die nun an die Stelle der republikanischen Moral trat. Die Einrichtung und Erhaltung dieser Schulen überließ die Regierung gänzlich den Gemeinden, weil der Finanzzustand

des Reichs, wie sie es ausdrücklich selbst gestand, es ihr nicht erlaubte, mehr zu thun. Doch versprach sie: diesen Anstalten nie ihre Aufmerksamkeit zu entziehen, den Eifer der Municipalitäten und die Ehre wohlthätiger Stifter zu beleben.

Was, während der Revolution, von schönen Erwartungen einer sorgfältigern Ausbildung der sogenannten untern Menschenklasse sich zu zeigen begann, das mußte jetzt — aus Finanzursachen — wieder in das Dunkel zurücktreten. Diese Elementarschulen in jeder Rücksicht sind also nun wieder das, was sie seit Jahrhunderten waren: der Sitz pädagogischer Apathie. In einigen findet man, wie sonst, Knaben und Mädchen beisammen zum Unterricht versammelt.

Die Sekondairschulen (*écoles secondaires, écoles communales,*) traten an die Stelle der alten Colléges, daher sie auch noch oft den alten Namen führen. Der Zweck dieser Anstalten ist, nicht allein die Kenntnisse des größeren Theils des Volks zu erweitern, sondern auch mehr, um zur höhern wissenschaftlichen Bildung vorzubereiten. Die Gegenstände sind daher die lateinische und französische Sprache, die Elemente der Geographie, Geschichte und Mathematik. Da diese Schulen auch die Lyceen ersetzen sollen, an den Orten wo keine sind, so wird natürlich dann auch der Kreis der Unterrichtsgegenstände nach

Umständen erweitert, und die Zahl der Lehrer und Professoren steigt dann von drey bis auf acht.

Auch hier gestand die Regierung, daß der schlechte Finanzzustand des Reichs es ihr nicht erlaube, für diese Schulen mehr zu thun, als den edlen Wetteifer der Unterthanen zu beleben. So entstanden zwey Arten von Sekondairschulen. Die eine Art, die vorzugsweise den Namen der *écoles communales* führte, wurde ganz auf Kosten der Städte unterhalten; die andere war ganz die Privatunternehmung eines Mannes, der, zur Auszeichnung, den Titel eines Direktors von der Regierung erhielt, und wo es sich thun ließ auch ein altes Klostergebäude oder vormaliges Kollegium zum Lokal. Um noch mehr den Eifer und Patriotismus dieser Direktore zu entflammen, vertheilte die Regierung an funfzig der ausgezeichnetesten von ihnen Gnadengeschenke. Der Maasstab war hierbey die Mehrheit der von ihnen an die Lyceen abgelieferten Zöglinge. Für die *écoles communales* gab sie einige besondere Verordnungen und einen Studienplan, den 4ten Messidor des Jahres 10, den 30sten Frumaire des Jahres 11 und den 19ten Vendem. des Jahres 12. — Diese Beschlüsse waren auch zugleich die Richtschnur für die Direktore mit ihren Privatsekondairschulen.

Die Lyceen (*Lycées*) traten an die Stelle der während der Revolution so bekannt gewesenem

Centralschulen, und wurden bestimmt für den Unterricht in den schönen Künsten und Wissenschaften, (pour l'enseignement des lettres, et des sciences). Sie sollten, vereinigt, alle Mittel zur Erziehung eines vollkommen gebildeten Menschen darbieten, und zugleich in das Innere der ersten Wissenschaften einführen. Hier sollte die Grundlage zu jeder wissenschaftlichen Bildung gelegt werden. Der Jüngling sollte hier alle Arten von Kenntnissen finden, die für ihn fast in jedem Stande der bürgerlichen Gesellschaft hinreichend seyn, ja selbst ihn für das ernstere Studium der Wissenschaften vorbereiten könnten. So ist Humanitätsbildung, und Vorbereitung zu den Wissenschaften, der Zweck der Lyceen. Sie sollen den, der sich einer Wissenschaft ganz widmet, vor jener Einseitigkeit bewahren, die ihm nothwendiger Weise durch die Specialschulen zu Theil werden mußte. Die Lyceen sind also gleichsam eine Universität der Vorbereitungswissenschaften, mit denen man gewöhnlich in Deutschland das erste Jahr seines akademischen Lebens ausfüllt, ehe man zu der eigentlichen Fakultätswissenschaft übergeht. Ueberdem befindet sich eine Specialschule nur in der Stadt, wo ein Lyceum ist. Nur wenn man diese Bestimmung der Lyceen ganz aufgefaßt hat, wird man im Stande seyn, über den Werth oder Unwerth der Specialschulen abzuurtheilen; was aber leider bey den meisten von denen nicht der Fall

war, die für deutsche Universitäten, und gegen Frankreichs Specialschulen eiferten. Alte und neuere Literatur, in ihrer ganzen Ausdehnung, die Natur- und mathematischen Wissenschaften, sind die vorzüglichsten Theile des Unterrichts auf den Lyceen. — Rhetorik, Logik, Moral, Geographie und Geschichte, werden ebenfalls, wiewohl nicht so erschöpfend als die vorhergehenden, gelehrt. Auffallend ist es, daß von dem Studium der alten Literatur, die griechische fast gänzlich ausgeschlossen wurde.

Die Lyceen wurden ganz auf Kosten der Regierung organisirt. Als das geringste Personale der Lehrer an diesen Instituten wurde festgesetzt: die Zahl von acht Professoren und einigen Lehrern (*maitres d'études*) in den schönen Künsten, als: Zeichnen, Tanzen, Fechten u. s. w. Jedes Lyceum sollte eine Bibliothek von 1500 Bänden besitzen. Die Lyceen in Paris erhielten eigne Namen, als: Bonaparte, Charlemagne &c.

Die Specialschulen (*écoles speciales*) bilden die höchste Klasse von Anstalten für den allgemeinen Unterricht. Auf ihnen sollen einzelne Wissenschaften völlig erschöpfend gelehrt werden. Die Wissenschaften, für welche die Regierung Specialschulen bestimmte, scheinen bloß aus dem praktischen Gesichtspunkt gewürdigt zu seyn. *) Sollte die-

*) Ausdrücklich sagten die Staatsräthe im gesetzgebenden Körper: „Le Gouvernement est convenu de designer par

fer Maaßstab des Nutzens noch zweifelhaft seyn, so wird er um so deutlicher, wenn man einen Blick auf die Wissenschaften wirft, denen man solche Schulen zutheilte. Die Specialschulen für zeichnende Künste und Musik widersprechen dieser Ansicht nicht; denn diese Institute waren schon vor der Revolution vorhanden, und erhielten also jetzt nur einen andern Namen. Diejenigen Specialschulen der angewandten mathematischen Wissenschaften, von deren Studium der Staat einen weit unmittelbarern Vortheil erwarten konnte, sah die Regierung als eine eigne Klasse an, und nannte sie *écoles de services publics*. Hieher gehören die Schulen für die Militairwissenschaften, für Hydraulik, für den Bergbau, die *école d'arts et metiers* zu Chalons für Marne, die *école polytechnique* — u. s. w. In dieser Klasse von Specialschulen sollten Männer gebildet werden, die durch Festungen die Gränzen des Reiches sichern; die seine öffentlichen Denkmähler errichten; die durch Wege und Kanäle die innere Gemeinschaft befördern; die seine Flotten bauen, und aus seinen Bergen die Metalle gewinnen. Ihre Bestimmung, ihr Nutzen hat diese Schulen selbst während der Revolution nur im Gange und sogar in einem ge-

ce nom celles des écoles publiques supérieures où l'on enseigne en particulier, et dans toute leur profondeur les sciences utiles, la jurisprudence, la médecine, l'histoire naturelle etc.

wissen Glanz erhalten; und gewiß haben sie keinen geringen Einfluß auf die Herrschaft gehabt, die sich Frankreich erkämpfte. Dieser vorzüglichen Wichtigkeit wegen sonderte sie die Regierung nun ganz von den andern Specialschulen ab, die man die scientificischen nennen könnte, und nahm sie unter ihre besondere Leitung.

Kehren wir zu den Specialschulen der ersteren Klasse, den rein wissenschaftlichen, zurück. Für die Rechtswissenschaften bestimmte die Regierung zehn Specialschulen. Die innere Organisation einer jeden von ihnen war verschieden, wenn auch nicht wesentlich, so doch so viel, als durch Lokalverhältnisse nothwendig gemacht wurde. Jede Schule sollte ungefähr vier Professoren erhalten. Da während der Revolution das Studium der Rechtswissenschaften so tief in Verfall gerathen war, so gebot die Regierung, vorzüglich streng in dem Examen derer zu seyn, die den Grad eines Bakkalareus, Licentiaten und Doktors erhalten sollten. Aus dieser Ursache ernannte der erste Consul unmittelbar fünf Inspektoren der Rechtsschulen.

Zu den drey schon vorhandenen Specialschulen für die medicinischen Wissenschaften gebot die Regierung noch drey zu errichten. Von diesen sechs Schulen sollte alsdann vorzüglich eine dem Studium und der Behandlung von Krankheiten der Land- und Seetruppen, gewidmet seyn.

Auch hier drang die Regierung auf strenge Prüfungen, da der gänzliche Mangel an tüchtigen Ärzten, während der Revolution, so auffallend nachtheilige Folgen herbeigeführt hatte. Einem fünffachen Examen mußte sich derjenige unterwerfen, der Doktor werden wollte, und es gab nur hier diesen einzigen Grad. Vor einem vierjährigen Kursus durfte sich niemand zu diesem Grade melden. Die Zahl der Lehrer an diesen Schulen wurde auf höchstens acht festgesetzt.

Den praktischen Zweck stets im Auge habend, that die Regierung damals für die Specialschulen der übrigen Wissenschaften nicht das, obgleich die größere Frequenz der medicinischen und juristischen Schulen ihr nicht beträchtliche Kosten verursachte.

Für die Naturwissenschaften, als für Naturgeschichte, Physik und Chemie, sollten vier Specialschulen errichtet werden, jede besetzt mit vier Professoren. Für die reinen mathematischen Wissenschaften (*les mathématiques transcendantes*) bestimmte die Regierung eine Specialschule mit drey Professoren. Auch hier äusserte das Gouvernement, daß es von seiner Seite es für Pflicht gehalten habe, das Studium von Wissenschaften allgemeiner zu machen, in denen sich die Franzosen ausgezeichnet hätten, und die ihren unverkennbar nützlichen Einfluß auf das fröhliche Gedeihen der Staatswohlfaht äusserten. Zwey Specialschulen, jede mit drey Professoren,

sollten errichtet werden für die Technologie (les arts mechaniques et chimiques), und zwar in den an Fabriken und Manufakturen reichsten Städten Frankreichs. Durch sie sollten alle die Hülfsmittel, welche die Mechanik und Chemie den Künsten und Handwerken darbietet, vervollkommenet und allgemeiner verbreitet werden.

Für die Staatswissenschaft (économie publique), mit der Geographie und Geschichte nothwendig verbunden gedacht wurde, bestimmte die Regierung eine Specialschule. Hier sollten verschiedenartige Kenntnisse zusammen zu einem Ziele führen, das man in Frankreich früher nicht kannte. Diese Schule sollte tiefere Einsicht herbeiführen in die Grundsätze der Staatsverfassung und in das Interesse der verschiedenen Staaten.

Der Specialschule für das Studium des klassischen Alterthums, und einer andern für die lebenden orientalischen Sprachen, für merkantilischen Zweck, erwähnte die Regierung damals nicht. Beyde waren vom Direktorium durch das bekannte Gesetz vom 2ten Brumaire in Paris organisirt, und wurden jetzt beybehalten.

Zu den drey Schulen für die zeichnenden Künste, die schon seit langer Zeit in Paris, Dijon und Toulouse existirten, wurde noch eine vierte mit vier Professoren hinzugefügt. Die Menge von Kunstschätzen aus jener klassischen Zeit

nun auf französischem Boden gehäuft, verbreitete allmählig den Sinn für's Schöne und machte Anstalten nothwendig, in denen jener Sinn zweckmäßig ausgebildet und veredelt werden mußte.

Der Tonkunst wurde von der Regierung auch eine eigne Specialschule geweiht. Acht Professoren der Ton- und Sefkunst sollten zerstreut in den größten Städten des französischen Reichs, ihrer Kunst leben, und um sich her die Mitglieder einer musikalischen Akademie bilden.

Eine eigne Specialschule für die Astronomie wurde nicht errichtet. Es sollte jedoch an jedem Observatorium ein Professor der Astronomie Unterricht ertheilen. Diese Observatorien sollten vorzüglich in großen Seestädten gelegen seyn, damit diese Wissenschaft auch auf die Schifffahrtskunst ihren wohlthätigen Einfluß äußern könne.

Dem Deutschen von tieferem Gefühl, der so gerne seinen besonnenen religiösen Sinn in das wissenschaftliche Streben hineinträgt, beides miteinander verbindet, — dem durfte es hier wohl befremdend seyn, den theologischen Wissenschaften keine Anstalt geweiht zu finden. Aber es ist wirklich so, und es ließ sich auch nichts Anderes erwarten, nach den Ansichten, welche die Regierung damals vom wissenschaftlichen Leben überhaupt äußerte. Die Bildung der Kirchen- oder Religionsdiener wurde ganz den Bischöfen in ihren Seminarien überlassen.

Anderseits gab aber auch die Regierung eine Verordnung, welche diejenigen wohl nicht gekannt haben, die dem System der Specialschulen den Vorwurf machen, als ob es die Einseitigkeit der Studirenden befördere. Die Regierung gebot nämlich, daß mehrere Specialschulen an dem Orte organisirt werden sollten, wo sich schon ein Lyceum befände, damit die Zöglinge aus allen diesen Instituten Gelegenheit hätten, auch die berühmten Lehrer in den andern Fächern zu hören. Wird an einem solchen Ort nicht auch der Austausch der Ideen befördert? das wissenschaftliche Treiben und Leben erregt — so viel es nämlich dem Geiste der Nation eigenthümlich ist? Bey der Beurtheilung des Werths der Specialschulen, dürfte dieser letztere Punkt wohl alle Aufmerksamkeit verdienen.

So liegt es nun vor uns, was damals der erste Konsul für den Unterricht der Nation that. Es fragt sich nun, was that diese Regierung für die Erziehung der Nation?

Als die Staatsräthe dem gesetzgebenden Korps den Plan zu einer neuen Einrichtung des Schulwesens vorlegten, sprachen sie gar nicht von einer Erziehung der Nation, sondern nur von einem öffentlichen Unterricht (*l'instruction publique*). Nur an einer Stelle deuteten sie auf die Hoffnung der Regierung hin, daß durch diesen öffentlichen Unterricht auch die neuen mit Frankreich vereinigten

Völker die Sitten und den Charakter der Franzosen annehmen, d. h. erzogen würden. Obgleich die konsularische Regierung also nicht erklärte, daß sie die Erziehung der Nation übernehmen — ihre Denk- und Handlungsweise nach ihrer Ansicht leiten wolle; — so ging doch zum Theil aus den getroffenen Einrichtungen ein mannichfacher Einfluß auf die Erziehung hervor. Die Regierung leitete in so fern die Erziehung der Nation, theils unmittelbar, - theils mittelbar: durch die Nationalzöglinge, durch die Verbindung von Erziehungsanstalten (Pensionsanstalten) mit den Sekondairschulen und Lyceen, durch die Aufsicht auf Privatunternehmungen, durch die Methode des öffentlichen Unterrichts, und durch das Verhältniß desselben zum Staate.

Die Staatsräthe hatten dem gesetzgebenden Korps die Motive auseinander gesetzt, welche die Regierung bewogen, die gänzliche Erziehung von 6400 Zöglingen ganz auf ihre Kosten zu übernehmen. Um diese übernommene Verpflichtung zu erfüllen, mußte sie nothwendigerweise mit den Lyceen auch Erziehungsanstalten verbinden, und den Gang vorzeichnen, den die Erziehung dieser Zöglinge nehmen sollte. An dieser Erziehung in dem Lyceum Theil zu nehmen wurde auch den Privatpersonen erlaubt, wenn sie für jedes Kind 700 Fr. Pension zahlten. Eben so viel zahlte auch die Regierung dem Directeur des Lyceums

für jeden Nationalzögling, und räumte ihm überdies ein Lokal für seine Pension ein. Ein Gleiches verstattete sie auch den Direktors von Sekondairschulen. Auch diese können, wenn sie wollen, eine Pension anlegen; auch ihnen vertraut die Regierung Nationalzöglinge an. Daß nicht nur alle Lyceen, sondern auch der größte Theil der Sekondairschulen eine so große Menge von Pensionairen erhielten und noch haben, daß die Unternehmer bestehen können — ist ein Beweis für den nicht blühenden Zustand der häuslich = älterlichen Erziehung. Wie wichtig dies für den Geist der Nation sey, fühlt der denkende Erzieher, je mehr er die Geschichte kennt.

Um eine richtige Idee von der Erziehung zu erhalten, welche die Regierung den Lyceen und Sekondairschulen vorschrieb, dürfen wir nur diejenigen der Lyceen betrachten, von denen sich die Sekondairschulen nur durch eine geringere Ausdehnung unterscheiden.

Die Grundzüge in dem Charakter dieser Erziehung bilden eine beynahelösterliche Absonderung von der übrigen Welt, und eine gewisse militairische und religiöse Tendenz.

Kein Zögling darf sich aus dem Institute entfernen, und mehrere zugleich nur unter Aufsicht. Sie erhalten die Erlaubniß dazu durch gedruckte Karten, auf denen die Zeit des Außenbleibens an gemerkt ist, und die sie bey'm Thürsteher abgeben

müssen, der sie alsdann dem Proviseur des Lyceums wieder zurückbringt, aus Vorsicht, damit nicht falsche Karten gemacht werden können. Der Briefwechsel ist ihnen nur mit ihren Aeltern oder deren Stellvertretern gestattet, und dessen ungeachtet müssen alle Briefe erst durch die Hand des Censors gehen. Kein Fremder darf ohne Erlaubniß des Proviseurs im Lyceum schlafen, und eben so wenig darf jemand von den Lehrern, Zöglingen und Bedienten außerhalb dessen eine Nacht zubringen. Alle Lehrer und Bediente, die im Lyceum wohnen, dürfen nicht verheirathet seyn. Jedem Frauenzimmer ist der Eingang versagt, und selbst Mütter, Schwestern oder Tanten dürfen, mit besondrer Erlaubniß des Proviseurs, nur im Sprachzimmer empfangen werden.

Die Zöglinge des Lyceums, sowohl Nationalzöglinge als Pensionaire, werden in Kompagnien getheilt, jede von 25 Mann. Die ausgezeichnetesten Zöglinge vertreten bey jeder Kompagnie die Stelle eines Sergeanten und vier Korporale. Für alle Kompagnien wird ebenfalls aus den Zöglingen ein Sergeantmajor gewählt, der sich durch vortheilhaften Wuchs, Kenntnisse und gute Auführung auszeichnet. Spaziergänge, Mahlzeiten, Schlafengehen, Aufstehen, Stundenbesuchen, alles wird Kompagnienweise, nach Trommelschlag, in militairischer Ordnung gemacht. Für die genauere Aufsicht auf die rechtliche und sittliche Auführung

der Zöglinge wurden eigne Lehrer oder Erzieher bestimmt, und *Maitres d'études* genannt. Sie sind die beständigen Begleiter ihrer Kompagnieen, ersetzen manchmal die Stelle der Professoren, sehen darauf, daß die Aufgaben der Professoren gemacht, und keine schädlichen Bücher heimlich gelesen werden. Jede Kompagnie hat ihr allgemeines Schlafzimmer, in welchem auch der *Maitre d'études* schlafen muß. Während der Mahlzeit muß die größte Stille beobachtet werden, weil etwas vorgelesen wird. Der größte Theil der Erholungsstunden wird zu militairischen Uebungen verwandt, zu welchem Endzweck ein *Officier instructeur* angestellt ist, der vorzüglich auf die militairische Haltung sieht.

Jeder Kauf, Tauschhandel, jedes Leihen, alle Spiele um Geld sind den Zöglingen streng untersagt. Die Uniform dürfen sie nur in den Erholungsstunden, mit der Erlaubniß des *Censeur*, ausziehen. — Dem *Censeur* wurde im Ganzen die Aufsicht über die rechtliche und sittliche Aufführung der Zöglinge anvertraut und ihm dazu die *Maitres d'études* zur Seite gegeben, die ihm jeden Tag Rapport abstaten müssen.

Jede körperliche Strafe wurde verboten. Die Strafen bestehen nur in Gefängniß, Arrest, *Pénitence* (*table de pénitence*) und *Rassation*, d. h. Entfernung aus dem Institut.

Je nachdem die Größe des *Lyceums* es verstat-

tete, sollte sich bey demselben auch eine eigene Kapelle und ein eigener Priester befinden. In einer angegebenen militairischen Ordnung müssen sich die Zöglinge, an Sonn- und Festtagen, zweymal zur Messe begeben. Morgens und Abends, bey dem Aufstehen und Schlafengehen, wird in dem großen Hörsaal eine Betstunde gehalten. Dem Proviseur wurde die Sorge übertragen, die Zöglinge von verschiedenen Religionspartheyen in den Lehrsätzen der ihrigen unterrichten zu lassen. An großen Festtagen sind die öffentlichen Spaziergänge den Zöglingen verboten.

Sowohl in den Sekondairschulen, als den Lyceen, wird kein eigener moralischer und religiöser Unterricht ertheilt. Bloß die Mythologie und die Glaubensartikel der verschiedenen Völker werden vorgetragen. In beyden Anstalten werden aber französische Klassiker, Bossuet, Flechier, La Bruyère, Fontenelle, Massillon, in ästhetischer und linguistischer Hinsicht, gelesen, wodurch denn die moralischen und religiösen Ideen mehr ausgebildet werden. Zur Uebung des Gedächtnisses (*pour exercer la memoire*) müssen vorzügliche Stellen auswendig gelernt werden.

Sittlichkeit und Rechtlichkeit, Religiosität und Religionskultus sind oft bey der Erziehung, vorzüglich bey einer Nationalerziehung, verwechselt worden — ja, das Wesen dieser geistigen Erscheinungen ist so vielfach gedeu-

tet, die Wege dazu von den Erziehern und Gesetzgebern so verschieden angegeben, und mit solcher Konsequenz ausgeführt worden — daß dieser Gegenstand, in einer Geschichte des Erziehungswesens, die Aufmerksamkeit des denkenden Historikers in einem hohen Grade fesseln muß.

Der Charakter des Unterrichts, dessen Gang von der Regierung streng vorgezeichnet wurde, läßt sich in wenig Zügen darstellen. Bildung des Geistes in seinen verschiedenen Richtungen war nicht der Zweck, nur Erlernung von Wissenschaften und Künsten, daher ist die Methode des Unterrichts hier noch in der Kindheit. Die mathematischen Wissenschaften (Physik und Chemie mit einbegriffen) wurden für die nothwendigsten im Leben geachtet; sie sollten vorzugsweise vor allen andern bearbeitet werden.

Wenn durch diese Anstalten die Regierung unmittelbar den Bildungsgang der Nation vorzeichnete — so sorgte sie aber auch anderseits mit Strenge dafür, daß keine Privatunternehmungen diesen Gang stören möchten. Alle Privat-Erziehungsanstalten, die einen höheren Unterricht ertheilten, als die Primairschulen, wurden unter die unmittelbare Aufsicht des Präfecten vom Departement gesetzt. Er sollte darauf sehen, daß die Unternehmer ganz nach dem Geiste der Sekondairschulen und Lyceen erzögen.

Alle diese Einrichtungen der konsularischen Re-

gierung boten der Nation die Mittel dar, ihrem Geiste den Stempel eines eignen Charakters — aufzudrucken, um ihn zur Verwaltung aller Aemter der gesellschaftlichen Verfassung geschickt zu machen. Die Regierung kannte die beyden ganz entgegengesetzten Grundsätze der Nationalerziehung. Sie, als eine Privatunternehmung, ganz dem Geiste und der Freyheit der Bürger zu überlassen, schien der Regierung in diesem Augenblicke nicht rathlich — da die Nation nicht in dem Zustande der Besonnenheit wäre, um in den Schranken der Wahrheit, der Natur zu bleiben. Anderseits aber die Erziehung ganz zur Sorge der Staatsgewalt zu machen, — dazu fehlte es der Regierung an Mitteln und schien ihr auch, wie sie es selbst erklärte, nicht mit dem republikanischen Geiste der Nation übereinzustimmen. — Zwischen diesen beyden Extremen, hatte sie nun ein eignes System aufgeführt, dessen Grundzüge wir betrachtet haben, und welche zu vollenden sich nun die Frage aufwirft: in welcher Abhängigkeit von der Staatsgewalt ward denn damals die Nationalerziehung gesetzt?

Die Wahl der Lehrer an allen den verschiedenen Instituten war mannichfach von der Regierung abhängig. Die Lehrer an den Primairschulen wurden von den Maires und von den Municipalbehörden (Conseils municipaux) gewählt. Die Unterpräfekten (Sous-préfets) des Departes

ments mußten ein wachsames Auge auf diese Schulen haben, und über ihren Zustand monatlich dem Präsekten Bericht erstatten.

Waren die Sekondairschulen nicht Privatunternehmungen, so wurden die Lehrer von den Präsekten gewählt, und standen unter ihrer unmittelbaren Aufsicht. Ohne besondere Erlaubniß des Präsekten durften auch keine neue Sekondairschulen von Privatpersonen unternommen werden.

Das Lyceum stand unter einem Konseil (Conseil d'administration,) das aus einem Proviseur, einem Censor (Censeur des études) und einem Profurator (Procureur gérant les affaires de l'école) zusammengesetzt war. Diese drey Personen eines jeden Lyceums wurden unmittelbar vom ersten Konsul ernannt. Eine höhere Instanz für die Lyceen bildete das Bureau d'administration, dessen Präsident der Präsekt des Departements war. Die übrigen Richter bestanden aus dem Präsidenten des Appellationstribunals (Tribunal d'appel), dem Regierungskommissair beym Kriminalhof, dem Maire, und dem Proviseur des Lyceums. Gewöhnlich mußte sich dieses Bureau viermal im Jahre versammeln, und, bey außerordentlichen Fällen, auch auf jedesmalige Einladung des Proviseur. Es entschied wichtige Schulvergehen der Lehrer und Zöglinge, und erhielt die Berichte über den Zustand des Lyceums. In zweifelhaften Fällen war die Stimme des Prä-

fekten die entscheidende. Zur Wahl der Professoren an den Lyceen wurden dem ersten Konsul zwey Kandidaten vorgeschlagen, einer von dem Bureau d'administration und der andere von den Generalinspektoren. Selbst die Versetzung der Professoren von einem minderwichtigen Lyceum zu einem wichtigeren, hing unmittelbar vom ersten Konsul ab.

Die Professoren bey den Specialschulen wurden ebenfalls vom ersten Konsul erwählt aus drey Kandidaten, von denen die Professoren der Specialschule, wo die Vakanz war, einen vorschlugen. Das Bureau d'administration des Lyceums führte auch die Oberaufsicht über eine oder mehrere Specialschulen.

Außerdem wählte sich der erste Konsul noch drey General-Schulinspektoren (Inspecteurs généraux des études); diese mußten wenigstens einmal im Jahr alle Lyceen bereisen, sich von allen Theilen des Unterrichts und der Verwaltung gehörig unterrichten, und dann dem ersten Konsul unmittelbar Bericht abstaten. Das Bureau d'administration mußte sich in wichtigen Fällen an sie wenden, und ihnen vierteljährig einen genauen Bericht von dem Zustande der Lyceen und Specialschulen liefern.

Dies ist das Ganze von der Nationalerziehung unter der konsularischen Regierung. Nur die

Auffassung desselben dürfte zu einer richtigen Anschauung der Universität Napoleons des Ersten führen.

(Der Beschluß folgt.)

Joh. D. Braunschweig.

III.

Von der Bezauberung durch Worte und Blicke (fascinatio).

(Beschluß.)

In der Schigemunischen Religion vermehren sich die himmlischen Geister in's Unendliche, die einen durch Umarmungen und Küsse, die andern durch bloßes Anlächeln und holde Blicke.

In allen Religionen schauen die Götter freundlich auf den hin, dem sie gnädig sind, und ihr zorniger Blick ist Strafe. Bey den alten Astrologen der Griechen bedeutete Saturnus etwas Unglückliches; daher ein Elender klagte: Saturnus Auge hat auf mein Haus und mich geblickt.

Gegen Unglück andeutende Dinge bedeckte man sich; oder sah man sie, so mußte die beschlossene und schon begonnene Handlung eben so unterbleiben, als wenn man dergleichen gehört hatte.

Wer eben betete, wann ihm so etwas zusieß, wünschte schnell dabey: die Götter wenden es ab! „Athene, wende das Uebel ab!“ betete der Grieche, wenn er eine Eule erblickte. Beym Opfer schwieg man, um nichts Ungebührliches zu sagen; der Priester und der Betende verhüllten ihr Haupt, um bösen Anblick zu vermeiden; — woher bey uns das Hutvorhalten bey dem Beten, und zum Theil das Verschließen der Augen.

Bloßes Anblicken konnte also schon großes Unglück bringen. Besonders wirkte der Blick der Neider und der feindseligen Dämonen. Nicht nur in ganz Arabien herrschte in den ältesten Zeiten dieser Glaube, und lehrte, wie man Kameele, Schafe und Pferde, durch Ringe, Amulette und dergl. verwahren sollte; sondern auch noch bey Virgil (Idyll. 3.) sagt Menalka bey dem Anblick seiner mageren Lämmer zu Damotas:

Welch' ein Auge mir wohl die zarten Lämmer bezaubert?

Am meisten aber waren zarte Kinder und schöne Frauenzimmer den Einflüssen böser Blicke unterworfen. Daher wurden in den Wochen- und Kinderstuben tausend Beyspiele erzählt, wie junge Kinder behext worden, und ihnen die Ruhe und das Gedeihen genommen sey. Man trug also selbst — und legte auch Kindern an — allerley Anhängsel, Amulette, z. B. einen fascinus, zauberstörende, gewöhnlich stark riechende Kräuter. Die Gefahr der Bezauberung der Kinder wuchs durch

die Meinung, daß nicht bloß der Blick des Neiders und Feindes ihnen schadete; sondern auch der Vater, die Verwandten und Freunde konnten durch zu häufiges Anblicken eine Bezauberung hervorbringen, und Mütter und Wärterinnen verwahrten durch einen frommen Wunsch, den sie laut aussprachen oder leise beteten, das Kind dagegen. Zu freundliche Blicke des Vaters, selbstgenügsame Gedanken, und übermäßige Freude mit stolzen Hoffnungen verbunden, konnten ja wohl die Ahndung feindseliger Dämonen reizen! Und überhaupt hatten einige Menschen einen unglücklichen Blick, der allem Angeblickten schadete.

Dieselben Begriffe von Zauber und Gegenzauber findet man noch jetzt im Orient in unveränderten Gestalten und Farben. Häufiges Hinstarren auf die Speisen bezaubert dieselben, und einige amerikanische Völker pflegen ihre Speisen verstohlen zu essen, um sie den Einwirkungen böser Geister zu entziehen.

In Ostindien ist die Lehre vom bösen Blick und den Gegenzaubern in ein System gebracht. Sobald ein Bräutigam an die Thüre seiner Verlobten gekommen ist, muß erst der böse Blick von ihr gescheucht werden. Weil bey einem solchen feyerlichen Aufzuge viele Zuschauer zugegen sind, so könnte der Anblick der Braut leicht Begierde, oder auch Neid, erregen. Darum beugt man dem bösen Blicke vor. Man dreht ein Becken mit roth-

gefärbtem Wasser drey mal um das Gesicht des Brautpaars, und schüttet das Wasser auf die Gasse. Dieß Geschäft müssen alle Frauenzimmer verrichten, vermuthlich weil junge Schönheiten die Bezauberung noch ärger machen würden. — Eine andere Ceremonie ist die: man reißt ein Stück Leinwand vor den Augen des Brautpaars in zwey Stücke, und wirft sie nach zwey entgegengesetzten Seiten von sich; oder man schwingt die Leinwand drey mal vor den Augen des Brautpaars in der Luft, und wirft auch dies Reinigungsmittel hernach weg. Um dem bösen Blicke vollends allen Einfluß zu benehmen, heftet man den Verlobten allerley magische Ringe an den Kopf, die als Talisman wirken. — So verscheucht man auch den bösen Blick, wenn ein Bramin seinen Sohn zu einem geistlichen Grade einweiht. Er darf auch keinen Paria ansehen. Ja, wenn ein Paria nur in das Haus eines andern Hindu kommt, so muß eine eigene Thüre für ihn zum Ausgehen gemacht werden, und er muß, weil er als ein Unreiner keinen andern, als bösen, Blick haben kann, beym Ausgehen die Augen niederschlagen. — Alles Hausgeräth, das er ansieht, muß als entweiht zerschlagen werden. — Eben so sehr fürchten die Türken den bösen Einfluß der Blicke eines Christen. Ein Weib kann nicht von ihm gesehen werden, ohne von ihrem Werthe zu verlieren. Daher auch die Kaufleute sorgfältig die Christen von dem

Basar, weiblichen Sklavenmarkt, wo die schönen Georgierinnen und Cirkassierinnen zum Kauf aufgestellt sind, zu entfernen suchen. Doch liegt auch hier wohl Wahrheit zum Grunde. Die Türken besorgen, daß diese Sklavinnen, die noch Christinnen sind, sich plötzlich in einen ihrer Glaubensgenossen verlieben, oder, an den Verlust ihrer Freiheit erinnert, in Sehnsucht, Schwermuth und Krankheit verfallen möchten.

Die ganze alte asiatische Welt war voll von den Bezauberungen, welche durch Anblicken und Anhauchen hervorgebracht wurden. Der Anblick der Nymphen ward allgemein für gefährlich gehalten. Man glaubte, die Menschen, welche von ihnen angeblickt und angehaucht würden, verfielen in eine Art von Wahnsinn, Nympholepsie genannt. —

Plutarch erzählt, daß eine ganze Völkerschaft am Pontus solche unglückliche Blicke gehabt habe, welche auch erwachsenen Leuten geschadet, und deren Athem und Anspruch verderblich gewesen. Er schreibt es gewissen Ausflüssen des Körpers zu, und nimmt physische Ursachen an, so wie der böse Affekt des Meides aus dem Auge des Mißgünstigen, wie ein vergifteter Pfeil, auf den Angeblickten physisch wirke. — Athenäus (15, 20.) erzählt, daß es in Afrika eine Art wilder Schafe gebe, Gorgo genannt, welche durch ihr bloßes Anblicken

tödteten. Vielleicht ließe sich auch hier an physische Ursachen, an Athem und Ausdünstungen denken. — Lange schon vor Theokrit war es in Griechenland Volksfage, daß einer, der plötzlich den Wolf erblickte, aber zuerst von ihm angeblickt sey, die Stimme verlore. Auch in Italien glaubte man an den schädlichen Blick des zuerst sehenden Wolfes. Aber eben so verlor der Wolf viel von seinem Muthe und seinen Kräften, wenn der Mensch zuerst erblickt hatte. Wahrscheinlich weil der Mensch, von der Gegenwart eines Wolfs plötzlich überrascht, unfähig war, Sicherheitsmaßregeln zu nehmen, hingegen viel von seiner Furcht verlor, wenn er zuerst den Wolf sah, und sich in Bertheidigungsstand setzen konnte.

Wer denkt hier nicht an die Klapperschlange, deren Blicken einige Reisende eine so mächtige Zauberkrast zuschreiben, daß Vögel, Kaninchen, Chörnchen und andere kleine Thiere gleichsam gezwungen würden, ihr unter entsetzlicher Angst in den Rachen zu fliehen, oder wenigstens betäubt hinzufallen. Wenn dies auch sehr übertrieben seyn sollte, wie denn bey ähnlichen Erzählungen die Wahrheit oft ganz zur Seite liegen bleibt: so erzählt doch Le Vaillant, daß er am Vorgebirge der guten Hoffnung einmal das durchdringende Geschrey eines Neuntödters gehört, und ihn in heftigen Konvulsionen gesehen habe. Das Schrecken hatte dem Vogel so sehr alle Kräfte benommen, denn es

war, als ob er bey den Beinen festgehalten wurde, und er fiel auch wirklich endlich todt von dem Baum herunter. Dies alles war die Wirkung einer Schlange, die mit ausgestrecktem Halse und flammenden Augen das arme Thier anstarrte. Einige Reisende unter den neuesten versichern sogar, in der Nähe solcher Schlangen selbst Convulsionen bekommen zu haben. Forster, der mehrere Beyspiele erzählt, setzt hinzu, daß die Ausdünstungen solcher Schlangen stark und übelriechend sind, und die Betäubung nur von einem stärkeren Hauche herrührt. So viel ist gewiß, daß die meisten kleinen Thiere fast unbeweglich stehen bleiben, wenn sie von der Klapperschlange mit unverwandtem Blick angestarrt werden.

Als Beleg, wie stark noch in den nächsten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung der Glaube an Bezauberung durch Worte und Blicke war, diene die Erzählung von Plinius (7, 2.), daß in Afrika ganze Familien gebe, welche durch ihre Stimme bezaubern könnten. „Wenn solche Leute schöne Bäume, Saatsfelder, Pferde, wohlgenästetes Vieh, und hübsche Kinder loben; so stirbt es sogleich.“ Und in Illyrien waren Menschen, welche diejenigen, welche sie lange zornig ansahen, durch ihre Blicke tödteten. Gellius (9, 4.) sagt: „Solche Leute haben in jedem Auge zwey Augäpfel, und man sieht sich doppelt darin.“ — Auch unter den Christen im römischen Reiche blieb dieser

Aberglaube lange Zeit herrschend, und man verwahrte heilige Sachen und Amulette sorgfältig gegen unglückliche Blicke.

Von einigen Gegenzaubern ist schon oben gesprochen worden. Hier erwähne ich noch der Gewohnheit, anderer Amulette nicht zu gedenken, sich Verse, Münzen und Bänder mit zauberzerstörender Schrift um den Kopf und die Füße zu binden. Schon zu Romulus ließen, nach Makrobios (Sat. 2, 6.), vornehme Eltern ihre Söhne eine goldene Kapsel, oder Medaillon, vorn auf der Brust tragen. Diese Kapseln enthielten Gegenzauber gegen den Neid. — Als ein vorzügliches Sicherungsmittel für die Kinder in der Wiege wurde es angesehen, wenn man ihnen von den alten abgetragenen Kleidern, die der Vater bey der Einweihung in den Mysterien angehabt hatte, Bindeln machen ließ. — Ganze Ortschaften schützte man gegen die Bezauberungen dadurch, daß man ein Wolfsmaul an die Thore nagelte. Phallen, Discillen mit einem Gesichte, und andere Bildnisse wurden in den Gärten gegen die Bezauberungen der Neider aufgestellt. Palladius lehrt, man solle zu diesem Behuf Schädel einer Stute, oder Eselin, die nicht mehr Jungfrau ist, aufstellen. *)

*) Equae calvaria, sed non virginis, intra hortum ponenda est, vel etiam asinae. Creduntur enim sua praesentia foecundare, quae spectant lib. 1, 35.

Die heutigen Osmanen, wie die Parsen, halten besonders den ersten Blick für den gefährlichsten; sie verwahren dagegen ihre Häuser durch Aufsteckung von Straußeneiern unter den Dächern. Aber auch die getauften Europäer sind den ungetauften Völkern in keinem Zweige dieser Art von Aberglauben, in Zaubern und Gegenzaubern nicht nachgeblieben. Beobachtet nur in den Gärten, auf den Feldern und in den Häusern abergläubige Leute bey ihren Arbeiten, redet nur ein frommes altes Mütterchen an, seht ihr nur starr auf die Finger, und ihr werdet, wenn ihr euch darauf versteht, dieselben Talismane und Gegenzauber sehen und hören, wie in der alten Welt. Der Aberglaube veraltet und verarmet nie. Auch die alten Weiber sind noch jetzt fast ausschließlich im Besitze aller Gegenzauber. Lobt ihren Kohl und andere Früchte, redet sie mit ungeweihtem Munde an, wenn sie pflanzen, Seife kochen, Brod backen, oder andere Dinge thun, zu deren Gelingen gute Gedanken gehören, oder sehet nur scharf darauf hin: so werdet ihr bald den Unwillen merken, bald sehen und hören, wie hier das eine außspuckt, das andere flucht, und das dritte fromme Gebete murmelt, und ein: Gottbehüt's! Gott sey Dank dafür! euren bösen Blicken, und euren zur Unzeit gesprochenen oder neidischen Worten entgegen stellt.

Richter.

IV.

Pädagogische Reflexionen.

Ein Dialog.

Mad. D. Ich gestehe es Ihnen, meine Freunde, Sie finden mich beunruhigt, ich könnte sagen traurig. Lassen Sie es daher Ihre Sorge seyn, mich auf immer zufrieden zu stellen, oder — wenn Ihre Aufrichtigkeit keine andere Auskunft zu geben hat — mich mit einem unvermeidlichen Kummer zu versöhnen, wenigstens vertrauter zu machen, indem ich ihn fest in's Auge fassen lerne.

Lothar. Eine Ihnen wahrlich feltne Stimmung! Lassen Sie uns nicht lange in peinlicher Erwartung.

D. Mein Emil ist nun 6 Jahr; er scheint gut, hat mir bisher so viel Freude gegeben. Was soll ich nun über ihn beschließen? Welche Methode? Großer Gott! da jede die andere verkehrt? Welche Bücher? welche Lehrer?

Waller. Wenn Sie Sich in einer Zeit und in einem Lande befänden, wo alle neueren Erziehungsrevolutionen ungekannt wären, etwan wie wir uns England vor Locke, Deutschland und die Schweiz vor Rousseau denken müssen, — welche Rücksichten würden Ihren Entschluß da wohl bestimmt haben?

D. Ich glaube, daß redliche und erfahrene Lehrer, Ordnung, Selbstbeschäftigung meine Aufmerk-

samkeit zuerst auf sich gezogen hätten: ich würde dann mit meinem Kinde wiederholt, und gearbeitet haben; und was mir etwa unschmackhaft erschienen, hätte ich durch freundliche Zusprache angenehmer zu machen gesucht.

W. Sagen Sie mir, Lothar, was Sie dem vorzuziehen haben? — Wenn doch die Pädagogen, statt einander vor dem großen Publicum zu überschreien, ihre Geheimnisse fein unter sich und ehrlich verhandelt — wenn nicht Erwerbgeist und die Trägheit wohlhabender Eltern die Institutensucht so gräulich verbreitet hätten; so könnten noch die Wohlthätigen ruhig, wie einst, fortgehen, des Staates Vorsorge dankbar nutzen, wohlgeählte Privatstunden zu Hülfe nehmen, die Charaktere ohne Druck- und Uhrwerke, durch häusliche Tugenden und Beyspiele (als die Wiege jeder patriotischen Tugend) emporbringen und dann sprechen: „ziehe hin, Sohn! Du hast gehorcht, arbeitest und dankbar seyn gelernt; bleibe dem Vaterhause treu, und behalte Gott vor Augen und im Herzen; so wird dir wohl seyn!“

L. Sie sind heute auch gar zu ordinär! Soll ich nun wieder die ganze philanthropische Litaneey absingen? von unfähigen, oder verhinderten, oder armen Eltern? von Selbstdenkerei? von Freude am Lernen und Erzogenwerden? von systematischer Bildung? realen Kenntnissen? genau berechneter Zweckmäßigkeit? Vollständigkeit? Lüf-

fenlosigkeit? ja, endlich von Menschenerziehung, so wie der einfachste, verlassenste Dorfbewohner sie üben kann und soll? — Denn daß in ihrem uralten Plane eben so viel Lücken für diese Neuerungen waren, werden Sie schwerlich leugnen?

W. Nun wohl, dann begnügen Sie Sich mit einer andern Maxime: die beste Staatsverfassung taugt weniger als die schlechteste, wenn diese mit gutem, jene mit schlechtem Willen verwaltet wird. So ist auch von den noch minder ganz erprobten pädagogischen Methoden eine jede gut, die ein fähiger und guter Wille verwaltet; eine jede schlecht, für die ein solcher Wille nicht wirksam ist.

L. Das ist das gnügliche Sich behelfen, welches ohne unsere Bitte geschieht, wo man's nicht besser haben kann. Wie wollen Sie aber **M. D.** zumuthen, an einem Orte, der die verschiedensten Auswege darbietet, bey ihrer Bereitwilligkeit zu jeder edeln Aufopferung für den edelsten Zweck, gleichgültig zu seyn gegen das mehr oder minder Vollkommene? Geseht, die Führer wären alle gleich gut; die Wege können doch nicht alle gleich gerade, sicher und bequem seyn?

W. Sie wähle nach eigenem Zutrauen zu den Personen; die Sachen sind nicht so himmelweit verschieden, wie man's behauptet. Ein gescheidter, gesetzter, unterrichteter und redlicher Jugendfreund wäre mir immer ein willkommener Lehrer; von seinem Glaubensbekenntnisse (dem pä-

dagogischen nämlich) wünscht' ich weiter nichts zu wissen, als, ob er das stille, treffende Wahre dem Glänzenden vorzuziehen weiß? ob er zu denen gehört, die Alles ausrechnen, aussprechen, deduciren wollen, oder zu denen, welche der allwaltenden Mutter Natur vertrauen und ihr in die Hände zu arbeiten suchen?

N. D. Muß ich nicht Jedem Rede stehen, ob ich Pestalozzisch, oder Campisch, oder antik, oder wie ich sonst gesinnt bin? Macht nicht jede Schule ihre Sache zur Gewissenssache? Gehn die Herren nicht Jeder auf uns arme Mütter zu, und verlangen höflichst unsern Arm, bey Androhung unsrer Verdammniß? — Doch, da Sie mir nicht mit kurzen, einigen und überzeugenden Worten sagen wollen, „das ist zu thun und nichts anders,“ so erlauben Sie mir schon, Ihnen vorzugreifen. Also, meine Herren, Ihr Glaubensbekenntniß, grade und unverholen!

W. Ich will mich nicht weigern; aber vergessen Sie nicht, daß die theuersten, am sorgsamsten abgewognen Ansichten ein Eigenthum, ein Schatz sind, den man nicht gern abermals in den Tiegel wirft, und neuen chemischen Feuerproben aussetzt; Es kostet so viel, zu einiger Selbstbefriedigung zu gelangen! Wer für seine Lieblingsüberzeugungen noch gern den Handschuh hinwirft, der ist mir noch viel zu kampflustig, als daß ich seiner reinen, ruhigen, und von allen Nebenrückfichten befreuten Un-

befangenheit ganz vertrauen sollte. Sehen Sie den erfahrenen Greis an: Nachtsprüche will er nicht zu geben scheinen, und doch stehen seine Hauptansichten wie Nachtsprüche vor seinen eignen Augen so gebietrisch da: darum schweigt, nickt, lächelt er lieber bey fremden Disputen, und hält seine eigne Meinung so gern zurück. Ich fange auch nach gerade an, älter zu werden.

Indeß keine längere Vorrede:

Ersteres Glaubensbekenntniß.

Schon aus natürlicher Selbstliebe müssen alle Eltern dem liebsten Theile ihres Selbst, ihren Kindern, über deren Werden eine eben so reiche als dunkle Möglichkeit schwebt, gern jedes mögliche äußre und innre Glück, Angenehme, Vollkommne, Gute zu eigen wünschen. — Doch hat man noch von keinem Arzte gefordert, ein Kind zum schönsten, stärksten, anmuthigsten zu bilden, eben so wenig hat man der Natur einen Vorwurf daraus gemacht, ihre körperlichen Gestaltungen und Anlagen im verschiedensten Maaße ausgetheilt zu haben. — Nur mit dem geistigen Wesen soll es anders seyn: der Mensch, der sich selbst in's Unendliche bilden kann, soll dazu im unmündigen Stande auf eine gleichmäßige, unfehlbare Art vorbereitet werden können; ja noch besser, wenn man ihn so bilden könnte, daß er, entlassen, gar nicht anders wollen und fortgehen möchte, als auf die-

sem besten Wege zum besten Ziele. Diese Kunst müßte unpartheyisch Allen gleich viel geistige Vollkommenheit und Wohlseyn versprechen, weil kein Einzelner von den zur Ewigkeit Verufenen hierin Ansprüche voraus hat. Das führt denn dahin, die lieben Seelen im ersten Momente des Lebens als weiße Bücher oder auch als bloßes geistiges Erdreich zu denken, worauf die Kunst den Text zu schreiben oder die ganze Pflanzung anzulegen hätte. Am Ende wäre die höchste Forderung erfüllt, indem unzählige Exemplare eines und desselben Buchs (höchstens dem Einbände nach verschieden) in wahrhaft populärer Einförmigkeit da ständen: ein halbes Duzend Wahrheiten (denn mehr allgemeingültige haben wir kaum auf Erden, wie unsre populären Denker am besten beweisen) würden auf Millionen Lehern abgeleyert und die goldne Zeit des goldnen Eimerley schlummerte sanft über den Brüdern. Rechenexempel, technologische Wunderwerke und begeisterte Einfalt wären die Zephyre, die Wellen in diesen Sumpf hauchten; und neidlos könnte das Armseligste um sich her schauen, weil das Vortrefflichste in der Allgemeinheit verschwindet.

Dieser frommen Eigenliebe widersezt sich nun mein Glaube zu allererst. Nicht nur, weil der freygelassne Erwachsene, aller Theorie zum Vossen, sich selbst über Alles befragt, und seinen eignen Gang, wie von vorn, einschlägt; sondern noch

vielmehr, weil die edelsten Naturen eben so ungelehrig am Leitseil, eben so ungeschickt im Zuhören, eben so unbeholfen im Lückenlosen und im ekelhaft deutlichen Zerkläuen sind, als sich die Stumpfen widerspenstig und taub zeigen gegen allen Kern und Geist, immer nur Hülse und Schaale des Buchstabens ergreifen, alles zerspalten und zerbrechen bis die Frucht in Fasern und die Landschaft in Blätter und Splitter zerlegt ist. — Gütige, geistreiche Natur! in dir ist nichts Gemeines; aber, du sonderst überall das Treffliche und lässest die Menge des Niedern dem seltnerem Edleren unbewußt dienen, indem sie sich selbst gnügt und sich allein das Beste denkt!

Nur die feichten populären Schwäzer, die die edelsten Namen als einen Raub profaniren und alles in glatte platte Worte kleiden wollen, damit das Kind dem Adler nichts nachgebe, die da meinen, Himmelspeise müsse entweder wie Käse zu verarbeiten seyn, oder confiscirt werden — nur diese revolutioniren den Alltagshausen und freuen sich dann am Stammeln der armen Aufgeklärten, als schwämmen sie in Lichtmeeren.

L. Ein pädagogischer Aristokrat also?

B. Ja! und wenigstens eben so zufrieden mit diesem Zunamen, als Pestalozzi war, da man ihm seine Zauberkunst eine mechanische nannte! Und wo wäre auch eine Ungerechtigkeit an einer solchen natürlichen Ungleichheit zu finden? da

(mit dem Fürsten von Ligne zu reden) die Aus-
 lage verschieden ist, das Resultat aber von Glück
 und Werth bey den Menschen sich so ziemlich die
 Waage hält? — — Kurz: ich glaube, die
 Natur mache den geistigen Menschen in seiner
 stärksten Individualität, und die Kunst soll diesen
 Vorgefundenen bloß ausbilden nach der ihm
 schon mitgegebenen Form. Das Individuum,
 welches die Kunst nicht ausbildet, sondern bildet
 (hervorbringt), ist auf immer Nichts, in Stoff
 und Form, oder höchstens ein gleichgültiges Glied
 aus der Mehrheit des todten Buchstabens.

Daher, und weil selbst diese Mehrheit (nur in
 ferner liegender Zukunft) dem Höchsten selbstständig
 nachstreben soll . . . was kann die beste Lehre
 lehren? nur das Lernen, das Von = sich = lernen;
 und hierin, wie in das genaue Studium allge-
 meiner und individueller Menschennatur, sehe ich
 das ganze Geheimniß einer jeden möglichen, äch-
 ten Erziehungskunst.

Bei diesem Glauben muß mir jede zu unbe-
 schränkte und willkürliche Theorie, jedes prahl-
 hafte Systematisiren verdächtig seyn; und wenn
 ich demnach die neueren Systeme zu kennen be-
 hauptete, so mache ich meiner Selbstüberwindung
 keine kleine Lobrede.

Was ich noch hinzuzusetzen hätte, versuche ich
 der Kürze wegen in wenige Aphorismen zu fassen:

Erforsche die Natur. Diene ihr, wie der gereifte Arzt. Laß dir jede einzelne Anlage und Stunde ihre eigne Methode diktiren. Geduld, Ernst, Klarheit fordre der Lehrer von sich selbst. Arbeit und freye Kraftentwicklung sind sein Ziel für den Schüler. — Erziehung ist nicht Unterricht; sie gilt dem Herzen und den Sitten, sie bleibt die unerläßliche Aufgabe der Eltern. Auch unvollkommenere Eltern meinen es mit dem Kinde besser, als mit sich selbst. Nehmt ihnen die Last der Erziehung nicht ab; damit sie sich das Leben schwerer und ihr eignes Herz reiner machen. Etwas Gutes lebt meistens auch im schlechtesten Haushalte, das dem Kinde in keinem fremden Hause ersetzt werden kann. — Vertrauen und Gedächtniß sind die Hauptmittel der Kinderbildung: (Glaube, Gehorsam, Ernst, Achtung sind im richtig geleiteten Vertrauen enthalten). Lehrt sie früher an Gott denken, ehe sie ihn zu denken versuchen. — Nachahmung, Ehrgeiz, Ordnung, sey das Augenmerk bey Halberwachsenen. — Adel des Gefühls, Geschmack, Selbstdenken, für die künftige Hauptbestimmung, legt in den Jüngling, in das reifere Mädchen: nur hier ohne alle gemeinsame Methode. Denn, wenn in diesem Alter noch keine bestimmten, eigenthümlichen Richtungen wahrgenommen werden, so taugt die Anlage oder die frühere Arbeit nichts.

Unbelangend aber die beste Methode für die

früheren Jahre; so sollte es nie mehr als eine gegeben haben, wie es für den denkenden Lehrer nur eine Kinderreligion geben kann. Und diese Methode ist so etwas Einfaches, Natürliches, daß jeder gute Kopf seit vielen Jahrhunderten sie gefunden haben wird, ohne Aufheben davon zu machen: nur schlechte, matte Helden können sich einbilden, daß dergleichen ohne sie nicht erdacht worden sey: nur sie wollen allgemein eingeführte leisten, weil sie sich nichts ohne solche denken können.

L. Dann müßte Deutschland der schlechten Köpfe sehr viele zählen, die mit Eifer und Beyfall nach dieser Palme gestrebt haben.

W. Wer mag das leugnen? Wie sollte eine Nation viel Geschmack haben, die sich dreyßig Jahre lang um A. B. C. Methoden streitet, und über das ewige Aussholen vom Anfang her doch nicht aus der Stelle kommt? Fänden diese großen methodischen Schwärmer nicht noch viel mattere Kunden, wer würde ihre Weisheit bezahlen? sie würde unter die Disteln fallen, und für Distelfresser ist sie eigentlich gemacht.

L. Sie sind warm, darum unterbreche ich Sie nicht. Sagen Sie mir, wenn Sie geendigt haben.

W. Dies Eine nur noch; damit Sie nicht argwöhnen, ich wolle mit der Einen, unfehlbaren und doch leicht gedachten Methode etwas obenhin

sagen, erschleichen oder umgehen. Was irgend der Lehrer gefaßt (besser: dessen er sich ganz bemächtigt) hat, das muß er auf mehr als eine Art dem Schüler nahe bringen können; er muß das Frühere vor dem Spättern, das Leichtere vor dem Schwerern zu geben wissen; er muß, wo viele zugleich unterrichtet werden, etwas militairisch oder sonst fest Geordnetes einführen: — aber so wie er selbst, und alle Erwachsene, Vieles anfangs nur halb und später ganz verstehen können, eben so auch denen Kindern manches gedächtnißweise zumuthen, und hoffen, daß die Zeit und eignes Fortschreiten es ihnen in der Folge klarer machen; er muß eben so wohl passiv, als eifrig produktiv seyn wollen; er muß selbst den Sprung, den der bessere lebhaftere Kopf macht, mit Wohlgefallen begünstigen, und nicht vor dem Gedanken beben, daß selbst die Natur ein viel zu kräftiges Werk ist, um überall nur kohärirende Lückenlosigkeit denken zu lassen. Werden diese immerhin vorausgesetzt; zu einer leitenden oder Grundvorstellung taugt sie in hundert Absichten nichts. — — Und, zuletzt, wie jeder Klare, in vielerley Menschen verschiedner Sprache reden kann, so soll auch der Lehrer nicht bloß seine, sondern in gewissem Grade in jedes Schülers eigener Sprache reden.

Uebrigens aber soll er so wenig, wie gute Eltern, in den Kindern untergehen, und ihr Opfer seyn. Das Sich-selbst-verzehren Einzelner, viel-

leicht höchst edler Enthusiasten, belohnt sie nicht einmal mit würdigem Erfolge, so lange sie zu wirken im Stande sind. Solch ein Eifer zehrt zugleich an fremder Selbstständigkeit, und wirkt eben so angreifend nach außen, als nach innen.

M. D. Ich danke Ihnen, lieber Waller! — Sie haben sich angestrengt und mich ganz auslesen lassen in Ihren Ansichten. Ich hoffe, Lothar wird mir morgen gleiche Gefälligkeit beweisen. Für heute? — Leider sehe ich schon die ** kommen, der ich es nicht abschlagen konnte, sie in's Theater zu begleiten.

— — —
(Die Fortsetzung folgt.)

V.

Vom Unterschied zwischen der neuern Bühne
und den theatralischen Vorstellungen der
Alten.

(Beschluss.)

Witunter gab es nun freylich auch Ausnahmen. Hegemon parodirte ohne Maske in seiner Gigantomachie die Herren der alten Welt. Hat es doch immer eine ältere gegeben und immer den Gedanken, daß das neueste Zeitalter weiser sey als das vergangene — ewig den alten Beredlungs-

traum der Menschheit, indeß ein Jahrhundert doch nur das andre parodirt.

Unsre gegenwärtigen tragischen Vorstellungen sind eigentlich nur Parodien der alten tragischen Kunst. Die enge französische Kleidung ohne Bürde, selbst der spanische Kurzmantel, was sind sie gegen den reichen Faltenwurf der alten griechischen Bekleidung? Auch der stolzesten Jambensschritt unsrer Tragöden in der höchsten Schmerzäußerung ist doch weiter nichts, indem dabey die dünnen verlebten Beinchen zum Uergerniß werden, als ein lächerliches Hahngetrippel und ihr Spontdeenmarsch bey Prozessionen, Audienzen, wie z. B. in Berners Weihe der Kraft, und Schillers Don Karlos, ist er mehr als ein grazioser oder gravitätischer Varentanz? Ja, unsre Tragödien werden insgesammt durch die sparsame Ausführung der Darstellung leider komisch. Und wenn nun gar die Freude auftritt oder in der Komödie daherhüpft, so möchte man vor lauter proceleusnatischen Geschwindschritten und Epitriten vergehen. Nur die Füße sprechen noch Verse, und die unnützen Worte schlendern mit — es ist zum Erbarmen! Es giebt nur noch wenig Schauspieler, die nur einen erträglichen Begriff von Deklamation haben.

Eins war bey den Masken unbequem und widerlich: — das Lachen. Die gleichlautenden Töne des Lachens folgten entweder zu rasch oder zu langsam auf einander, und wurden dadurch

unnatürlich. So berichten die alten Kritiker. Allein es ist, auch ohne daß sie ausdrücklich bestimmen, ob dies von der Tragödie gelte, doch wohl nur auf die Komödie zu beziehen; denn es ist uns keine Tragödie der Alten bekannt, wo laut gelacht würde. Das ist nur ein Vorzug neuerer Zeiten, und man könnte fast eine Tragödie zusammensetzen aus lauter Lachmanieren; giebt es doch in den Parenthesen unsrer Spektakelstücke ein Lachen der Wuth, der Verzweiflung, der Bosheit, der Medisance, des Wohlwollens, mit einem Wort, fast so viel Lacharten, als es Empfindungen und Leidenschaften giebt. Ein Nachtheil und ein Vortheil zugleich also ist es, daß wir unsern Schauspielern so nahe stehen, um an ihnen jede Miene belauschen zu können, daß wir das Faltengesicht eines Don Karlos und eine Maria Stuart in grauen Haaren und zahnlos, bewundern können. Und doch — verhüllt unsre Schminke nicht eben so viel als die Maske, und, ging nicht auch bey unsrer Kunst das Erröthen verloren?

Aber in einer Sache ragen wir weit über die Alten hervor, und in dieser blieb auch der ungenügsamsten Humanitätsucht nichts mehr zu wünschen übrig, ich meine die Komödienzettel. Die Alten mußten sich selbst ankündigen: „ich bin Venus, ich bin Jokaste, ich bin Iphigenia,“ und zwar sammt Stammbaum und Sippschaft. Dank der schönen Erfindung der Druckerey; ein

Tritt, und das ganze Personal steht, wie durch eine Zauberformel hervorgerufen, da. Es läßt sich nichts Vollendeteres denken! Kann wohl die Menschheit noch höher steigen in der Hervollkommnung — der Komödienzettel?

Das Theater der Alten stieg zu seiner Vollkommenheit dadurch, daß es Sache der Staatsreligion war; das unsrige fiel, weil es nur noch Mittel gegen die Langeweile ist. Das Theater der Alten stieg dadurch, daß es auf öffentliche Kosten unterhalten wurde; das unsrige fiel, weil es Sache der Spekulation ist für verunglückte Müßiggänger, — woraus ein Theil unsrer jetzigen Schauspieler besteht, — für Menschen, die durchaus nichts gelernt haben und von denen der größte Theil nicht einmal schreiben kann. Daß man die Künstler darunter nicht versteht und diejenigen, die sich bereits einen Namen machten, darf hier wohl nicht besonders bemerkt werden. Wir reden nur vom Trosz, von den Komödienmeistern und Rollengefellen. Die Bildung der Alten hob ihre Kunst, die Unwissenheit der Neuern stürzte sie herab von der Höhe.

Auch dadurch, daß wir so oft Schauspiel haben, fast täglich, mußte es uns nothwendig gleichgültig werden. Die Alten waren mit diesen Vergnügungen sparsamer. Den 12ten des Monats Anthesterion (unser Februar) fielen die Lenäischen Spiele ein, und währten nur einen Tag.

Hierbey durften nur die Bewohner Attika's gegenwärtig seyn, die andern wurden davon ausgeschlossen. Nun brannte alles vor Begierde, zum Theater zugelassen zu werden. Einen Monat später waren die großen Dionysien, nämlich den 12ten des Monats Elaphebolion (nach unsrer Rechnung, Anfangs März), und an diesem Feste gab es mehrere Schauspielstage.

Eine Krone war der Lohn der alten Dichter, wenn sie den Preis errangen. Ganz Griechenland war Zeuge ihres Ruhms. Was ist jetzt der Lohn der Dichter? — Bervielfältigung ihres Manuscripts, und höchstens zehn goldne Keispfenninge, und auch das nicht einmal; wer nichts zu geben hat — bettelt. Und ist die Schauspielkunst für Geld mehr, als eine Volksbetteley?

Die Alten bezahlten nicht für den Eingang in's Theater; ihre Vorstellungen waren meist unentgeltlich. Die Staatskasse belohnte die Künstler. Das Volk mußte sich also mit der Bescheidenheit eines Gastes betragen. Später wurde eine Drachme für die Person, noch später wurden zwey Obolen erlegt. Nun aber begann auch schon die Ungezogenheit ihr Wesen zu treiben; glaubte man doch, für seine paar Obolen Aufrechthalter des ganzen Vergnügens zu seyn!

Man pochte, um sein Mißfallen zu äußern, mit den Füßen an die hölzernen Unterlagen; man zischte und pfiß, ganz so wie noch heutzutage.

Natürlich! denn man hatte ja auch Hände und Füße, Mund und Zunge. — Man klatschte in die Hände zum Beweis des Beyfalls; man jubelte; man erhob sich von den Sitzen, spreizte die Finger der rechten Hand aus, und schrie aus vollem Halse. Das Einlaßgeld hatte ja dazu die Erlaubniß gegeben. Sonderbar! und unsre Schauspieler werden auch bezahlt, und können das Auspochen gar nicht vertragen! Wer für Geld Spaß macht, muß und darf nicht über Aeußerungen der Mißbilligung zürnen. Er ist bezahlt.

Fast schien man jedoch noch vor kurzem zu weit zu gehen in der Lebhaftigkeit des Ausdrucks, da noch die Begrüßungen mit faulem Obst Mode waren, um schlechte Schauspieler mit neuem Muthe zu beleben. Allein das Alterthum stand auch darin den neuern Inkroyables nicht nach, wo es nicht gar dieselben in der Kraftäußerung noch übertraf. Die Wuth ging oft so weit, daß man ihnen die Masken vom Gesicht riß, um sie der öffentlichen Beschämung bloßzustellen, oder auch wohl gar Peitschenhiebe ertheilte.

Auch das Dakapo der Neuern war den Alten bekannt. (Val. Max. lib. 2, c. 4.) — Andronikus mußte eine Stelle, die ihm vorzüglich gelang, mehreremal wiederholen, und zwar so oft, daß ihm endlich die Stimme versagte und er sich genöthigt sah, einen andern für sich sprechen zu lassen und selbst nur die Gesten dazu zu machen. Um in

einer Entfernung von 120 Schritt gehört und verstanden zu werden, und dabey das Sinken und Steigen der Stimme und jede Modulation derselben zu beobachten, gehörte allerdings eine männliche Brust und eine unausgesetzte Übung. Später, als die Theater immer mehr erweitert wurden, vorzüglich zu Rom wegen der großen Volksmenge, wurde jede einzelne Rolle von zwey Schauspielern zugleich gespielt, von welchen der eine die Verse hersagte, indem der andre sie mimisirte. Die Kunstkenner wollen daraus den feinen Geschmack der Alten deduciren, welche, ohne durch die Gethelltheit der Rolle gestört worden zu seyn, so viel Kunstsinne besessen hätten, um gleichsam durch die Vereinzelnung ihren Genuß zu erhöhen.

Und wie pünktlich sie es nahmen, und wie sie auf jede Kleinigkeit achteten, sieht man daraus, daß sie selbst nicht einmal den kleinsten Fehler der Aussprache ungeahndet ließen. Ein Schauspieler hatte einmal die Worte zu sagen: „Galen' oro“ (ich seh' den heitern Himmel) und verschluckte nur, indem er an Athem zu kurz kam, leicht und unmerklich das A, wodurch Galen' oro (ich seh' eine Rahe) herauskam, und die ganze Volksmenge brach schonungslos in ein übermäßiges Gelächter aus.

Ueberhaupt wäre es Irrthum, sich eine ganz ununterbrochene Stille bey den Darstellungen der Alten zu denken. Man kam und ging. Die gedienten Soldaten hatten das Recht des Vorsizes, und dies Vorrecht handhabten sie nun auch mit voller Unschicklichkeit. Hier schwang sich einer herab nach dem Vorsitz, dort verdrängte ein anderer den Nachbar, und nicht selten mußte der Herold (unser Polizeikommissar) dazwischen treten und Ruhe gebieten. Auch wäre es Thorheit, zu ver-

nuthen, daß jeder Zuschauer alle Vorstellungen vom frühen Morgen bis zur Nacht mitangesehen; nein, man kam und ging, und vergaß die Mahlzeit keinesweges. Oft muß das Geräusch der Versammelten den Deklamatoren sehr zur Last gefallen seyn, denn bey der Erscheinung eines Volksgünstlings ward jedesmal die Vorstellung durch ein Freudengeschrey, durch Klatschen und Trampeln unterbrochen, und man denke sich's recht lebhaft, von 30,000 Zuschauern unterbrochen! Da war denn das Beste natürlich, innehalten und verstummen. Und wer beschreibt das Gedränge in den Bomitorien? — So hießen nämlich die Haupteingänge.

Hierbey fällt gewiß jedem Leser die Bemerkung bey, wie fehlerhaft und gefahrvoll unsre Theater, bey plötzlichen Unglücksfällen, in Rücksicht der Ausgänge, gebaut sind. Was die Alten zu viel hatten, haben wir zu wenig. Die Gefahr, erdrückt zu werden oder zu verbrennen, ist nun einmal unser Loos.

Eine Eigenthümlichkeit der alten Tragödie war es, daß ihre Statisten sehr oft die Hauptrolle spielten. Achilles, trauernd über den Tod seines Busenfreundes; Niobe im tiefsten Seelenschmerz über den Verlust der Thigen; beyde sprachen kein Wort, und doch spielten beyde die Hauptrollen. Wie würden unsre Statisten sie beneiden!

Und mit welcher Pracht, mit welchem Aufwand wurden die Stücke der Alten gegeben. Drey Trauerspiele des Sophokles überstiegen die Kosten, welche die Athenienser auf den peloponnesischen Krieg verwandten. Der Schauspieler Aesopus hinterließ seinem Sohn, einem berühmten Verschwender, eine Erbschaft von fünf Millionen Franken. Roscius bekam jährlich hunderttausend Franken Besoldung (Plin. lib. 7, c. 39.), her-

nach täglich 900 Franken. Laberius erhielt für die Darstellung einer einzigen Rolle in seinem eignen Stück zwanzigtausend Thaler.

Das geschah nicht bloß zu Athen und Rom, nein, auch kleinere Städte feyerten ihre Feste mit Theaterspielen, und ließen es nicht weniger an Pracht und Aufwand fehlen. Medea's Wagen mit Drachen bespannt; Maschinerien für herabsteigende Götter; Oceanos auf einem Seeungeheuer und sein Gefolge auf Delphinen reitend; nichts durfte fehlen, sobald es die Nothwendigkeit des Stücks erheischte. Grade wie bey uns: Vären, die um die Zaubersflöte herumtanzen!

Doch vergaßen die Alten, bey aller Liebhaberey zur Vermummung, die Regeln des Schicklichen nicht. Die in eine Kuh verwandelte Io, erschien nicht als Kuh, sondern man begnügte sich, ihre Verwandlung bloß durch ein paar Hörner anzudeuten, die sie auf dem Kopf trug, als Kopfsputz, und wahrscheinlich von Gold.

Das Chor der Alten hatte, im höhern Sinn, Aehnlichkeit mit unserm Orchester; und der Chorang mit unserm Kapellmeister, nur in einem erhöhetern Maasstab. Der Chor stand einige Fuß tiefer als die Schauspieler, damit durch ihn die gigantische Größe derselben recht auffallend ins Auge fiel. Darum handelt der Chor, abgesondert, auch immer nur für sich. Er bestand aus Greisen, Jünglingen, Frauen, je nachdem das Stück es vorschrieb. Sein Gesang war oft von schönen Bewegungen des Körpers begleitet, die sich dem Tanze näherten, weil sie sich nothwendig dem Takt der Verse anschließen mußten. Der Chorführer führte an, eine rechte Flöte spielend in der Tragödie, weil sie tiefe Trauertöne angab, eine linke helltönende Flöte für den Scherz in der Komödie. Oft theilte

sich der Chor, und nun begannen Doppeltänze, wechselseitige Verschlingungen und malerische Evolutionen. Nach der Schreckensscene, welche die Eumeniden des Aeschylus erregten, ward der Chor auf fünf Personen herabgesetzt, gewöhnlich aber bestand er in der Tragödie aus 16 Personen, die drey Mann hoch, und in der Komödie aus 24 Personen, die vier Mann hoch auftraten. Auch der Chor hatte keine Kothurnen.

Aus alle dem ergibt sich, daß allerdings ein breites und ausgedehntes Proscenium wohlgefälliger ist, als unser enges und beschränktes. Allein die Alten bedurften des Daches nicht und der Erleuchtung; ihr Dach war der freye Himmel, ihre Leuchte die Sonne. Wir können nicht ohne Bedachung in unserm rauhern Klima, nicht ohne Erleuchtung seyn, weil unsre Schauspiele Abends gegeben werden. Und welcher Meister vermöchte, Künstler genug, ein Gebäude zu bedachen, dessen Proscenium zwanzig Faden breit wäre; und wenn es könnte, wer erfände für ein solches Gebäude die Erleuchtung, und wäre auch diese möglich, wer könnte es in einem solchen Gebäude bey gehöriger Beleuchtung vor Lampendampf aushalten? — Wir müssen nun einmal mit unsern theatralischen Obskurfammern, nothgezwungen, auslangen.

Noch ärger aber wäre der Einfall, den man schon irgendwo einmal versuchte, die Masken der Alten einzuführen. Wir stehen den Schauspielern zu nahe, um mit Wohlgefallen diese starren Maskengesichter ertragen zu können. Alles, was man von der Art unternommen, verzwergte in sich selbst.

Doch im höchsten Grad unerträglich müßt' es seyn, wenn man die Nachahmung der Alten so weit triebe, auch den Kothurn einführen zu wollen.

Ein Heros, acht Fuß hoch, sammt Beschuhung und Helm, und drey Fuß breit, mit falschen Händen, ausgestopftem Bauch und einem Gigantenkopf, müßte ja beynahe das ganze neuere Theater mit allen Kulissen und Vorhängen, ja selbst den Souffleurkasten, bey der kleinsten affektvollen Bewegung aus der Ordnung rücken, wo nicht gar zerstören und, gleich einem tobenden Ungeheuer, das ganze Publikum in Angst und Schrecken setzen. Und wenn er nun die Orgelstimme durch den Kieselmund herausdränge, fähig, um einen Menschen in einer Entfernung von 20 Faden zu rühren: wahrlich er würde dem ganzen modernen Publikum die Ohren sprengen, und unser ganzes sentimentales Jahrhundert taub schreyen.

Gesetzt indeß, wir hätten das Theater der Alten wiedererlangt; was würde es uns frommen? Wer könnte ohne Telestrop noch auf zwanzig Faden einen Schauspieler sehen, und wär er auch acht Fuß hoch. Unsre Zeiten genießen das Glück der Kurzsichtigkeit, und für diese kurzsichtige Menge, für unsre behenden Klein-Kritiker mit Maulwurfsaugen sind unsre Theaterkästchen immerhin noch artig genug. Es bleibe beyhm Alten!

B r o ß e.

VI.

T h e a t e r.

K e v a l e r B ü h n e.

(F o r t s e t z u n g.)

Am 9ten Juny: Die Advokaten, von Iffland. Herr Uckermann, als Regierungsrath Klarenbach, zeichnete den unbegrenzten Ehrgeiz dieses Charakters, nach dem Maaßstabe seiner Kräfte, sehr gut. Auch vermiste man eben so wenig die diesem Charakter eigene Herzensgüte. In der Scene bey dem Hofrath, wo der alte Klarenbach mit der ängstlichsten Besorgniß für das Wohl seines Sohnes, von glühender hinreißender Beredsamkeit ergriffen, ihn von der Gemeinschaft mit dem Hofrath Greißmann retten will, diesem vollendeten Bösewicht, der von Herrn Wirsing mit einer Kälte und Ueberlegung gespielt ward, die man nicht durch bloß oberflächliches Studium erreicht, und wo am Ende der Sohn, von der Stärke kindlicher Gefühle überwältigt, dem Alten in die Arme sinkt, war er äußerst wahr und so lebendig, als man es von ihm nicht gewohnt ist. Der alte Klarenbach fesselte durch sein ergreifendes Spiel, in der Person des Herrn Krampe, unsre ganze Aufmerksamkeit. Eben so Sophie (Mad. Hoffmann), welche den vollkommensten Beyfall errang.

Am 16ten Juny: Gustav Wasa, von Kozebue, worin Herr Zimmermann, als Gustav Wasa, die Theilnahme der Zuschauer durch sein ausdrucksvolles Spiel im hohen Grad für sich erregte. Auch Madam Ohmann, als Gustavs Schwester, war, was sie immer in dergleichen Rollen ist, vollendet! Wie sie, am Ein-

gange des unterirdischen Ganges, die Fackel in der Hand, drohend wie eine zürnende Gottheit, da stand, und mit heldenmüthiger Bestimmtheit die Fackel ins Pulver zu werfen drohte, wenn es einer wagen sollte, sich dem Eingange zu nähern, da glaubten wir ein höheres Wesen zu sehen. Die Glorie der höchsten Begeisterung ruhte auf ihrer Gestalt! Nach ihr verdient Mad. Hoffmann alles Lob wegen ihrer trefflichen durchdachten Aktion. Herr Mengershausen, als Christiern, setzt sich immer mehr in der Liebe und Achtung des Publikums fest. Seinen bisherigen Auftritten nach zu urtheilen dürfte er vielleicht bald sogar der Liebling desselben seyn. Die Herren Kunge, Neuhaus, Richter hatten Gelegenheit sich als darstellende Künstler zu zeigen, weil sie in verschiedenen Fächern debütierten. Doch leider waren wir blind für ihre — — Vollkommenheiten.

Am 19ten Juny: Klara von Hoheneichen, worin Mad. Wagner zum letztenmale auftrat. Sie hat unsre Bühne, wie man sagt, aus edlem Eifer für die Kunst verlassen. Bey einem ansehnlichen Gehalt wollte sie doch nicht bleiben, weil sie nur zu gut einsah, daß man sie hier nur selten oder gar nicht zu Rollen kommen lassen würde, die ihren Talenten angemessen wären. Sie nahm unsre volle Achtung mit, und im besten Andenken wird jedem Kunstfreunde ihre hier gegebene Eulalie bleiben.

Am 20sten Juny: Graf Benjowsky, von Kozebue. Herr Paulmann, ein reisender junger Schauspieler, der Engagement sucht, debütierte als Stepanow, und gefiel. Dies würde aber noch mehr der Fall gewesen seyn, wenn er sich nicht unterweilen überschrieen hätte. Indesß kann man

nicht wissen, ob er nicht einiges Geräusch dadurch machen wollte, da man ohnehin von ihm sagt: er spiele alle Fächer!!

Der 24ste Juny war für uns, in theatralscher Hinsicht, ein merkwürdiger Tag. Der berühmte Königlich = Westphälische Kammer Sänger, Herr Fischer, gab, auf seiner Reise von Petersburg nach Schweden, hier im Theater ein großes Vokal = und Instrumentalkonzert. Zuerst sang er eine Bravourarie von Righini. Ein sonorer Bass vereinigt sich bey ihm mit einer geschmackvollen Manier im Vortrage. Die Höhe seiner Stimme ist von einer seltenen Klarheit. Darauf sang er eine Scene mit Chor von Poissel, und zuletzt am Klaviere, „in diesen heiligen Hallen“ und einige Romanzen, die uns den liebenswürdigen vielseitigen Tonkünstler in seiner Vollkommenheit zeigten. Nach ihm konnte auch nur Herr Gabler, dieser durch seine Kompositionen, besonders durch seine Klaviersonaten außsvortheilhafteste bekannte Meister seines Instruments, in einem Klavierkonzert von Stärkel, das er mit der höchsten Präzision und Fertigkeit vortrug, so ausgezeichneten Beyfall erringen.

Am 29sten Juny: Zwey Better für Einnen, Lustspiel in einem Akt, nach dem Französischen; zur Zufriedenheit der Zuschauer wiederholt.

Hierauf zum erstenmale: *Il Geloso*, Intermezzo in 1 Akt, Musik von verschiedenen Meistern, worin Herr Fischer auch als Schauspieler glänzte. Den jungen eifersüchtigen Schuster Condrino, den der größte Theil zwar nicht verstand, doch gewiß jeder begriff, gab er mit einer Lebendigkeit der Handlung, die jeden ergriff. Seine treffende Mimik und seine sprechenden Gesten machten ihn, auch den Unkundt-

gern der italienischen Sprache fast wörtlich verständig. Er gab diesen Charakter übrigens ganz im italienischen Geschmack, und der Italiener hätte geschworen, er sähe und höre seinen Buffon. Madam Ohmann loben wir, als Niece, ihrer Gefälligkeit wegen, weil wir sonst nicht Gelegenheit gehabt hätten, Herrn Fischer in dieser Rolle zu sehen. Seine frühere Absicht war, im Don Juan aufzutreten, was jedoch wegen Krankheit der Mad. Mainzer nicht anging. Sie hat schon während der ganzen Johannisfeier die Bühne nicht betreten können, weshalb bis jetzt fast keine Opern gegeben werden konnten. Eine wesentliche Ursache der geringeren Einnahme. Nur durch eine ausgezeichnete Auswahl von Stücken wurde die Kasse während der beyden letzten Wochen einigermaßen entschädigt. Herr Fischer ist bereits abgereist.

Den 2ten July: Haß allen Weibern! Lustspiel in 1 Akt, nach dem Französischen des Bouilly von Kastell; ein kleines witziges Vorspiel in gereimten Versen, wurde noch durch Herrn Zimmermanns, und Mad. Hoffmanns leichtes Spiel verschönert. Hierauf: Die beyden kleinen Savoyarden, von Dallayrak. Der listige Joseph, wurde von der D. Pöschel d. ä. mit liebenswürdiger Gewandtheit gegeben, und wenn sie sich auch hie und da einige Späßchen erlaubte, so war doch Manier darin, sie arteten nicht aus, und konnten daher gewissermaßen für zweckmäßig gelten, weil sie uns belustigten. Die zweyte D. Pöschel stellte als Pietro eine besonders artige Figur zur Schau. Herr Korop ließ, als Baron Andor, eine nicht unangenehme Tenorstimme hören, allein seine körperliche Unbeholfenheit ist nicht leicht zu übersehen.

R u t h e n i a,

oder:

Deutsche Monatschrift in Rußland.

August, 1811.

I.

G e d i c h t e.

D i e B r ü d e r.

Ballade.

Wo die Wolke, trüb' und trüber,
Schwebt am alten Burgverfall,
Hangen wilde Bäume über,
Buchern Disteln überall.
Aus dem Steinbruch blüht und trauert
Einsam dort ein Blütenstrauch,
Und der Hirte sieht — und schauert —
Nächtlich ihn in Flamm' und Rauch.

Auf des Berges Schwindelhöhe
Starrt das alte Lichtepstein,
In dem Fenster hüpf die Krähe,
An dem Fuße rauscht der Rhein.
Gegenüber, hoch in Trümmern,
Mit den Geistern nur im Bund,
Sieht des Bruders Schloß man schimmern,
Raslos rollt der Stein zum Grund.

Da saß Emma einst und harrete,
 Spähend an der Felsenwand —
 Ihres Lieblings, ach! und starrte
 Immer nach des Ufers Rand.
 Plötzlich kommt ein Schiff geflogen,
 Unter Jubel und Gesang,
 Und wird an das Land gezogen,
 Unter frohem Hörnerklang.

Der Ersehnte ist's, der Holde,
 Kehrend vom gelobten Land,
 Seine Rüstung blinkt im Golde
 Und sein Schwert vom Diamant.
 Emma, seines Bruders Pflege
 Auf dem Burgschloß anvertraut,
 Fliegt dem Lieblich rasch entgegen,
 Ihrem Bräutigam die Braut.

Doch, zurück tritt kalt der Ritter,
 Stellt ihr seine Gattin vor;
 Emma, wie vom Berggewitter
 Jach durchzuckt, traut kaum dem Ohr.
 Doch des Ritters Bruder stampfet,
 Zürnend ob dem Wankelsinn,
 Schwenkt sein Ross, (es bäumt, es dampfet,)
 Schleudert ihm den Handschuh hin.

Heer auf Heer stößt wild zusammen,
 Die Verwüstung geht voran,
 Felder, Hütten stehn in Flammen,
 Bettler wird der Arbeitsmann.
 Da kniet eine Nonne nieder,
 Tief verschleiert flehet sie,
 Und versöhnt die Brüder wieder;
 Emma geht und kehret nie.

Nach dem Schlosse, nach dem Schlosse,
 In der Gattin Arm zu ruhn,
 Eilt auf seinem flücht'gen Rosse
 Sonnenfels Gebieter nun.
 Sagt, wo ist die Frau? — „Zu Hause.“
 Wo? — „Im Garten.“ — Trifft sie nicht!
 Auch am Blumenquell der Klause,
 Auch im Wiesenthale nicht!

Beh! entflohen ist die Arge,
 Treulos, lechzend nach Genuß,
 Und ein Bote kommt: „im Sarge
 Lieget Emma; Gott zum Gruß!“ —
 Traurig schauen von den Kuppen
 Noch die Burgen in das Thal,
 Bäume lispeln dort in Gruppen,
 Dampfer flagt der Wiederhall.

Oftmals rollen Steine nieder,
 Doch die Wolke stehet fest,
 Und man nennt die beyden Brüder
 Nach der Burgen Ueberrest.
 Aus den Steinen blüht und trauert
 Dort noch Emma's Blütenstrauch,
 Jedes Blümchen bebt und schauert,
 Pflückt man s, wird es Flamm' und Rauch.

B r o ß e.

N a s i a d e.

Auf eine rothe Nase.

Geh nur voran! so brauch' ich keine Sterne,
 Die Nase ist das Licht, du selbst bist die Laterne.

Auf die rothe Nase eines Dichters.

Er sang von Rosen nur, da koncentrirte
 Sein Geist sich auf der Nase ganz,
 Und endlich wird, wenn er so fort florirte,
 Er noch zum Rosenkranz.

Auf die rothe Nase eines Weinschenters.

Schlecht war der Wein, er korrirte die Fehler der
 Natur,
 Nun war's genug!
 Und als die Nas' nun schnuppernd nach dem Weinfas
 fuhr,
 Ward sie zu Fernabuf.

Gradation der Nasenröthe.

Er sang vom Wein — und sie ward simpel roth;
 Von der Natur — und sie ward röther;
 Von Liebesglück — und sie ward purpurroth;
 Vom Krieg — und sie ward roth, wie ein Trompeter.

II.

Das Leben Castruccii Castracani.

Von Nicolao Machiavelli.

(Beschluß. *)

Auch ermangelte er nicht, Bestechung zu versuchen an einem und dem andern edeln Bürger, daß solcher ihm in der Nacht die Thore von Florenz eröffnete. Aber nach entdeckter Verschwörung wurden sie ergriffen und enthauptet, unter welchen waren Thomas Lupaccius und Lambertuccius Frescobaldus. Die Florentiner demnach, bestürzt über die Niederlage, sahen kein Mittel ihre Freyheit zu retten; und um gewisser zu seyn der Hülfe, sendeten sie Gesandte an Robertum, König von Neapel, ihm die Stadt nebst selbiger Gebiet zu übergeben. Als welches vom Könige angenommen wurde, und nicht sowohl um der von den Florentinern ihm erzeugten Ehre willen, als weil er wußte, von welchem Gewicht es für seinen Staat war, daß er der Welfischen Parthey den Staat von Toskana erhielt. Und da er sich von den Florentinern zweyhunderttausend Gulden das Jahr bedungen, schickte er nach Florenz Carolum seinen Sohn mit viertausend Pferden. Immittelst hatten sich die Florentinischen etwas erleichtert von den Völkern Castruccii, weil er nothgedrungen worden abzuziehen von ihren Landen, und gen Pisa

*) S. Ruth. 1811. Junyheft.

zu gehen, um eine gegen ihn geführte Verschwörung des Benedictus Lanfrancus, eines der ersten von Pisa, zu unterdrücken; als welcher nicht erdulden könnend, daß seine Vaterstadt die Magd eines Lucchese's sey, gegen ihn sich verschwor, mit der Absicht die Burg zu besetzen, die Wache zu verjagen, und Castrucci Anhänger zu erschlagen. Aber weil in solchen Dingen die kleine Zahl, so viel genüget zum Geheimniß, nicht zureicht zur Ausführung, während er trachtete mehr Leute zu seinem Zwecke zu gewinnen, fand er einen, der solches Vorhaben Castruccio offenbarte — (und fehlte es bey diesem Verrath nicht an übler Nachrede gegen Bonifacium Cerchi und Johannem Guidi, Florentinische, welche sich zu Pisa verhaftet befanden) — worauf selbiger, Hand an Benedictum legend, ihn umbrachte, und alle Uebrigen dieser Familie in die Verbannung schickte, und viele andere edelen Bürger enthauptete.

Und vermeinend, daß Pistoja und Pisa unzuverlässig seyen, trachtete er mit List und Gewalt sich derselben zu versichern; als welches den Florentinern Zeit gab, wieder Kräfte zu sammeln und Caroli Ankunft erwarten zu können. Wie selbiger gekommen, beschloffen sie, nicht Zeit zu verlieren, und zogen vieles Volk zusammen, weil sie zur Hülfe herbeyriefen fast alle Welfen von Italien, und machten ein sehr starkes Heer von mehr als dreyßigtausend Fußknechten und zehntausend Rei-

tern. Und auf die Erwägung, welches sie zuerst angreifen sollten, ob Pistoja oder aber Pisa, beschloffen sie, es sey besser gegen Pisa zu gehen, als eine Sache von leichterem Erfolge, durch die neuliche Verschwörung, so in selbiger vorgewesen, und von größerm Nutzen, vermeinende, daß mit dem Besitz von Pisa, Pistoja von selbst sich ergeben würde. Die Florentiner also ausziehend mit solchem Heere zu Anfange des May 1328, besetzten plözlich Lascra, Signia, Monte Lupo und Empoli, und kamen mit dem Heere nach San Miniato. Castrucius anderer Seits, vernehmend von dem großen Heere, so die Florentiner gegen ihn bewegt hatten, in keine Wege erschrocken, gedachte, daß dieses jene Zeit wäre, da das Glück ihm in die Hand legen sollte das Reich von Toskana, vermeinend, daß die Feinde nicht besser bey Pisa bestehen würden, als zuvor bey Serravalle, aber daß sie auch nicht einmal die Hoffnung hätten sich zu erholen, wie damals; und wie er zwanzigtausend von seinen Fußknechten versammelt und viertausend Reiter, legte er sich mit seinem Heere bey Fucechio, Paulum Guinigi aber schickte er mit fünftausend Fußknechten nach Pisa. Es ist Fucechio gelegen in einer festeren Lage als irgend ein anderes Castell von denen Pisanischen, sintemal es mitten innen der Gusciana und dem Arno und von der Ebene etwas erhöhet liegt: allda stehend konnt' ihm von den Feinden (so sie nicht zwey

Theile aus den ihren machten) die Zufuhr von Lucca oder Pisa nicht abgeschnitten werden; noch konnten sie ohne Nachtheil sich ihm entgegenstellen oder gen Pisa ziehen. Weil in einem Fall sie in die Mitte genommen werden konnten von den Völkern Castruccii und denen von Pisa; im andern da sie über den Arno zu setzen hatten, konnten sie solches nicht mit dem Feinde im Rücken, als mit ihrer großen Gefahr. Und Castruccius, um ihnen Muth zu machen, diesen Theil, den Uebergang nämlich, zu erwählen; hatte sich nicht gelagert mit seinen Völkern an dem Ufer des Arno, sondern unter den Mauern von Fucechio, und hatte Raum genug gelassen zwischen dem Flusse und ihm selbst. Die Florentiner, nach der Besetzung von San Miniato, hielten Rath, was zu thun sey, ob nach Pisa zu gehen, oder Castruccio entgegen; und nach ermessener Schwierigkeit eines und des andern Theiles entschlossen sie sich, jenen anzugreifen. Es war der Arnostrom so niedrig, daß er sich durchwaten ließ, jedoch nicht dermaßen, daß die Fußknechte nicht bis an die Schultern eingetancht hätten, und die Reiter bis an die Sättel.

Wie darüber der Morgen des 10ten Juny herangekommen, ließen die Florentiner, geordnet zum Kampf, zuerst übersetzen einen Theil ihrer Reiteren, und ein Treffen von zehntausend Fußknechten. Castruccius, der bereit stand, und aufmerksam auf

das, was er zu thun im Sinne hatte, griff sie an mit einem Treffen von fünftausend Fußknechten und dreytausend Pferden, und ohne ihnen die Zeit zu geben ganz aus dem Wasser zu kommen, war er schon mit ihnen handgemein; tausend leichter Fußknechte schickte er am Ufer des Arno hinunter, und tausend hinauf. Es waren die Florentinischen Fußknechte vom Wasser beschwert und den Waffen, und hatten noch nicht alle die Uferhöhe erstiegen. Von den Pferden machten einige, die hindurchgegangen und den Grund des Arno aufgewühlt, den Weg schwierig für die andern; weil, denselben grundlos findend, ihrer viele auf die Reiter stürzten, viele auch dergestalt in den Schlamm einsanken, daß sie sich nicht herausziehen konnten. Worauf denn die Florentinischen Hauptleute, die Schwierigkeit des Ueberganges an dieser Seite erkennend, sie zurück, und am Fluß weiter hinaufziehen ließen, um den Grund nicht zu verderben und eine zugänglichere Uferhöhe zur Aufnahme zu finden. Welchen sich die Fußvölker entgegen stellten, die Castrucius am Ufer hinauf geschickt hatte, als welche, leicht bewaffnet, mit Tartschen und Wurfspeießen in der Hand, mit großem Geschrey, jenen auf Stirn und Brust zielten; dermaßen, daß die Pferde, scheu gemacht durch das Geschrey und die Wunden, nicht vorwärts wollend, sich aufeinander zurückwarfen. Das Fechten zwischen denen, so übergesezt, und denen des Castrucii war heftig

und fürchtbar, und fielen ihrer genug von beyden Seiten, und war ein jeder bedacht, wie er nur vermochte, den andern zu überwältigen. Die des Castruccii wollten jene in den Fluß zurückwerfen, die Florentinischen wollten sie dagegen vertreiben, um den andern Raum zu geben, daß sie, aus dem Wasser tretend, fechten könnten; zu welcher Beharrlichkeit noch die Aufmunterungen der Hauptleute kamen. Castruccius erinnerte die Seinigen, daß dieses dieselben Feinde seyen, so sie vor nicht langer Zeit zu Serravalle besiegt; und die Florentiner warfen ihnen dagegen vor, daß die Mehrzahl sich von den Wenigen besiegen lasse. Aber Castruccius, sehend, daß die Schlacht fortwährte, und wie die Seinigen und die Gegner schon ermattet waren, und wie von beyden Seiten ihrer viele verwundet und erschlagen waren, warf einen andern Trupp von fünftausend Fußknechten vor, und wie er sie geführt in den Rücken derer, die fochten, ordnete er, daß die Vordern sich öffneten, und als ob sie umkehren wollten, der eine Theil zur Rechten, der andere zur Linken sich zurückziehe; wie solches geschehen, erhielten die Florentiner Raum vorzurücken, und etwas Boden zu gewinnen. Aber, wie die Frischen nun mit den Ermatteten zum Treffen kamen, währte es nicht lange, daß jene sie in den Fluß warfen. Zwischen der Reiterrey der einen und der andern gab es noch keinen Ausschlag, weil Castruccius, der die

seinige als schwächer kannte, die Rottenanführer angewiesen hatte, daß sie lediglich den Feind aufhielten, als der er hoffte das Fußvolk überwältigen zu können, und dieses gethan, darauf um so leichter die Reiter zu besiegen; welches ihm gelang nach seinem Vorhaben. Dieweil, nach geschehenem Rückzug der feindlichen Fußvolker in den Fluß, er diesen Rest seines Fußvolkes den feindlichen Pferden in den Rücken schickte, welches, diese angreifend mit Lanzen und Wurfspeeren, zunächst der mit größerer Wuth auf sie eindringenden Reiteren, sie in die Flucht trieb. Die Florentinischen Hauptleute, wie sie die Schwierigkeit sahen, welche ihre Reiter hatten, durchzukommen, suchten das Fußvolk unterhalb über den Fluß zu setzen, um Castruccii Leuten in die Seite zu fallen. Da aber die Uferwände hoch, und oben von dessen Leuten besetzt waren, bemüheten sie sich vergeblich. Inzwischen wurde das Heer niedergelegt zu großem Ruhm und Ehren Castruccii, und entkam von so großer Menge nicht der Drittheil. Es wurden viele Hauptleute gefangen; und Carolus, Sohn Königs Roberti, zusammen mit Michael Angelus Falconi und Thaddäus von den Albizi, Florentinischen Kommissarien, flüchteten sich nach Empoli. Es war die Beute groß, das Gemetzel übermäßig, wie in einem solchen und so großen Streit sich erachten läßt; weil von dem Florentinischen Heere zwanzigtausend zweyhundert ein und dreyßig, und von

denen Castruccii eintausend fünfshundert und siebenzig todt blieben.

Aber das Glück, feindselig seinem Ruhme, wie es Zeit war ihm Leben zu geben, nahm ihm solches, und unterbrach jene Pläne, die er lange Zeit her gedacht hatte ins Werk zu setzen, und woran ihn nichts anders als eben der Tod verhindern konnte. Castruccius, der sich in der Schlacht den ganzen Tag hindurch angestrengt, wie desselben Ende gekommen, stellte sich voll Sorgen und Schweiß vor das Thor von Fucechio, um die Leute zu erwarten, so vom Siege zurückkehrten, und ihnen in Person den Empfang und den Dank zu geben, und zum Theil um, so sich irgend etwas ergäbe von Feinden, die an irgend einem Orte die Spitze geboten, fertig zu seyn zur Hülfe; es für die Pflicht eines guten Feldherrn erachtend, der erste auf's Pferd zu steigen, und der letzte herab. Also stehend, einem Winde ausgesetzt, der die meistenmale um Mittag sich erhebt am Arno, und der fast immer verderblich zu seyn pflegt, erstarrte er ganz. Welches, von ihm unbeachtet, als der an ähnliche Uebel gewöhnt war, Grund seines Todes war. Denn in der folgenden Nacht wurde er von einem sehr starken Fieber befallen; und wie solches immer stieg, und von allen Aerzten tödtlich erklärt ward, und Castruccius dieses gewahr wurde, rief er Paulum Guinigi, und sagte ihm diese Worte:

„Wenn ich, o mein Sohn, geglaubt hätte, daß das Glück mir abschneiden wollte mitten im Lauf den Weg, jenem Ruhme nachzugehen, den ich mir bey so vielen meinen Erfolgen versprochen, so hätte ich mich minder gemühet, und hätte dir verlassen, wenn mindern Staat, auch minder Feinde und mindern Neid. Weil, zufrieden mit dem Reiche von Lucca und Pisa, ich nicht die Pistoleser unterjocht, und mit so vielen Kränkungen die Florentiner erbittert hätte; sondern eines wie das andere dieser beyden Völker zu Freunde machend, hätte ich das Leben geführt, wenn nicht länger, sicherlich ruhiger, und hätte dir verlassen den Staat, wenn minder, sonder Zweifel sicherer und fester. Aber das Glück, das Richter seyn will aller menschlichen Dinge, hat mir nicht so viele Beurtheilung gegeben, daß ich es zuerst hätte erkennen, noch so viele Zeit, daß ich es endlich hätte überwinden können. Du hast vernommen, denn viele haben es dir gesagt, und habe ich es nimmer geleugnet, wie ich in das Haus deines Vaters kam, noch ein Knäblein, und entblößt von allen den Hoffnungen, die ein jedes edle Gemüth ergreifen müssen, und wie ich von demselben gepflegt und geliebt worden, fast mehr, als wäre ich aus seinem Blute gezeuget; woher ich dann unter seiner Leitung kräftig wurde und fähig jenes Glückes, das du selber gesehen hast und siehest. Und weil, wie er zum Sterben gekommen, er vertrauete meiner

Treue dich und alle seine Güter, so habe ich dich mit jener Liebe gepflegt, und jene mit solcher Treue gemehrt, wie ich selbst war und bin gehalten worden. Und weil nicht allein das deine war, jenes, was von deinem Vater dir war verlassen worden, sondern auch was mein Glück und meine Kraft sich errungen, als habe ich nimmer eine Frau nehmen mögen, auf daß die Liebe zu den Kindern mich nicht verhin- derte, auf einige Weise gegen das Blut deines Vaters zu zeigen jene Dankbarkeit, die ich mich gehalten achtete zu zeigen. Ich verlasse dir demnach einen großen Staat, worüber ich sehr erfreuet bin. Aber daß ich ihn dir schwach und wankend lasse, ist es, worüber ich sehr betrübt bin. Es verbleibt dir die Stadt Lucca, welche es nimmer zufrieden seyn wird, unter deiner Herrschaft zu leben. Es verbleibt dir Pisa, wo die Menschen von Natur wankelmüthig und voll Trug sind, welches, wenn es gleich gewöhnt worden, zu verschiedenen Zeiten, zu dienen, nichts desto weniger unwillig seyn wird, einen Lucchesischen Herrn zu haben. Noch bleibt dir Pistoja, das unzuverlässige, weil es entzwey- et, und gegen unser Blut, durch neuliche Kränkungen, erbittert ist. Du hast zu Nachbarn die Florentiner, die aufgebracht, tausendfältig von uns gekränkt, und nicht vertilgt; denen erfreulicher seyn wird die Zeitung von meinem Tode, als ihnen die Erwerbung von Toskana wäre. Auf die Fürsten von Mayland, und auf den Kaiser darfst

du nicht vertrauen, weil sie entlegen, träge, und ihre Hülfe langsam ist. Du darfst also auf nichts hoffen, als auf deinen Fleiß, und auf das Andenken meiner Tugend, und auf den Ruf, welchen dir darbeut der gegenwärtige Sieg, welcher, so du wissen wirst mit Klugheit ihn zu gebrauchen, dir Hülfe geben wird, einen Vertrag zu machen mit den Florentinern, welche, bestürzt über die gegenwärtige Niederlage, mit Verlangen die Hand bieten müssen; und da ich getrachtet, solche mir feindslich zu machen, und geglaubt, daß ihre Feindschaft mir Macht und Glorie gewähren müsse, so hast du mit aller Kraft zu streben, dir sie freundlich zu machen, sintemal ihre Freundschaft dir Sicherheit und Bortheil gewähren wird. Es ist wohl eine Sache von Wichtigkeit in dieser Welt, sich selbst zu erkennen, und ermessen, zu wissen die Kräfte seines Muthes und seines Staates; und wer sich erkennt nicht fähig zum Kriege, soll darauf sinnen mit den Künsten des Friedens zu regieren. Und hierzu ist es, nach meinem Rathe, gut, daß du dich wendest, und trachtest auf diesem Wege dich zu erfreuen meiner Mühen und Gefahren; welches dir leichtlich gelingen wird, wenn du für wahr hältst diese meine Erinnerungen. Und sollst du mir zwey Verpflichtungen haben: die eine, daß ich dir dieses Reich verlassen; die andere, daß ich dich gelehrt, solches zu behaupten.“

Nachdem er darauf kommen lassen jene Bürger,

welche von Lucca, von Pisa und von Pistoja ihn verfolgten, und selbigen Paulum Guinigi empfahlen, und sie Gehorsam schwören lassen: starb er (1328), hinterlassend bey allen denen, so von ihm vernommen, ein ruhmwürdiges Angedenken, und bey denen, so seine Freunde gewesen, so großes Leid um ihn, als irgend ein anderer Fürst, der je in irgend einer andern Zeit verstorben. Es wurde seine Leichenfeyer auf das ehrenvollste veranstaltet, und wurde er begraben zu St. Francischi in Lucca. Aber es waren Tugend und Glück nicht so freundlich Paulo Guinigi, wie Castruccio; weil er nicht lange darauf Pistoja verlor, und hinterher Pisa, und mit Noth sich erhielt die Herrschaft über Lucca, welche in seinem Hause blieb bis auf Paulum, seinen Urenkel.

Es war also Castrucius, nach dem, was ist gezeigt worden, ein Mann, selten, nicht allein in seinen Zeiten, sondern auch in vielen derer, die früher verstrichen. Er war von Person über das gewöhnliche an Höhe, und war jedes Glied dem andern entsprechend; und war er von solcher Huld im Anblicke, und nahm mit solcher Milde die Menschen auf, daß ihn nie einer sprach, der übel zufrieden von ihm gegangen wäre. Seine Haare spielten in's röthliche, und trug er sie abgeschoren über den Ohren, und immer und zu jeder Zeit, es mochte regnen oder schnehen, ging er mit entblößtem Haupte. Den Freunden war er hold, den Fein-

den furchtbar, gerecht mit den Unterthanen, untreu mit Auswärtigen, und nie, wo er durch Trug siegen konnte, suchte er durch Gewalt zu siegen; weil er sagte: es bringt der Sieg Ruhm, nicht aber die Weise des Sieges. Niemand war je kühner, in Gefahren einzugehen, noch vorsichtiger, sich herauszuziehen; und pflegte er zu sagen: daß die Menschen jegliches Ding versuchen müssen, und vor keinem erschrecken, und daß Gott ein Freund der starken Männer ist, weil man siehet, daß er immer züchtiget die Ohnmächtigen durch die Mächtigen. — Noch war er bewundernswürdig in Antworten, beißend, witzig und zierlich; und da er in solchen Redensweisen keinem etwas schuldig blieb, also zürnte er auch nicht, wenn ihm nicht nachgesehen wurde. — Er lebte 44 Jahre, und war in jedem Glück ein Fürst. Und so wie von seinem guten Glücke hinlängliche Denkmale erschienen; also wollte er, daß sie von dem widrigen erschienen; denn die Handschellen, mit denen er gekettet gewesen im Gefängniß, werden noch heute gesehen, befestiget in dem Thurm seiner Wohnung, wohin sie von ihm gebracht wurden, auf daß sie beständiges Zeugniß gäben seines Unfalls. Und da im Leben er nicht geringer gewesen, denn Philippus von Macedonien, Vater Alexanders, noch denn Scipio von Rom, starb er in dem Alter des einen und des andern; und sonder Zweifel würde er diesen wie jenen übertroffen haben, wenn für

Lucca er zum Vaterland gehabt Macedonien oder Rom.

Es beschließt der Tractat von dem Leben Castrucci. *)

*) Angeblich von Machiavelli; nach dem Richterurtheile unsers Nachbarn. Die Behauptung eines solchen Mannes darf man nicht ohne Vorsicht anfechten; so bald also wichtige Charakterzüge, welche uns erst die wahrhafte Ansicht von der Individualität des Florentinischen Secretairs geben werden, ergründet sind (z. B. von welchem Stoff sein Schlafrock gewesen u. dgl. m.), dann erst wird man versuchen dürfen — wiewohl mit zitternder Hand, wie es Individuen, die den Völkergreisen angehören, geziemt, oder mit ungewisser Zunge (in der alternden Sprache nämlich) — Gegenreden in der Manier des ewig jungen Kritikers vorzutragen. Einstweilen mag dem angeblichen Verfasser seine angebliche Schrift ein dreihundertjähriger Besitzstand vindiciren. — Nicht ganz so sicher ist der Uebersetzer, der zu seiner großen Betrübnis erfahren muß, daß er vor einem halben Jahre noch nicht im Stande gewesen, den Recensenten zu verstehen. Nun möchten freylich mehrere nicht erkennen, was es heißen dürfe um à la hauteur unsres Nachbarn zu seyn; darum mag der Vorwurf auf sich beruhen. Was würde auch aus dem Glücklein der Redensarten, wenn alle Durstigen sich an seinem Ufer versammelten? Er wäre bald ausgeschöpft und würde versiegen, der nützliche Fluß.

III.

Grundzüge einer Darstellung der Universität Napoleons.

(B e s c h l u ß .)

Wenn schon unter dem Konsulate Napoleons die Staatsräthe dem gesetzgebenden Korps hatten ahnen lassen, daß in dem neuen Plan einer Nationalerziehung der Keim künftiger Vervollkommnung desselben läge: so konnte jetzt, als Napoleon den Kaiserthron bestieg, die Erwartung um so reger und begründeter werden. Wenn die Sache selbst von Wichtigkeit war, der mußte sich die Frage aufwerfen, welche Seite der Nationalerziehung kann wohl noch mehr ausgebildet werden? etwa die Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts? oder soll die Wohlthat der Bildung den untern Ständen des Volks im reichern und reichern Maaße gespendet werden? oder erfordert die neue Verfassung auch ein neues Verhältniß zwischen Staat und Nationalerziehung?

Das letzte war es, worin die Idee der Vervollkommnung bestand. Im Jahre 1806 am 20sten May wurde sie durch ein Dekret ausgesprochen, aber erst den 17ten März 1808 durch ein Gesetz als ein in allen Theilen völlig entwickeltes Ganze dargestellt. Dies sind die Grundzüge:

Die Nationalerziehung muß in einer völligen Abhängigkeit von der Staatsgewalt seyn.

Um dies zu erreichen, bilden die öffentlichen Lehrer aller Primair- und Sekondair-Schulen, aller Lyceen und Specialschulen, im ganzen Kaiserreiche einen großen Körper, unter dem Namen Universität.

An der Spitze dieses großen Körpers steht der Großmeister (grand-maitre).

Wenn in den frühern Zeiten des Mittelalters die Alerisey einen eignen Körper im Staate bildete, in dessen Händen Religion und Volkserziehung lag: so finden wir in der neuesten Zeit diese beyden Palladien einer glücklichen Menschheit zweyen Gewalten übergeben, die einer dritten, der politischen, sich als Mittel beugen müssen. Die französische Kaiserregierung führte öffentlich Gründe an, aus denen sie sich vor der Mit- und Nachwelt zu ihrem gemachten Schritt für berechtigt erklärte. Die vorzüglichsten derselben entlehnte sie aus Quintilian und Rollin. Als den wichtigsten und entscheidendsten, führte sie aber den folgenden an:

„Die Erziehung bildet alle diejenigen, welche
 „einst das große Gebäude der gesellschaftlichen
 „Verfassung mehr oder weniger regieren. Wie
 „diese erzogen werden, das kann die Regierung
 „nicht den Launen und der Systemsucht einzelner
 „Mitglieder überlassen. Aus tausend Beweggrün-
 „den könnten sie sich von dem Wege entfernen,
 „den die Regierung für den besten und dem Wohl
 „des Volkes angemessensten gehalten hat. Die

„Volkserziehung von sich strenge abhängig zu machen, ist also nicht nur ein Recht, sondern sogar eine heilige Pflicht der Regierung.“ —

Gehen wir jetzt über zu einer genauern Auseinandersetzung der Universität. Im allgemeinen gab die Regierung diesem Institute einige Gesetze, die den Schlüsselstein seines Bestehens bilden sollten.

Keiner darf öffentlich unterrichten, der nicht schon entweder ein Mitglied der Universität ist — oder einen Fakultätsgrad derselben besitzt.

Es werden daher die Fakultäten wieder eingeführt, und zwar deren fünf, in folgender Ordnung: die theologische, die juristische, die medicinische, die mathematisch-physikalische und die belletristische. Jede Fakultät ertheilt drey Grade, den Baccalaureus, Licentiat und Doktor.

Keiner kann Mitglied der Universität werden, der nicht vorher durch eine strenge Prüfung irgend einen Grad erhalten hat.

Die Universität muß erziehen zur katholischen Religion; zur Treue gegen den Kaiser und die kaiserliche Monarchie, der nothwendigen Bedingung des Völkerglücks (*dépositaire du bonheur des peuples*); zur Treue gegen die napoleonische Dynastie (*conservatrice de l'unité de la France et de toutes les idées libérales proclamées par les Constitutions*).

Als Hauptregulativ des religiösen Unterrichts nimmt die Universität das Edikt von 1682 an.

Alle Mitglieder der Universität geloben den strengsten Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten und die Gesetze; vorzüglich gegen den Großmeister. Diesem und seinen Officiern (officiers) geloben sie alles anzuzeigen, was ihres Wissens gegen die Gesetze der Universität gefehlt wird. — —

Diese Punkte reichen hin, um ein hinlängliches Licht über ein so ausgedehntes und wichtiges Institut zu verbreiten. Alle übrige Anordnungen sind nur nothwendige Folgen aus dieser Hauptidee. Die strengste Einheit des ganzen Erziehungswesens lag im Zweck der Universität, daher mußte dem Haupt derselben, dem Großmeister, eine große Gewalt eingeräumt werden. Er wird unmittelbar vom Kaiser gewählt, und legt in dessen Hände den Eid der Treue ab. Er besetzt alle Stellen von den Sekondair-schulen, Lyceen und Specialschulen. Er vergiebt die Stellen zu den Nationalzöglingen. Er ertheilt den graduirten Personen — unter Bedingungen — Erlaubniß, Erziehungsanstalten anzulegen. Er kann die Mitglieder der Universität versetzen in welche Gegend des Reichs er es für nöthig hält. — —

Dem Großmeister wurden zwey andere Großdignitarien zur Seite gesetzt; der Kanzler und der Schatzmeister; doch müssen beyde dem Großmeister von ihrem Verwaltungskreise Bericht erstatten. Wie groß und von welcher Art ihr Wirkungskreis seyn kann, erhellt schon von selbst aus demjenigen des Großmeisters.

Um die Einheit in der Universität und die leichtre Uebersicht noch mehr zu befördern, so wurden alle Mitglieder in kleinere Zirkel versammelt, die den Namen Akademien erhielten. So viele Appellationshöfe (Cours d'Appel), Frankreich zählt, in eben so viele Akademien wurde auch die Universität getheilt. An der Spitze einer jeden Akademie steht ein Rektor, der in seinem kleinern Kreise das ist, was der Großmeister für das Ganze.

Der Rektor wird unmittelbar vom Großmeister ernannt, und in Fällen abgesetzt. Ihm wurde es zur Pflicht gemacht, über die Verordnungen des Großmeisters zu wachen, und ihm darüber Bericht zu erstatten.

Da der Großmeister in Paris, jeder der Rektoren aber an dem Hauptorte der Akademie, seinen festen Sitz hat, so wurden ihnen einige Gehülfen zur Seite gesetzt, die den Namen Inspektoren führen.

Die Inspektoren des Großmeisters (Inspecteurs généraux de l'Université) haben natürlich einen höhern Rang als diejenigen der Rektoren (Inspecteurs des Academies). Die erstern werden vom Großmeister unmittelbar ernannt, doch darf ihre Zahl nicht über dreißig steigen. Sie müssen beständig bereit seyn, in denjenigen Theil des Reichs zu reisen, wohin der Großmeister sie zur Untersuchung beordert. Dem

Rektor werden nur zwei Inspektoren gestattet, deren Verpflichtungen im kleinern Kreise dieselben sind, wie diejenigen der Inspecteurs généraux. Sie bilden die außerordentliche Aufsicht über den Gang der Nationalerziehung. Um dieser anderseits auch einen beständigen und festen Haltun= gspunkt zu geben, so wurde dem Großmeister sowohl, als den Rektoren der Akademien, ein Rath zur Seite gesetzt, von dem sie die Präsidenten sind.

Der große Universitätsrath, unter dem Vorsitz des Großmeisters, wurde zusammengesetzt aus dreißig Mitgliedern. Sechs Ráthe wurden aus den Generalinspektoren, und vier aus den Rektoren gewählt, und vom Kaiser in ihre Stellen auf Lebenslang eingesetzt. (Conseillers à vie oder Conseillers titulaires de l'Université). Die übrigen Ráthe werden jährlich ernannt aus allen Inspektoren, aus den Dekanen und Professoren der Fakultäten (Specialschulen) und den Provisoren der Lyceen. (Conseillers ordinaires). Dieser große Rath hat, wie der Großmeister, seinen Sitz zu Paris.

Der Rath der Akademie, an dessen Spitze der Rektor steht, erhielt nur zehn Mitglieder, die vom Großmeister jährlich ernannt werden, und an dem Hauptorte der Akademie sich befinden müssen.

Der Wirkungskreis beyder Ráthe erstreckt sich auf die Einrichtung und Verwaltung aller öffent=

lichen Unterrichtsanstalten. Alle Gesetze, die der große Universitätsrath giebt, müssen vom Großmeister erst vorgeschlagen worden seyn.

Außer dieser Einführung einer beständigen Aufsicht und Leitung des Erziehungswesens, — außer der noch wirksamern momentanen, ergriff die Regierung noch einige andere Mittel, um den Zweck der Universität vollkommen zu erreichen. Diese bestanden in Wiedereinführung der Fakultäten, Vorbehalt der höchsten Staatsgewalt, alle Gesetze des großen Rathes zum Wohl des Volkes verrichten zu können; strenge Rangordnung, und Subordination aller Mitglieder der Universität, Abhängigkeit der Privatunternehmungen, Ehelozsigkeit gewisser Beamten, wachsame Censur und Einführung einer Normalschule.

Wenn gleich die Regierung dem gesetzgebenden Korps über die Einführung der Fakultäten keine Gründe angab, so erhellt doch die Wichtigkeit derselben aus dem Befehle, niemand könne Mitglied der Universität werden ohne vorher einen Grad irgend einer Fakultät erhalten zu haben. Jede Specialschule hat das Recht, die Grade der Fakultät zu ertheilen, zu welcher sie gehört. Der Promotion sollen strenge Prüfungen, in Ansehung der Kenntnisse des Kandidaten, seines vorhergegangenen sittlichen Betragens, und der Zeit seines Aufenthalts in der Specialschule, vorangehen.

Nach den fünf Fakultäten wurden alle Special-

schulen in fünf Klassen getheilt, und erhielten den Namen Fakultäten. Bey dieser Gelegenheit zeigt es sich deutlich, in wiefern der Plan unter der Konsularregierung zur Ausführung gekommen war. Der Specialschule für die Rechtswissenschaften waren zwölf — jetzt wurden sie eben so viele Rechtsfakultäten; Specialschulen für die Arzneywissenschaft waren fünf — jetzt heißen sie Medicin fakultäten. Theologische Specialschulen gab es noch keine; die theologischen Fakultäten sollen erst errichtet werden, und zwar so viele, als es Metropolitankirchen im Reiche giebt. Den Protestanten wurden auch zwey theologische Fakultäten verstattet, eine zu Straßburg, die andere zu Genf. Durch die neueste Ausdehnung des französischen Reichs dürfte dies wohl Veränderungen erleiden. Jede Fakultät katholischer Theologie sollte drey Professoren haben, für Kirchengeschichte, Dogmatik und Moral. Einer von den Professoren führt den Titel des Dekans. Der Erzbischof oder Bischof des Hauptortes der Akademie schlägt dem Großmeister drey Doktoren der Theologie vor, von denen einer zum Professor gewählt wird. Bey den protestantischen Fakultäten haben die Konsistorien das Recht des Bischofs.

Nach dem Gesetz vom 11ten Floreal des Jahres 10 der Freyheit, sollte es mehrere Specialschulen für die mathematischen und Naturwissenschaften geben, es waren aber deren noch keine vorhanden,

ausgenommen in Paris die Lehranstalt bey dem botanischen Garten. Die mathematisch = physikalischen Fakultäten wurden also erst jetzt errichtet, und zwar auf folgende Weise: An jedem Hauptorte einer Akademie befindet sich auch ein Lyceum; von diesem Lyceum bilden, der erste Professor der mathematischen und Naturwissenschaften, der Provisor und Censor, nebst drey andern Professoren, entweder eigends dazu bestimmt oder auch aus den übrigen Professoren des Lyceums genommen, die mathematisch = physikalische Fakultät, d. h. die mathematisch = physikalische Specialschule. Einer von ihnen führt den Titel des Dekans. In Paris wird diese Fakultät gebildet aus zwey Professoren des Collège de France, zwey des Museums der Naturgeschichte, zwey der politechnischen Schule, und zwey Professoren der Mathematik aus den verschiedenen andern Lyceen dajelbst.

Die Specialschulen für die belletristische Fakultät (Faculté des Lettres) waren ebenfalls noch nicht im Gange, wenn man nicht etwa die beyden Schulen in Paris, für das Studium der alten Literatur und der neuern orientalischen Sprachen, dazu rechnen will. Diese Fakultäten sollten auf ähnliche Art, wie die vorhergehenden, eingerichtet werden. An jedem Hauptorte einer Akademie besteht die Schule der belletristischen Fakultät aus dem Professor der belles lettres des Lyceums, dem Provisor und Censor derselben Anstalt und

drey andern Professoren. In Paris wird diese Schule zusammengesetzt, von drey Professoren des Collège de France und drey aus andern Lyceen.

Durch dieses Verfahren blieben die Kosten für die Schulen der beyden letzten Fakultäten äußerst gering. Die Regierung setzte für jede Fakultät nicht mehr als 5 bis 10,000 Fr. aus.

Rangordnung, Avancement, Subordination, die durch das neue Gesetz eingeführt wurden, bildeten nothwendige Mittel, um den Zweck der Universität, strenge Einheit, den Hebel des Ganzen, zu befördern und zu erhalten. Die Mitglieder der Universität sollten nur von Stufe zu Stufe bis zu den höchsten Würden steigen. An gewisse Lehramter wurde der Besitz höherer Fakultätsgrade, als nothwendige Bedingung, gefesselt, die so wieder, seit langer Zeit, das wahrhafte Kennzeichen wissenschaftlicher Ueberlegenheit wurden.

Durch den äußern Glanz des Ranges glaubte die Regierung jene Geistesüberlegenheit öffentlich anerkennen und den guten Gebrauch derselben belohnen zu müssen. Diesem zufolge wurde ein dreyfacher Rang oder Titel der Universitätsmitglieder eingeführt; Officiere der Akademie (officiers des Academies), Universitätsofficiere (officiers de l'Université) und Titulare (titulaires) sind die Namen der drey Stufen, für die man, in der sonst doch bildungsfähigen deutschen Sprache, bis jetzt noch die richtigen Ausdrücke vergebens

suchen muß. Ein lebenslänglicher Gnadengehalt war zugleich mit diesen Titeln verbunden, die schon vermöge der Stelle dem Universitätsmitgliede zu Theil werden müssen. Der Großmeister, der Kanzler, der Schatzmeister und die sechs lebenslänglichen Mitglieder des hohen Universitätsraths sind immer schon Titulare.

Mangel an Subordination erklärte die Regierung für einen der wesentlichsten Fehler aller vorgegangenen Systeme in der Nationalerziehung, den sie nun vermeiden wolle, durch die Erfahrung belehrt. Ein Eid mußte alle Mitglieder der Universität zum strengen Gehorsam gegen die Vorgesetzten und vorzüglich den Großmeister verpflichten. Jedem Mitgliede wurde es untersagt, ohne Wissen des Großmeisters in irgend ein andres bindendes Verhältniß zu treten, es sey nun ein privat- oder ein öffentliches. Jedes Mitglied wurde verbunden, dem Großmeister anzuzeigen, wenn es etwas wußte, das den Grundsätzen der Universität zuwider laufe (*contraire à la doctrine et aux principes du corps enseignant*). Als Strafen wurden durch das Gesetz genannt, der Verhaft, öffentlicher Tadel vor dem Rath der Akademie, bey größern Vergehen vor dem großen Universitätsrath, Degradation und Versetzung nach schlechten Stellen, Dispensation vom Amt, mit einem kleinen Gnadengehalt, und zuletzt Ausschluß aus dem Universitätskörper, wodurch der Bestrafte auf

immer von jedem öffentlichen Dienst hinweggebannt war.

Sollte der Zweck der Universität mit Kraft ausgeführt werden, so mußte dem Unwesen der Privaterziehungsanstalten gesteuert werden. Das neue Gesetz erlaubte es Niemand, weder eine Erziehungsanstalt anzulegen, noch öffentlich Unterricht zu ertheilen, wenn er nicht einen Fakultätsgrad habe. Die Erlaubniß muß dazu vom Großmeister, alle zehn Jahre, durch ein Patent (brevet) erlangt werden, welches 2 — 600 Fr. kostet. Zehn bis zwanzig Procent der Einnahme müssen überdem noch in den Schatz der Universität geliefert werden. Der Großmeister erhielt das Recht, diese Erlaubniß sogleich nehmen zu können, wenn sich bey den Privatunternehmungen Mißbräuche oder fremdartige Grundsätze offenbaren (*des principes contraires à ceux que professe l'Université*).

Schon unter der Konsularregierung war mit den Lyceen und Sekondairschulen eine öffentliche Erziehungsanstalt verbunden, und dem Frauenzimmer mit wenigen Ausnahmen der Eintritt in dasselbe untersagt gewesen. Durch das neue Gesetz wurden alle Lehrer dieser öffentlichen Erziehungsanstalten des Staats — zur Ehelosigkeit und gemeinschaftlichem Leben verpflichtet. Einigen Lehrern jedoch wurde die Ehe verstattet; nur mußten sie außerhalb des Instituts wohnen und verloren dadurch viel in ökonomischer Hinsicht. Die Re-

gierung gab über die Einführung dieses Eclibats keinen weitem Grund an, als die daraus hervorgehende größere Fähigkeit, sich dem Erziehungsfache zu widmen und das Vertrauen der Regierung zu rechtfertigen.

Die neuesten Verordnungen in Ansehung der Büchercensur sind zu bekannt, als daß sie einer Erwähnung bedürften.

Da die Regierung die Nationalerziehung einem besondern Körper in die Hände gegeben hatte, so war die Errichtung einer Pflanzschule, aus der die Mitglieder jenes bedeutenden Körpers ersetzt werden sollten, von Wichtigkeit. Diese Normalschule wurde in Paris zu Anfange des Jahres 1810 organisirt.

Hier werden unter den Augen der Regierung und des Großmeisters dreyhundert junge Lehrer gezogen. Ihre Studien werden geleitet durch einen Directeur d'études, der unter unmittelbarer Aufsicht eines Mitgliedes des hohen Rathes steht, dem Chef der Anstalt. Beym Eintritt in die Normalschule müssen die Zöglinge sich verpflichten, zehn Jahre wenigstens Mitglieder der Universität zu bleiben. Unter dem Alter von siebzehn Jahren wird keiner in diese Schule aufgenommen. Die bey den jährlichen öffentlichen Prüfungen in den Lyceen gegenwärtigen Inspektoren der Universität sind beauftragt, auf diejenigen Jünglinge ihre Aufmerksamkeit zu richten, welche sich für den

großen Zweck der Nationalerziehung eignen sollten. Mit Bewilligung ihrer Aeltern, werden diese dann in die Normalschule aufgenommen, völlig auf Kosten der Universität erhalten, und weiter zu dem großen Zweck gebildet. Während ihres Aufenthalts in der Normalschule erhalten sie die nöthigen Fakultätsgrade, und werden dann vom Großmeister in die Akademien gesandt, um die ihnen bestimmten Plätze einzunehmen.

Bermöge dieser Einrichtung wird es dem Staate nie an talentvollen Lehrern fehlen, die ganz in den Geist der Regierung eingehen. Da die Zahl der Zöglinge so groß ist, so wird mit der Zeit der Großmeister nicht immer nöthig haben, die vakanten Stellen durch Konkurrenz, durch Examen, durch Beförderung zu besetzen — sondern sie leichter an die talentvollsten der unter seinen Augen sich gebildeten Männer vergeben können. Da diese schon früher, in den Sekondairschulen und Lyceen und zuletzt noch in der Normalschule, ein gemeinschaftliches klosterartiges, an militairische Subordination gewöhntes Leben führten, so werden sie auch wiederum am besten in diejenigen Stellen passen, mit denen die Ehelosigkeit verbunden ist. Solche Stellen sind, wie wir wissen, diejenigen, denen das Wesentliche der Erziehung — nicht des Unterrichts, anvertraut wurde. Von den milden Gesinnungen der Regierung läßt es sich erwarten, daß wohl vorzüglich diejenigen

Zöglinge aus den Lyceen für die Normalschule dürften gewählt werden, welche schon von früher Jugend auf Kosten und nach Grundsätzen des Staats ihre Erziehung erhielten.

Außer dieser großen Normalschule wurden, Kraft desselben Gesetzes bei jeder Akademie, im Innern eines Lyceums oder einer Sekondairschule besondere Normalklassen eingeführt, in welchen Zöglinge in der besten Methode des Lesen = Schreiben = und Rechnenlehrens unterrichtet werden, um sich zu Lehrern in Primairschulen geschickt zu machen.

Dies sind die Theile eines großen bedeutungsvollen Körpers; dies ist die Art ihrer Verbindung zu einem Ganzen. Die Zeit kann diesen Riesenkörper in ungestörter Wirksamkeit sich stärken lassen; — aber auch andere Formen kann er annehmen, es bedarf nur eines Schöpferwinkels von außen. Der letzte Punkt in dem Gesetz Napoleons, welches die Universität schuf, lautet so:

„Wir behalten uns vor, jede Entscheidung, jedes Gesetz, jede Akte des Großmeisters oder des hohen Rathes der Universität — zu verändern, so oft wir es dem Wohl des Staats für angemessen halten.“

Der Kanonendonner von Siegesfeiern verhallt endlich; — Riesendenkmäler sterblicher Größe verwittern; — aber die scharfen Meißelzüge in das rohe Gebilde der Menschheit mit kühner Hand

geführt, sie allein bleiben bis in das entfernteste Gewühl der Geschlechter, die das Auge des Menschen nicht abseht. — —

Joh. D. Braunschweig.

IV.

N e k r o l o g.

Ephraim Ludwig Immanuel From,
geboren 1776, gestorben 1803.

Multis ille bonis flebilis occidit.

Ist es Verdienst, seinen Geist, selbst der sinnlichen Natur zum Trost, gebildet, bis zu den Gränzen menschlichen Wissens alle Fächer durchsucht, und sich zum nützlichen unschätzbaren Mitgliede des Staates vorbereitet zu haben; ist es Verdienst, Tugenden, keine Gaben der Natur, vielmehr eigene Grundsätze in sich zu vereinigen; dann muß Ludwig From nicht in die Nacht der Vergessenheit sinken, dann muß die Welt sein Andenken ehren. — Er bot Preussen oft seine Dienste an; nur Umstände, die Niemand vorhersieht und fortschafft, ließen seinen so glühenden Wunsch, dem Vaterlande nützlich zu werden, unerfüllt. Aber er war thätig in dem Kreise, in welchen er versetzt wurde; er stiftete Nutzen mit Aufopferung eige-

nen Vortheils; gab Freude dem traurigen kalten Menschen, und ließ bey'm Scheiden die Gefühle reiner Achtung und Liebe für sich in den Herzen zurück. Daher dieß schwache Denkmal, das heilige Pflicht ihm zu setzen gebietet. Daran erinnere sich seiner von Neuem die Welt, in der er nur zu kurze Zeit lebte, doch lange genug um über ihre Vorurtheile mit Männlichkeit zu siegen und sie mit ihren Mängeln durch bittere Erfahrung kennen zu lernen. In den Herzen seiner wahren Freunde läßt er ein Denkmal zurück, das keine Zeit zerstört.

Ephraim Ludwig Immanuel From, der älteste Sohn des Polizeydirectors From in Marienburg in Westpreussen, war am 6ten November 1776 geboren. Er kam schon unglücklich zur Welt, und hätte diese ohne die Kunst des Arztes wahrscheinlich nie gesehen. Dennoch war diese widernatürliche Geburt der Grund zu seinem schwächlichen Körper, den ein weit um sich fassender Geist bewohnte. Als solchen zeigte sich dieser durch eine schnelle Entwicklung, denn schon im achten Jahr entwickelte sich sein Talent zur Dichtkunst. Er fing da schon an alles zu besingen, was er mit großer Lebhaftigkeit empfand. Diese ersten Proben seiner Muse sind aber verloren gegangen.

Er hatte von Jugend auf Sonderbarkeiten. Den Kirchhof liebte er vorzüglich. Da spielte er am liebsten mit seinen Kameraden; und war er

deren müde, so verabschiedete er sie, und blieb noch lange bey den Gräbern unter den hohen Linden im Grase liegen. Seine liebsten Spaziergänge waren nach zwey nahe bey der Stadt liegenden Gütern, Liebenthal und Bengern, die sich durch Schönheit auszeichnen. Dort entfaltete sich, ohne fremde Leitung, sein Gefühl für das Erhabene, hier öffnete sich sein Sinn für das Schöne und bekam Nahrung. So war denn, von seiner frühesten Jugend bis an seines Lebens Ende, die Natur seine vertraute Freundin; in ihr fand sein Herz reine Freuden wieder, wenn Gleichgültigkeit oder Traurigkeit seiner sich bemächtigt hatten. In der Gelehrtenschule zu Marienburg, die er bis in sein 16tes Jahr besuchte, legte er unter der Leitung des eben so geistvollen als gelehrten Predigers und Rektors Wunsch, mit welchem sich Konrektor Achtznicht, ein genialischer, in Philologie und Wissenschaften gleich wichtiger Mann vereinigte, den ersten Grund seiner wissenschaftlichen Bildung und Sprachkenntniß. In der lateinischen Sprache, die er hernach eben so fertig sprach als seine Gedanken in ihr aufzeichnete, machte er glückliche Fortschritte. Auch schien er anfangs an Mathematik Geschmack zu finden, für die er eine ausgezeichnete Vorliebe behielt. Seine Einbildungskraft war so lebhaft, daß er sich in Stunden der Muße mit einem jungen H. v. S., einem eben so feurigen Kopfe, geübt hatte, kleine

Gespräche in rückwärts gesprochenen Worten zu halten.

Er war großen körperlichen Anstrengungen ergeben, und wurde betrübt, wenn seine schwache Konstitution ihm dazu den Dienst versagte. Fußreisen von mehreren Meilen machte er schon als Knabe sehr gern. Diese Neigung war mit seiner Natur innig verbunden, und äußerte auch bis einige Jahre vor seinem Ende die wohlthätigste Wirkung auf seinen Körper und Geist. Die schwere Geburt schien ihm anfangs ganz den Gebrauch des rechten Arms versagt zu haben. Allein seine unermüdeten, zum Theil schmerzhaften, Anstrengungen brachten es mit der großen Sorgfalt der Aeltern bald dahin, daß er ihm eine außerordentliche Fertigkeit erwarb.

So erreichte From, unter der Leitung eines redlichen Vaters und einer zärtlichen Mutter, sein 16tes Jahr. Nun bestimmte ihn der Vater, aus Mangel an hinreichenden Mitteln, für ein anderes Fach, zum Postwesen, und schickte ihn im Jahr 1792 nach Frankfurt an der Oder zu seinem Bruder, einem dortigen Professor, der an dem Postmeister einen sehr guten Freund hatte. Allein der Rath des Oheims, dem Hange des jungen Menschen zu den Wissenschaften freyen Spielraum zu lassen, entschied, daß From studiren sollte; dazu bereitete er sich noch vor durch den Besuch der dortigen Schule, deren Leitung dem gelehrten Professor

Heinatß anvertraut war. Noch in der Schule besang er den Tod einer Ruhme, die er nächst seinen Aeltern am meisten liebte, und kündigte sich selbst in prophetischem Geiste sein eignes Ende in einer Elegie an, die er mit den Stanzas schloß:

„Fliehet, Fahre, werdet Augenblicke,
 „Daß ich sie an meinen Busen drücke,
 „Die Natur und Güte mir verband.

Er hatte sein 16tes Jahr zurückgelegt, und wurde nun akademischer Bürger. Als solcher bestimmte er sich für die Theologie. Doch sein Oheim in Frankfurt starb, und nun setzte From in Königsberg in Preussen seine wissenschaftliche Ausbildung weiter fort. Da er von Lithauen, als Preussens gelobtem Lande, so viel Gutes gehört und gelesen hatte, so durchzog er in den ersten Ferien, nach seiner Ankunst in Königsberg, dieß ganze Land, und machte einen Weg von einigen 50 Meilen zu Fuße. Große Erschöpfung der Kräfte war die Folge dieses Unternehmens. Indessen zeigte sein Reisejournal, daß er ein denkender Beobachter von Menschen und Ländern war.

Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Königsberg kam er zu seinen Aeltern zurück, legte vor dem Westpreussischen Konsistorium sein theologisches Examen ab, und wurde unter die Anzahl von Kandidaten, welche in dem zu Elbing gehörigen Gebiete versorgt werden, aufgenommen. Zu eben dieser Zeit wählte ihn der Bankodirektor,

Herr v. Struensee, zum Erzieher seines einzigen Sohnes. Drey Jahre lang verwaltete er sein Amt mit gewissenhafter Treue und gerechtem Beyfall. Das Gute, welches From in diesem Hause überhaupt genossen hatte, und Aussichten zum Reisen, bestimmten ihn, eine ihm angebotene Oberlehrer Stelle in einem neuerrichteten Erziehungs-Institute auszuschlagen. Allein er fand sich nachher in seinen Erwartungen getäuscht.

Während dieser Zeit predigte er oft, theils in Elbing, theils in Marienburg und dessen Gegenden, mit vielem Beyfall, welchen der Inhalt und die Darstellung sowohl als die zweckmäßige Art des Vortrags verdienten. Doch — diese geistlichen Uebungen wurden am Ende in Elbing die Quelle seines nachherigen Unglücks. Eine unschuldige Predigt, die er in der neustädtischen Kirche „über die Bestimmung des Weibes“ hielt, machte bey einem großen Theil des Elbingischen Frauenzimmers ein nachtheiliges Aufsehn. Sie suchten nämlich einen Gegenstand zu dem in der Predigt aufgestellten Ideale, und glaubten, ihn in einem dortigen sehr angesehenen Frauenzimmer gefunden zu haben, welches nun über sie alle an Schönheit des Geistes und Körpers hervorzuragen schien. Grundlose Eifersucht nagte ihre Herzen, nährte ihre Unterhaltungen, und erhitzte endlich die Köpfe des größten Theils der Bewohner. Selbst die Geistlichkeit nahm an dieser Fehde Theil, und ver-

stattete From nicht mehr zu predigen. Zwar ließ dieser jene Predigt drucken, um die Menge von ihrem Unrecht zu überzeugen. Das half denn so lange, bis das Gespräch darüber aus der Tagesordnung verwiesen und die Köpfe abgekühlt waren. Darauf wurde ihm wieder die Kanzel eröffnet. Als er aber einstens predigen sollte, verspätete er etwas den Gottesdienst, und fand beim Eintritt in die Kirche den ordentlichen Prediger schon auf der Kanzel. Dies war für sein lebhaftes Temperament sehr empörend. Man traf ihn um Mitternachts schwimmend im Blute. Eine Blutader des rechten Fußes war gesprengt, und nur der schleunige Beystand der Aerzte rettete ihn vom augenblicklichen Tode. Allein die langwierige Kur hatte eine Entkräftung zur Folge, von der er sich nie wieder ganz erholte. So am Körper geschwächt, verließ From Elbing mit dem Entschlus, der Theologie zu entsagen, und Jurist zu werden. Er begab sich zu dem Ende nochmals nach Königsberg, wo ihm sein vertrauter Freund, der jetzige Kriminalrath B., das Leben sehr verschönerete. Dieser erzählt folgendes von ihm.

„Er legte sich Anfangs mit dem größten Eifer auf das Studium der Rechtsgelehrsamkeit; ich zweifelte indessen gleich, daß diese Wissenschaft ihn fesseln würde, und sagte ihm dies, als er mir seinen Entschlus, Jurist zu werden, bekannt machte. Vieles trug auch wohl dazu bey, daß er,

weil er wegen seiner Verhältnisse nur kurze Zeit auf der Universität bleiben wollte, gleich im Anfange sich zu viel mit den verschiedenen Zweigen des positiven Rechts beschäftigte, und dadurch natürlich Abneigung gegen das juristische Fach erhalten mußte.“

Seit der Zeit, wo er den Gedanken, Jurist zu werden, aufgab, lebte er ganz seinen Lieblingswissenschaften. Vorzüglich beschäftigte ihn die Lektüre der alten und neuen französischen Klassiker, und die Literatur der Engländer. Nach Ablauf eines halben Jahres kam er wieder nach Marienburg zu den Aeltern zurück. Indessen konnte sein reger Geist keine Unthätigkeit ertragen. Anstrengung und bestimmte Tagesgeschäfte, waren die einzigen Quellen seiner Heiterkeit. Daher strebte er von Neuem nach einem Wirkungskreise, in dem er der Welt nützlich seyn wollte. Dazu bestimmte ihn eben so dringend der Gedanke, er könne seinen Aeltern zur Last fallen, welches ihm unerträglich war. Daher reiste er im Jahr 1801 nach Berlin, um sich, unter Leitung des D. K. N. Gedike im dortigen Lehrerseminarium zum Schulwesen zu bilden, und an dem Gymnasium, wo Gedike als Direktor stand, auch zu unterrichten. Allein er fand bald selbst, was Gedike ihm auch sagte, daß er zu diesem Stande weder Körperkraft genug, noch ausdauernde Gesundheit habe. Seine Geschicklichkeit zum Jugendbildner legte er indessen durch öffentliche Vorträge in Gedikens

Gegenwart ab, der mit seinen Kenntnissen und zweckmäßiger Darstellung sehr zufrieden war. Auch eine Skizze zum Lobe Friedrich des Großen, in lateinischer Sprache, die ihm From gleichfalls zur Probe überreichte, erhielt den ganzen Beyfall dieses großen Sprachforschers; daher schätzte und liebte er From, und verstattete ihm einen vertrauten, und nach Gedikes Art ungezwungenen, Umgang.

Zu eben dieser Zeit wurde Gedike von Reval aus ersucht, einen jungen, mit den erforderlichen Eigenschaften versehenen Mann zum Erzieher der Kinder des Brigadier A. bey Pleßkow für 1000 Rubel Gehalt in Vorschlag zu bringen. Gedike bot From diese Stelle an, der auch kein Bedenken trug, sie anzunehmen. Denn er erreichte dadurch seinen Zweck, eine Versorgung zu erhalten; er hatte ferner Gelegenheit, ein Land kennen zu lernen, wovon er nur aus Büchern eine Vorstellung hatte; er erwarb endlich auch Mittel, sich, ohne seinem Vater beschwerlich zu fallen, von seinen Schulden frey zu machen. So hinreichend diese Gründe auch scheinen mochten, so sehr mußten sich doch seine Gefühle, bey dem Gedanken an seine Reise nach Rußland, dagegen sträuben. Aechte Vaterlandsliebe durchglühete ihn; Marienburg war sein Elysium, so viel Angenehmes ihm andre Derter auch vorspiegelten; seine kindliche Anhänglichkeit und Liebe gegen seine Aeltern und Verwandte, seine ungekünstelte unzerstörbare Treue gegen seine

Freunde: dieß alles zurück zu lassen, und in den kalten Norden zu gehen, — dieß mußte natürlich sein Herz beengen. Damit vereinigten sich die Gründe seiner Aeltern und vieler von seinen Freunden, ihn von seinem Entschluß abzuleiten. Allein er suchte alle Gegengründe zu widerlegen, worin ihm Manche, die Rußland näher kannten, beypflichteten, und reisete im Frühlinge 1802 seiner Bestimmung — ja der letzten Bestimmung entgegen.

Er kam, nach mancherley erduldeten Beschwerden, in Pleskow an; hier glaubte er das Ziel gefunden zu haben. Daher mußte ihn die Nachricht, „daß die Güter des Brigadier A. noch 120 Meilen von da entfernt wären,“ sehr unangenehm überraschen. Er sah sich also genöthigt, die Reise nach M., dem Wohnorte des Herrn v. A., fortzusetzen. Jetzt langte er an. Jetzt gab er sich seinem Berufe hin. Mit seinem gewohnten Eifer suchte er seine Bestimmung, als Erzieher der Kinder, zu erfüllen. Mit wie vielen Schwierigkeiten er indessen zu kämpfen hatte, um ganz den Zweck aller Erziehung zu erreichen, leuchtet hervor, wenn man erwäget, daß From ganz unbekannt mit der Muttersprache seiner Zöglinge war, und diese sehr wenig die französische verstanden, in welcher er den Unterricht ertheilen wollte. Dennoch ging er muthig, nach dem Entwurfe eines wohlüberlegten Plans, an sein Geschäft, und wendete seine Nebenstunden auf die Erlernung der russischen Sprache. Anfangs

schiene seine Bemühungen, mit denen sich die Geistesfähigkeiten der Kinder verbanden, einen erwünschten Erfolg zu haben. Allein zur Erreichung des letzten Zweckes der Erziehung, der sittlichen Bildung, fand er bald unüberwindliche Hindernisse. Als er nun, von der Heiligkeit seiner Pflicht überzeugt, und von Wahrheitsgefühl durchdrungen, in seinem Eifer für die sittliche Veredelung seiner Zöglinge fortfuhr, so hatte er dadurch den ganzen Haß des Hauses auf sich geladen. Bald hielt er es für das rathsamste, ein Haus zu verlassen, wo er weder das Laster im Aufkeimen ersticken noch den Samen des Guten ferner ausstreuen konnte. Er reiste also im November 1802 von M . . . ab.

In einem hilflosen Zustande flüchtete er nach Moskau, diesen 6ten Welttheil, wie er die unermessliche Stadt, im ersten Anstaunen ihrer Größe, nannte. Armer From! Hier, auf diesem fremden Boden, von Großen und Reichen bewohnt, die armen unbekanntenen Verlassenen zu helfen keinen Beruf in sich fühlen; von frohen und jauchzenden Menschen betreten, die nach dem Traurigen hin zu blicken keine Zeit haben, hättest du in dem Gewühle von Tausenden, wie in einem einsamen Winkel der Erde, verschmachten können, wenn du nicht einen Freund fandest. Das Haus eines dort lebenden deutschen Mannes wurde sein Zufluchtsort; dieser begnügte sich nicht bloß, ihn bey

sich aufgenommen zu haben, er bereitete ihm vielmehr eine neue Laufbahn so vor, wie in seinem eigentlichen Vaterlande. Ja, er ersetzte ihm auch in sich selbst den Verlust seiner vaterländischen vertrauten Freunde. Dieser Mann reiste in Geschäften nach Petersburg, und brachte, ohne From vorher etwas merken zu lassen, die bey dem dortigen Justizkollegio ausgewirkte Bestallung als Kandidat des Predigtamts im russischen Reiche, für ihn mit, wodurch er ihn auf die angenehmste Art überraschte *). Auch brachte er ihn in Verbindung mit mehreren guten Menschen, und endlich als Erzieher der Kinder in das Haus des Kollegienraths v. D. Indessen hatte der strenge Winter von 1802 Froms Kräfte und Gesundheit sehr geschwächt, so daß er, der Vorhersagung vieler von seinen Bekannten gemäß, den folgenden Winter in diesem strengen Klima nicht durchlebte, sondern zu Anfange desselben an den Folgen einer heftigen Erkältung starb.

From verband mit einem hellen Kopf ein schnelles Fassungsvermögen, ein sehr gutes Gedächtniß und eine feurige Einbildungskraft. Diese Geisteskräfte hatte er durch zweckmäßiges Studiren harmonisch entwickelt. Hiezu kam noch seine glückliche Urtheilskraft, und sein feiner Witz, durch

*) Fünf Monate nach Froms Tode kam vom Justizkollegio, das sein Urtheilen nicht erfahren hatte, für ihn die Bestallung als Prediger in Dmsk.

den er sich und andere oft ergötzte. Seinen Charakter machten Biederkeit und Rechtschaffenheit aus; sein Herz war sehr gefühlvoll, und den Empfindungen der Liebe und Freundschaft offen. Nach dem Urtheil seines Vaters, knüpfte From sehr leicht und schnell Freundschaft und Bekanntschaft an, die aber, wenn der Reiz der Neuheit verschwunden war, oft von der kalten Vernunft gemißbilliget, Gleichgültigkeit und Verlegenheit nach sich zogen. Dies scheint vielleicht früher der Fall gewesen zu seyn. Aber späterhin war er hierin vorsichtiger, und prüfte erst, ob ein Mensch auch seiner Freundschaft würdig war. War indessen Jemand sein Freund; so gab er sich ihm auch ganz hin, verlangte aber auch dasselbe. Das kleinste Mißtrauen, das man gegen ihn blicken ließ, der geringste Mangel an Wärme gegen ihn, der seinem Scharfblick nicht entgehen konnte, machte ihn sehr traurig und rührte ihn bis zu Thränen. Daraus läßt sich denn sein kälter gewordenes Betragen erklären gegen Menschen, mit denen er früher in inniger Verbindung lebte. — Sein Temperament war sehr lebhaft; daher konnte er auch keine einformige Lage ertragen, und schaffte sich, so oft es sich mit seinen gelehrten Zwecken und seinen Pflichten vereinigte, Veränderung und Abwechselung. Wenn die Schwäche seines Körpers öfters die Thätigkeit seines Geistes hemmte, dann wurde er sehr betrübt und schwermüthig. Denn er hatte sich

gewöhnt nur in Geistesanstrengungen seine lautersten Freuden zu finden.

Trat er aber in einer so düstern Stimmung in die Mitte seiner Freunde, so wurde er durch seine und ihre frohe Laune bald wieder aufgeheitert. Er disputirte gern, doch nicht aus der unlautern Absicht, seines Gegners Schwäche und seine Ueberlegenheit zu zeigen, sondern um seine Ideen zu berichtigen, und in eine angenehme Geistesbthätigkeit versetzt zu werden. Stieß er zufällig einmal auf einen Egoisten, so stellte er ihn auch in seiner ganzen Blöße dar, und erhielt dadurch den Beyfall jedes Vernünftigen, wenn ihn der Ueberwundene gleich haßte.

From nährte in seinem Herzen eine unbegranzte Liebe zu seinen redlichen Aeltern. Sorgfältig vermied er alles, was sie nur im geringsten traurig machen konnte, trug vielmehr zur Befriedigung ihrer geheimen Wünsche und zu ihrer Aufheiterung bey, soviel er vermogte. Er wußte, daß sein würdiger Vater am Tage manche ämtliche Sorgen hatte, die ihn zuweilen mißmuthig in den Kreis seiner Familie zurückbrachten. Daher verließ er genau um 9 Uhr Abends seine Freunde, und eilte hin zu seiner Unterhaltung. Eben so liebevoll betrug er sich gegen die Schwester seiner Mutter, eine Frau, die Verstand und Herz mit vieljähriger Erfahrung achtungswürdig machten. Sie hatte auf den Verstorbenen einen entscheidenden Ein-

fluß, und sah ihren mütterlichen Rath gewöhnlich von ihm befolgt. Mit gleicher Liebe hing er an seinen Schwestern und seinem Bruder, und gab dadurch Tausenden ein Beyspiel von Geschwisterliebe.

Er hatte sich in verschiedenen Fächern des menschlichen Wissens so reife und gründliche Kenntnisse erworben, daß ihm Niemand das Prädikat eines Gelehrten absprechen konnte. Er besaß eine gründliche Kenntniß der deutschen Sprache, die er sogar aus den frühesten Quellen zu schöpfen bemüht war. Das Fließende seines Styls und seine Reden sind Beweise, wie sehr er sich ihrer bemächtigt hatte. Daher stand auch der deutsche Reim so in seiner Gewalt, daß er zuweilen ohne Fehler in gereimten Versen sprach. Er kannte die holländische Sprache zwar nicht in ihrem ganzen Umfange, aber um desto gründlicher die englische, welche er verständlich aussprach, seine Gedanken darin aufzeichnete und fertig ließ. Die französische Sprache liebte er sehr und sprach sie mit vieler Geläufigkeit, die sich bis dahin erweiterte, daß er auf seiner Reise nach Rußland, und während seines dortigen Aufenthalts, mehr französisch als deutsch dachte und sprach. Von den gelehrten Sprachen war ihm die lateinische am liebsten; er sprach und schrieb in ihr mit Zierlichkeit. Seine liebsten Schriftsteller waren Horaz, Tacitus, Livius, Tibull, Catull und Propertius. Die griechische und hebräische Sprache ver-

stand er so, daß er als Theologe die Bibel im Original lesen konnte. Sprachen studirte er überhaupt gern, und freute sich sogar bey seiner Reise nach Rußland über die schöne Gelegenheit, wieder eine neue lernen zu können.

Er war mit der neuern und neuesten Philosophie bekannt, mit der kritischen aber vertraut geworden. Sie hatte seiner Art zu denken und seiner Ansicht eine vorzügliche Richtung gegeben. Daher verehrte er sie, die Wissenschaft aller Wissenschaften, und wanderte gern in den Stunden der Gemüthsruhe in ihrem Gebiete herum. Mathematik gehörte, wie schon gesagt, zu seinen Lieblingswissenschaften, die er sich darum wählte, weil sie die Geisteskräfte in eine so schöne Thätigkeit setzt. Die Theologie beschäftigte ihn oft und anhaltend; sein System war fest und sicher durch Philosophie gestützt. In allen übrigen Wissenschaften hatte er sich keine gemeinen Kenntnisse erworben. Damit verband er eine ausgebreitete Belesenheit und Kenntniß der alten und neuen Literatur; dabey war aber eigentliche Literärgeschichte nicht sein Zweck, sondern er laß, theils um seinen Geist zu nähren, theils um zu seinen eigenen Geistesprodukten das Gelesene zu gebrauchen, theils um etwas für die Gesellschaft gethan zu haben.

Er war ein vortrefflicher Gesellschafter. In der Mitte ernsthafter Männer ernst, überschritt er

nie die Schranken der Bescheidenheit. Seine Kenntnisse und sein richtiges Urtheil schützten ihn vor jeder Verlegenheit. In dem Kreise froher Menschen trug er zu allgemeinen Ergößungen das Meiste bey. Aber alle seine Spiele, alle seine Handlungen in Gesellschaft, hatten keinen Schein von Plumpheit, Ausgelassenheit und Uebernheit, wodurch sich die sogenannten Lustigmacher gewöhnlich auszeichnen; sie hatten vielmehr den Charakter der Feinheit und Artigkeit, und stellten ihn immer in einem liebenswürdigen Gewande dar. Wurde er dazu aufgefordert (denn sich vorzudrängen war seine Sache nicht), so konnte er allein die ganze Gesellschaft befriedigend unterhalten. Seine lebhafteste Einbildungskraft, seine vorzügliche Darstellungsgabe und sein treffender Witz drangen auch seinen Gegnern Bewunderung ab. Hätte From in einem wärmeren Himmelsstrich gelebt, wo seine Einbildungskraft noch feuriger geworden wäre, er würde sich als einen vorzüglichen Improvisator gezeigt haben.

Bei einem solchen Geist und solchem Herzen war es ihm nicht möglich, seine Tage in Unthätigkeit zu verträumen. Er beschäftigte sich vielmehr unaufhörlich theils mit Lesen, theils mit Schreiben. Er machte bogenstarke Aufsätze über verschiedene, wissenschaftliche Gegenstände. Den meisten Fleiß verwendete er auf seine Predigten, die gewöhnlich praktisches Christenthum zum Ge-

genstände hatten. Er durchdachte und disponirte sein Thema mit Sorgfalt, und legte es gern andern zur Beurtheilung vor, um zu wissen, ob es auch dem Geiste und dem Bedürfniß seiner Zuhörer verständlich und angemessen seyn möchte. Dann schrieb er die Predigt Wort für Wort nieder, in einer populären Sprache, und memorirte ganz getreu, so daß er kein Konzept nöthig hatte. Denn durch Niederschreiben, sagte er, vermeide ich nicht nur unschickliche Ausdrücke, sondern auch Tautologien, und durch sorgfältiges Memoriren wird meine äußere Beredsamkeit nicht gezwungen. Daher kam es auch, daß seine Kanzelvorträge mit Anstand, Würde und Ausdruck gehalten und von dem Beyfall seiner Zuhörer begleitet wurden. Eben so vielen Fleiß verwandte er auf die Verbesserung seiner Gedichte, woran er aber, wie er oft gestand, die Beharrlichkeit verlor.

Sein literarischer Nachlaß besteht theils in Schriften, die dem Publikum durch den Druck bekannt geworden sind, theils in solchen, die noch in der Handschrift liegen. Zu den ersteren gehört eine Sammlung von Gedichten, unter dem Titel: „Blüthen, von Ludwig From“. Er gab sie selbst, während seines Aufenthalts in Elbing, im Jahr 1799 heraus. Unter diesen Gedichten zeichnen sich einige sehr vortheilhaft aus. Ferner gehört hierher ein Aufsatz in der Zeitschrift: „*Eunomia*, von Fessler und Rhode,“

welcher überschrieben ist: „Aphorismen von From.“

Die ungedruckten Aufsätze enthalten theils Abhandlungen über moralische Gegenstände, theils Uebersetzungen, theils dramatische Versuche, theils einige sehr gelungene Dichtungen, die er auf der Reise nach Rußland, und in diesem Lande selbst, gemacht hat.

— m.

V.

R e v i s i o n e n.

1.

Was man auch gegen das Kastenwesen einiger alten Völker gesagt haben oder noch sagen mag, so geht doch, nach reifen Ueberlegungen, und wenn man sich auf höhere Grundsätze einläßt, über die Ordnung der Stände in einem Volke so viel hervor, daß zur Einfachheit und Erwerbung der innern Kräfte, wie auch zu einem leichtern Gebrauche derselben es gerathener sey, man unterlege der Erziehung als eine Regel derselben einen natürlichen Unterschied der Stände im Volke, als wenn man diesen Unterschied allererst als ein Resultat auf die Erziehung folgen lassen wollte. Und was hierüber auch die Zeit geändert hat, wie

hochdenkend von uns wir auch die Alten unter uns herabsetzen, so mag es doch wohl wahr seyn, daß die in der Einfalt verschrieensten alten Völker in ihrer Gesetzgebung Spuren hoher Weisheit einge- drückt haben.

Es gehört zu jedem bürgerlichen Fache ein Mechanismus von Fertigkeiten, ein — daß ich so sage — körperlicher Geist, welcher nicht erlernt wird, sondern eingeübt und Andern abgesehen seyn will, in das Amt oder Fach aber schon mit- gebracht werden muß. Ich will es gerne einge- stehen, und das Leben hat hierüber seine tausend Erfahrungen, daß der Sohn eines Handwerkers ein vortrefflicher Prediger und Geistlicher werden könne, der Sohn eines Predigers dagegen auch oft nicht in das Amt seines Vaters passe. Wenn aber doch außer der Gelehrsamkeit und Geschick- lichkeit des Amtes jedes Amt noch seinen eigenen Geist trägt, und jedes Haus den Geist seines Be- triebes und Lebens fest an seine Inwohner kettet und den ganzen Vater gerne im Sohne abspiegelt, auch eben dieser Geist des Amtes die volle Wirk- samkeit aller Amtskenntnisse an sich reißt; so muß man eingestehn, daß jene Erfahrungen wohl nicht die Regel machen können, nach welcher man die Aemter bloß den Amtskenntnissen Preis geben müsse. Es ist doch nicht bloß das sehr wichtige Vertrauen des Volkes gegen den Beamten, die nothwendige Ehrwürde des Standes, der solche

immer nur in einer alten Farbe gewinnt, und die Erleichterung im Dienste, dasjenige, welches von einem gewohnten Amtstakte gewonnen wird; sondern die Ansicht von Unbedingtheit, welche den Ordnungen und Ständen im Volke anklebt, wenn dieselben in einer Gebundenheit liegen, daß sie sich nicht Jedem sofort öffnen können, trägt auch gar sehr dazu bey, daß unter uns die Achtung gegen Gesetze zunehme. Dagegen und im entgegengesetzten Falle, wenn ohne Rücksicht auf Eingewöhnung von Amtssitten und Amtübungen die Thore jedes Standes Jedem gedffnet sind, zu einer Unbeholfenheit des Beamten im Dienste noch ein Barbarismus fremder Sitten eintritt, und das Volk durch solche ungemessene Freygebungen der Aemter an Jeden entwöhnt wird, das Gesetz in seine Achtung aufzunehmen. Diese Achtung gegen Gesetze hat unter uns immer noch zu wenig Feld, und ist doch der Strebepunkt aller Regierungen, daß sie also wohl alle Rücksichten der Gesetzgebung an sich reißen müsse.

Daher auch, weil der Zeitgeist hierüber so ungebunden verfuhr, finden wir an den ehrwürdigsten Ständen eine nachtheilige Verbürgerlichung ihrer Genossen; welche Verbürgerlichung immer erfolgen muß, wenn die Gränzen zwischen den Ordnungen nicht scharf gezogen sind, immer aber auch das Amt zur Ermattung seiner Kräfte bringt. Besonders ist es der Lehrstand, welcher auf diesem

Wege zu einer Gemeinheit verfallen kann, wenn durch den Eintritt eines Jeden in den Gelehrtenstand fremde, oft wohl gemeine Sitten in das Lehramt kommen, und obenein durch den Uebertritt der Lehrer zu bürgerlichen Geschäften die Studien des Amtes in Verfall kommen.

Wie lief man doch in den letzten Zeiten so Sturm auf den Erbadel! Ich will nicht wiederholen, was man gegen ihn gesagt hat. Offenbar aber ist die öffentliche Meinung, welche gegen diesen Adel austrat, dadurch geschlagen, daß durch ihre Ueberstrenge schon eine andre öffentliche Meinung geweckt worden, welche sich in Ueberschwung bringen wird; und man hat sich in dem Feldzuge gegen den Erbadel darum gar sehr verrechnet, weil man nicht darauf rechnete, daß jede Angelegenheit unter Kämpfen und Stürmen nur um so fester sich in sich selbst wurzelt. Man hätte diesen Götzen, wenn er doch so heißen soll, lassen sollen, und ihm nur die Sklaven nehmen mögen. Ist aber der Sklave da, so macht derselbe sich für seinen Dienst immer auch andre Götzen. Der Verdienststolz hat wohl mehr Druck, als der Erbstolz, weil man ihm nicht so beykommen kann, als dem Erbstolz, der in einer allgemeinen Ueberzeugung der Unverdienstlichkeit einer Geburt seine Demüthigung immer schon mitbringt.

Der Heroismus, als ein Gemeingut und wo Jeder von Jedem vertreten werden kann, muß

barum zu einer matten Tapferkeit werden. Die Gedrungenheit ergiebt sich nicht an eine Ausdehnung; und wird der Muth Allen übertragen, so schwächt er sich in der Allgemeinheit. Daher muß der Heldenmuth einen Körper im Staate haben, welchem er anvertraut werde.

Man fand es sehr lächerlich, daß die Tapferkeit zu den Erbschaften gerechnet werde; als werde von einem Helden auch wieder ein Held geboren. Da aber diese Erbschaft nicht, wie eine blinde Natur, aus dem Fleische fortgeht, sondern aus Mustern nach geistiger Weise, so hält die Gleichheit der Zeugungen, welche vom Löwen keine Tauben zieht, auch in geistigen Bildungen Wort, wo der Vater gewiß das andringendste Muster für den Sohn ist. Der Muth ist nicht so sehr ein Geschenk der Natur, daß er sich den Beyspielen und dem Vertrauen gar nicht verdanken wolle.

Es hat die neuere Zeit überhaupt aber gegen geborne Ordnungen im Volke ein paar Argumente von hohem Klange, aber wenig Durchdringung.

„Das Ehrgefühl einer Nation,“ sagt man, „wird durch solche Ordnungen vernichtet.“ — Ich meine aber, diese Besorgnisse treffen nicht auf Verfassungen, sondern auf Willkührlichkeiten, die keiner Verfassung anhaften können und eben an der Verfassung sich zerbrechen müssen. Keine Verfassung ist niederschlagend. Und sind zudem verfassungsmäßige Anordnungen nur nicht feindlich gegen

das ausgezeichnete Talent, so geben sie dem Ehrgefühle mehr Spannung und Genuß, als da, wo alle Ordnung im Freyen liegt und sich von selbst, auch wohl dem Unkräftigen, öffnet.

„Aber,“ höre ich ferner, „es geht doch bey stehenden Ordnungen die Ansicht von Weltbürgerlichkeit verloren.“ — Da nun sieht man die Einkheit des Begriffes von der Weltbürgerlichkeit. Ist denn die Welt ein Alles der Summe, und nicht vielmehr ein Ganzes der Kraft? Ein Weltbürger ist nicht, wer mit seinem Fuße alle Flächen deckt, sondern wer seine Fläche ganz deckt und durchdringt; und nicht macht er die Welt zu seiner Wohnung, sondern seine Wohnung zu einer Welt. Ist also nicht eben die Absonderung dasjenige, welches der Weltbürgerlichkeit das Wesen reicht? Der Mensch, welcher so in Allem ist, daß er seine Einheit verliert, ist nicht ein Weltbürger, wie wohl der ist, welcher seine Einheit festhält und aus ihr sein Alles macht. Tritt deinen Weg feste ein, ohne die andern Wege zu berühren, so bist du mehr ganz und Welt, als wenn du dich leicht über alle Wege lüftest. Es ist eine große Frage, so paradox sie auch seyn mag, ob der Sineser, der sein Gränzthor zu einem Weltthor macht, wenn er nur in seinem Lande mit Durchdringung und Kraft lebt, nicht eben darum, weil er dann sein Land zu einer Welt machen will, mehr ein Weltbürger sey, als derjenige eines andern Landes,

welcher überall die Welt sucht und sie nirgend findet, weil er nicht überallhin mit seiner Kraft ein-drücken kann?

2.

Man hat gefragt, ob die Begeisterung mehr in einer Monarchie oder in einer Republik wohne? Schon Abbt beantwortet diese Frage zu Gunsten der Monarchie in der Behauptung, ein Phalanx des Alexander werde den römischen Legionen nicht weichen; und unsre Zeit hat bewiesen, daß der Konvent des neuern Frankreich wohl nicht so gewaltig schlug, als Napoleon geschlagen hat. Alle Begeisterung kommt durch Ideen. Kann man nun beweisen, daß eine Monarchie mehr als eine Republik gemacht sey, dem Volk einen Schwung zu den Ideen zu geben, und daß die Idee eines Gesetzes, welche in einer Monarchie zum Aus-spruche kommt, den Menschen stärker ergreife, als die Idee der Freiheit thun kann, welche in der Republik aus allen Saiten des Herzens uns anklingt; so ist diese Frage für die Monarchie entschieden.

Was nun die erste Behauptung betrifft, so ist schon so viel klar, daß auf den subalternen Gän-gen einer bloß bürgerlichen Geschäftigkeit nicht so, wie in den Vertiefungen innigerer und stiller Studien, die Idee in uns zur Auferstehung kommt, die Republik aber ganz dahin liegt, jeden Bürger von den innern Studien abzureißen, und in den

Strom bürgerlicher Geschäftigkeiten zu werfen. Liegen die Sorgen des Staats auf den Schultern jedes einzelnen Bürgers, und darf Jeder zur Maschine des Staats eingreifen; so wird die Innigkeit wenig gepflegt, das stille Haus der Seele läuft auf der Straße des Geschäfts seinen Nerv ab, und die Idee bleibt in den Gräbern bloßer Möglichkeiten.

Was nun die andere Behauptung betrifft, so ist überall die Macht mehr bey dem Gesetze, als bey der Freyheit, und die Heiligkeit des Gesetzes ergreift uns stärker, das Gesetz durchzusetzen, als die Freyheit uns ergreift, Gesetzgebungen aufzulösen. Das Gesetz ist die Einheit, aber die Freyheit ist eine Vielheit. In der Monarchie ist die Einheit anschaulich am Fürsten, und sie wirkt unmittelbar und ohne Durchgang durch den Verstand auf die Einbildungskraft des Volkes. Aber in der Republik ist die Einheit nur ein Begriff, und sie muß erst durch den Verstand gehn, um mit dieser Verstandeskälte auf das Herz des Volkes zu wirken. Die Begeisterung der anschaulichen Einheit in der Monarchie ergreift das Volk in Masse, weil Jeder zum Fürsten sagen kann: du bist mein. Aber die Begeisterung der Einheit in der Republik ist nur Wenigen gegeben, weil nicht Jeder von dem feinen Eindruck der Freyheit in seinem Sinne angeschlagen wird. Herrschsucht ist es, was das Volk der Republik anreißet. Und

eben daher fehlt diesem Volke die gerühmte Gleichheit, welche nur da ist, wo sie sich unter das Gesetz beugt. Die Begeisterung der Einheit brachte den Alexander nach Indien, aber die Begeisterung der Freyheit hat Bürgerblut getrunken. Den starken Republiken kann man noch stärkere Monarchien entgegenstellen; und hatten jene mehr Gewühle, so hatten diese mehr Kraft.

3.

Es mag auffallend seyn, wenn ich behaupte, es hätte in unsern Grundwissenschaften der Satz: „der Zweck heiligt nicht das Mittel,“ gar nicht sollen aufgeführt werden. Aber offenbar gilt dieser Satz nur die subalternen Zwecke, welche wieder Mittel von andern Zwecken sind, nicht aber dem höchsten Zweck, welcher ein Princip aller moralischen Beurtheilung und der oberste Ring der Vernunft ist, von dem die Güte aller Glieder ausgeht. Nun bekümmert sich aber eine Grundwissenschaft — Metaphysik genannt, — gar nicht um subalterne Zwecke, sondern sie erfaßt den Zweck in seinem Begriffe und redet eben also vom absoluten Zweck, vom höchsten Zwecke. Wie nun die Natur ihr Laboratorium auf Gräbern hält, und ihre Zukunft auf den Ruinen der Vorzeit bauet, so muß auch der Tod der ganzen Welt gut seyn, wenn er dazu führt, daß die Moralität Auferstehung halte. Um der Moral Willen muß die Welt Gewalt leiden;

und wer den Glauben an eine göttliche Weisheit hat, wird sich leicht an den Gedanken ergeben, daß in verderbten Zeiten die größten Erschütterungen zutreffen, und diese darauf berechnet sind, der Moral die Seelen freyer zu öffnen.

4.

Der Bürger sey das Opfer, der Staat aber sey der Götze, wenn dieser Götze Opfer fordert; — sagt der Eine. Denn — Tausend Seelen sind mehr, als Eine Seele.

Nein, sagt der Andere; Eine Seele ist, wie Tausend Seelen, Eine wie Alle. Jeder Bürger ist der Götze, und das Opfer ist ein Sinnenleib. Ein Mensch ist mehr, denn Tausend solcher Leiber. Geister zählt man nicht wie Eichen; und das Recht des geringsten Menschen wieget nicht leichter, als das Recht einer ganzen Welt.

Der Götze ist nicht die Summe, und das Opfer ist nicht ihr Theil. Sondern der Götze ist die Idee der Menschheit, und das Opfer ist ihre Erscheinung, der Leib. Der Bürger ist in seinem Antheile der Thierheit das Opfer, und in seinem Antheile der Menschheit ist er der Götze, dessen Opfer sind Leiber von Eins bis zur Summe. Dieses Opfer ist nach dem Geiste selbst der Götze, und dieser Götze ist nach dem Fleische selbst das Opfer. Der Staat, als eine Summe von Leibern, ist das Opfer, und Er, als eine Idee, ist der Götze.

Staat und Bürger verhalten sich zu Einander, nicht wie die Summe zu Eins, sondern wie die Einheit zur Zahl.

Entweder also, der Bürger will ein Opfer seyn; und dann geschieht ihm kein Unrecht. Im Staatsvertrage liegt sein Erster und Einziger Wille verschrieben, und nach demselben ergiebt er sich in seinem sinnlichen Antheile, — also sich, Leib und sich, Herz, ganz an den Staat — an sich die Vernunft selbst. Er, der Geber, ist die Idee des Staats; und die Gabe ist Er, die Erscheinung. Jeder zweyte Wille des Bürgers ist nur ein Echo seines ersten Willens. Einen zweyten Willen hat der Bürger nicht; er hat nur Einen, und alle zweyten Willen sind schon im Staatsvertrage erschöpft.

Oder, der Bürger will nicht ein Opfer seyn. — Dann setzt er sich als eine Erscheinung in einem zweyten Willen dem Staate — also sich selbst als einer Vernunft im Ersten Willen — entgegen, verkehrt die Idee des Staats in eine Summe und treibt Feindschaft mit sich selbst. So in sich zerrissen und im Gegensatz gegen den Staat, gegen seine eigene Vernunft, ist er zu einer Sache geworden. Aber Sachen darf man opfern; und nun geschieht ihm wieder kein Unrecht.

5.

Garve — in seiner Abhandlung über Politik und Moral — sagt: das Uebergewicht großer Ge-

gesellschaften über kleine, sey nicht bloß physisch, sondern auch moralisch.

Das nun kann sagen: die Zahl der Tugenden steigt mit der Zahl der Glieder einer Gesellschaft. — Allein die Tugend ist eine Gesinnung, und ist nicht eine Zahl. Es mag auch wohl ein kleiner Wald lauter gute, und ein großer lauter schlechte Bäume haben.

Es kann sagen: mit der Größe der Gesellschaft steigt die Achtung gegen ihre Genossen. — Denn im Schatten einer großen Gesellschaft werden die Fehler der Mitglieder übersehn, und es gehn in uns gute Vermuthungen über die Genossen der Gesellschaft auf. — So nun scheint Garbe es gemeint zu haben.

Es kann endlich sagen: die Tugend hat in größern Gesellschaften mehr Versuchungen und Kämpfe; darum bekommt sie da mehr Kraft und mehr ihr heiliges Wesen.

Allein es ist nicht die Zahl der Versuchungen, sondern die Stärke derselben, dasjenige, welches über die Größe der Tugend entscheidet. In großen Gesellschaften schlägt das Herz nicht so gewaltige Pulse, als in kleinen, weil es da Sättigungen findet, und also da der Genuß über die Begierde geht. In kleinen Kreisen geht die Begierde über den Genuß, und das Herz muß da seinen eigenen Hunger kochen. In großen Gesellschaften ist darum die Tugend mehr ein natürliches

Ereigniß; aber in der kleinen Gesellschaft ist sie mehr eine Maxime. Die große Gesellschaft macht wohl gesittet, aber die kleine macht sittlich. Allemal arbeitet die kleine Gesellschaft dem Menschen mehr zu sich selbst hinein; es mag daher des Garve Meinung wohl umgekehrt gelten.

6.

Die Ueberzeugung von der hohen Würde der menschlichen Natur hat in den neuern Zeiten alle Räume eingenommen, sich aber dabei gewiß von Uebertreibung beschleichen lassen, daß es wohl Noth thut, wenigstens als ein Mittel gegen ihre Uebermessenheit, sie wieder auf einen kleinen Glauben herabzusetzen. Was wir von dem Menschen sagen, — von seiner Wissenschaft, Freyheit und Vernunft, — ist alles von der Art, daß es dem Urtheil entnommen und zu den Forderungen gelegt werden muß. Der Mensch ist ganz ein Wesen seiner eigenen Aufgabe, und nicht so ein Wesen der Existenz, sofern diese in sich Vollendung hat, und er nicht von seiner thierischen Seite angesehen wird. Darum ist das Urtheil über ihn ein Gebot an ihn, und der Glaube an unsre geistigen Besizungen muß abgegeben werden an den Muth, uns solche erst noch zu erwerben. Um ein Mensch zu seyn, muß der Mensch sein eigener Autor seyn; und darin ist er Gottes Ebenbild. Seine Besizung ist sein Werk, und selbst seine Un-

wissenheit ist eine sündhafte Tochter seiner Trägheit. Wir haben lange schon einen Fluch vernommen auf diejenigen Zeiten und Länder, in welchen der Mensch heruntergehalten ward in Finsterniß und Dienst. Doch hat man es da immer besser mit dem Menschen getroffen, wo er in den Gehorsam gestellt wurde, als da, wo er auf den Punkt einer vollendeten Freyheit treten durfte; und in der Mitte zwischen Augustin. und Pelagius, will ich lieber mit dem Ersten irren, als mit dem Letzten verführen. Sprechen wir von unserm großen Wesen, so werden sich unsre Individuen versäumen; und unsre Verderbtheit geht ihren sichern Gang fort, wenn wir allen Ruhm in unsre Gattung setzen. Ob wir vernünftige Wesen geboren werden? müssen wir erst unsern geistigen Bildungen abfragen.

Lehmann.

VI.

Leiden der Reinlichkeit.

Thuerster Freund!

Haben Sie je etwas unglückseligers, grausamers, peinlicheres gekannt, als die Reinlichkeit der guten lieben Hausfrauen? Sie, freylich, sind

durch Gottes gnädigen Willen bald Wittwer geworden und haben vielleicht nicht alle Qualen des wunderlichen Ehestandes ausgekostet: aber was soll ich sagen?

Seit einem halben Jahre vergab ich mein zweytes halbes Sekulum auf Leibgedinge; ich heirathete eine Frau, wozu mir die halbe Stadt gratulirte und um die sich jetzt kaum ein halbes Duzend Muhmen und alter Tanten kümmert.

Großer Gott! wie ordentlich ist meine Frau! Sie thut zwar nicht viel mehr als stricken; aber ihr Mund, der versteht zu regieren! Auf dem Sopha, die Klingel neben sich, sorgt, ruft, befiehlt, meistert, straft sie, daß es recht eine Art hat. Was muß man nicht alles lernen? Sonst empfing mein treuer Friedrich alle Sonnabend die Wäsche rein, die er Montags ausgegeben hatte; meine beyden Stuben sahen sauber und die seinige ordentlich auß. Bohnern und poliren ließ er immer, wenn ich auß Land fuhr, und meine Freunde gefielen sich bey mir. — Hätte der Schlingel nicht heirathen und sein eigen werden wollen, ich glaube ich hätte mich wohl vor Thorheiten gehütet.

Sie fragen mich, wie ich lebe? Fragen Sie doch: wie ich mich nehme, um langsam zu sterben?

Um 5 Uhr sitz ich am Schreibtische; biß 8 Uhr hab' ich dann noch die angenehmste Stille um mich her. Aber den Kaffe! Kein Friedrich macht ihn mehr; Madam kann die Morgenluft nicht ertra-

gen und die Katharinen und Sybillen treiben gegen mich Schleichhandel auf Eichorien und Mohrrüben, und Gott weiß, welche Surrogate — den ich aber, dem lieben Frieden zu gefallen, gern ungerügt lasse.

Hör' ich dann erst die Pantoffeln scharren, dann . . . je nun, Ihnen kann ich es wohl gestehen, dann mach' ich einen großen Gedankenstrich für den ganzen Tag. — Hab' ich denn auch noch einen Winkel im Hause, den ich ganz mein nennen könnte? Meine Resignation heißt Schläfrigkeit, Fühllosigkeit; ich soll das Schreckgespenst seyn, mit dem man alles bedroht, ich, der nie auch nur über einen Hund im Hause gezürnt hat.

Meine Elise hat Uebelkeiten, Schwächen, Kopfschmerz; ich biete ihr Kamillenthee. Das muß sie rächen. Nun wird bis 11 Uhr gekehrt und gefegt, bey offenen Fenstern; ich fliehe von Zimmer zu Zimmer. Raum kann ich mich ankleiden, um auf das Hofgericht zu eilen.

Um Mittag finde ich Speise-, Wohn-, Visitenzimmer frisch ausgeschauert. Aber, mein Schatz, frag' ich, wer kann in dem feuchten Dunste aushalten? und gar essen? Wenn ich nicht irre, lassen Sie vor drey Tagen das ganze Haus waschen und scheuern? — Ich muß wissen, heißt es, wie man Gäste empfängt; meine Stieffschwestern kommen alle beyde, und ich hoffe auch, daß Sie nicht so artig, wie das letztemal, den ganzen Besuch verschlafen.

Erlassen Sie mir, mein Freund, die Schilderung eines solchen Nachmittags: wer dergleichen nicht kennt, der fast es nicht.

Alle ordentlichen Leute fangen hier Hauptveränderungen mit Johannis an; neue Hausmiethen, neue Röcke, Dienstboten Lesegesellschaften, Tabackspfeifen; so haben Sie und ich es immer gehalten. Ich habe daher auch gleich nach Johannis geheirathet. Daraus folgt, daß wir jetzt nach 6 Monaten Winter haben. Sollten Sie es glauben? alle 14 Tage wird gescheuert; alle 4 Tage polirt, alle Stunden gepuht; ich weiß nicht mehr, wo ich die Füße hinstrecken soll; viele Damen sollen sie auf den Schooß nehmen. Ein armes Hausmädchen hat schon die Sicht bekommen und ist fortgejagt, ohne daß ich es auffinden und ihm Hülfe zustecken kann; ein andres ist wund an Händen und Füßen.

Abend, für Abend, das wissen Sie, muß ich vor zehn Uhr schlafen gehen. Dann fängt meine Treue erst an, den künftigen Lockenbau in vierfache Schlachtordnung einzugliedern; die Papillotten muß ich vorher zuschneiden, sonst geht es über meine Brieffschaften her. Daß mir dabey das Nachtlicht unaufhörlich vor den Augen umherflimmert, daß die letzte unfreundliche Stunde mit der Stubenjungfer mich doppelt trifft, was verstehen Sie davon?

Die verdammten Dichter! ich könnte in Wuth über sie gerathen! Da erzählen sie von einer Uhr, die alle Abend die Schäferglocke schlagen läßt. Mit nichten. Die Bartholomäusglocke ist es, die eine Pariser Blutnacht über die ängstlich springenden armen Protestirenden, mit täglich erneuerter Grausamkeit, anstimmt. Wenn dann auch das Gemelzel noch eine halbe Stunde — — doch warum

sollte ich nicht so gut wie Andre meines Ordens von den trostlosen Geheimnissen des Alkovens reinen Mund halten können?

Hm! die Damen, die feinen, so wie meine Elise, müssen doch für gewisse Dinge gar keinen Geruch haben. Da polirt und bohnt eine derbe Kreatur sich in Schweiß; erschrecken Sie nicht, es ist einmal heraus! Daß Sie aber doch dergleichen nie erfahren möchten! Mein armer Schreibschrank ist in der Arbeit; ich eile dazu, weil ich ein wichtiges Papier nöthig hatte, und falle fast in Ohnmacht neben ihm nieder. Eine Seekrankheit ist mein gelindestes Loos, und noch kann ich des Geruchs nicht frey werden.

Aber! Nun ist noch alle 8 Tage kleine, alle vier Wochen große Wasche. Du mein Heiland! könntest du nicht hinter jedes Haus, weit, weit hinter Hof und Garten einen Kay und eine Gallerie zum Waschen bauen? — Der Phlegethon mag Schwefel duften; der Styx riecht sicherlich nach grüner Seife. Wie wird die geflügelte Seele so tief in die giftigen Nebel des Irdischen hinabgerissen!

Da ich eben schreibe, kommt der große Tisch zum Platten bis zu mir herein: siegreich grüßt mich meine Außerwählte, und hofft den Opferqualm der vom Bügeleisen aufsteigt, einzuathmen. Dazu singt sie mir ganz mechanisch vor: „die Liebe, ach die Liebe, hat mich so weit gebracht.“ Ich, die Arme über einandergelegt, verneige mich artig, habe aber vielleicht etwas einfältig dabei ausgehört, denn alle weiblichen Anhängsel machten die wunderlichsten Mienen, um nicht zu lachen.

Wenn man nun so die Vortheile des ehelosen von denen des ehelichen Standes subtrahirt; so möcht' ich doch gern wissen, ob der kleine Rest solcher

Opfer, solcher Umschaffung, ja Vernichtung werth ist. Die Männer sind nur zu honett, um den geschlossenen Handel zu brechen; oder zu verschämt, um zu sagen, daß sie geschneilt sind; oder sie fürchten noch mehr die Tyranney einer alten Haus- und Hofpflegerin, die Runzeln eines hagestolzen Nachteulengesichts, die todte Stille. Denn wirklich mag sich der Mensch lieber alle Stunden mit einem Affen balgen, als Jahre lang auf der schönsten Felseninsel ohne lebendige Gesellschaft seyn.

Es bleibt dabey. Für sich fühlt das schöne Geschlecht recht zart; für unser Herz und unsre Nase hat es wenig Trost.

Besuchen Sie mich alter Freund, wenn Sie können, immer des Sonntags nach der Predigt; dann verläßt mich meine Holde, und ich kann mit Ihnen der vorigen Zeiten denken.

VII.

L i t e r a t u r.

Neue theoretisch = praktische Russische Sprachlehre für Deutsche 2c. von Dr. August Wilhelm Tappe. St. Petersburg, bey dem Verfasser in der deutschen Hauptschule zu St. Petri, und in Riga bey J. C. G. Hartmann, 1810. — Auch unter dem Titel: Neues Russisches Elementar = Lesebuch für Deutsche, v. Dr. A. W. Tappe. Zweyte verbesserte Auflage. St. Petersburg. bey dem Verfasser, und in allen guten Buchhandlungen, 1811.

Unstreitig die beste russische Sprachlehre, welche bis jetzt erschienen ist. Der Verf. hat nicht

bloß die Regeln leicht und faßlich dargestellt, sondern auch ihre Anwendung durch eine Menge von zweckmäßig gewählten Beyspielen erleichtert. Den Plan und Zweck des Werks, welches, in zwey Abtheilungen, eine Grammatik und ein Lesebuch enthält, hat er in den Vorerrinnerungen zu beyden kurz auseinandergesetzt, und man sieht daraus, daß er mit Besonnenheit und Ueberlegung an sein Unternehmen gegangen ist, und die Schwierigkeiten desselben, so wie alles, was bisher in gleicher Absicht gechehen ist, genau gekannt und erwogen hat. Es ist ihm dadurch wirklich gelungen, seine Vorgänger Lomonossow, Heym und selbst Vater, den er vorzüglich benutzt hat, zu übertreffen. Freylich erreicht er letztern nicht in der Gründlichkeit und philosophischen Ansicht der Sprache, aber in Hinsicht der Brauchbarkeit und Faßlichkeit gebührt ihm bey weitem der Vorzug. Die Vaterschen Tabellen, welche drey Folioseiten füllen, hat Herr Doktor Tappe auf wenigen Oktavblättern, und dennoch sehr vollständig, zusammengedrängt. Die Deklinationstabelle ist von Herrn Born entlehnt, der sie wieder von Schlözer aufgenommen hat. Doch zeichnet sich unsres Verf. Darstellung durch Deutlichkeit aus; ein wichtiges Verdienst, welches er sich bey der schwierigen Deklinationstheorie zuerst erwarb, obgleich sie wohl noch einfacher hätte ausfallen können. Aber die vierte Imperativform, S. 125, scheint ganz überflüssig zu seyn. Seine Bemerkungen über die Buchstaben und Aussprache sind vollständiger und deutlicher, als irgendwo. Indessen ist er nicht, wie man bey manchen trefflichen Vorarbeiten glauben sollte, bloß andern gefolgt, sondern auch hin und wieder seinen eignen Weg gegangen. So gehört ihm die Eintheilung der Buchstaben in harte und weiche, S. 31,

wodurch die bisherige Ausnahme sehr erleichtert wird, und die Eintheilung der Zeitwörter, S. 105, worauf er selbst vielen Werth zu setzen scheint. Auch hat er auf der Bedeutungsrolle der Buchstaben mit Recht Rücksicht genommen. In der Syntaxis ist alle unnütze Weitläufigkeit sorgfältig vermieden worden. Sehr zu loben ist es, daß schon bey den verschiedenen Redetheilen einige syntaktische Bemerkungen, so weit sie für die Aufgaben zum Uebersetzen nöthig waren, angebracht sind. Diese Aufgaben zeichnen sich überhaupt sehr aus, besonders aber sind die über die Präpositionen, mit ungemeinem Fleiße ausgearbeitet. — Die Grammatik schließt mit einer Anweisung zur russischen Verbkunst, welche bey aller ihrer Kürze doch vollständiger ist, als die Heymsche. — Im Lesebuche, welches mit S. 269 anhebt, findet Referent die Abwechselung der Methoden sehr vortheilhaft und zweckmäßig. Zuerst einige gut gewählte Sentenzen, Fabeln und Anekdoten, dann eine geographisch-statistische Uebersicht Rußlands, mit beygefügter wörtlicher Uebersetzung, endlich ein Lustspiel mit untergelegter Wörtererklärung, das der Jugend gewiß angenehmer und interessanter seyn wird, als bloße Gespräche, wie sie gewöhnlich den Sprachlehren angehängt werden, und Bruchstücke aus Karamsins Schriften.

Einer besondern Empfehlung bedarf dieses nützliche Buch nicht, da es schon, wie Ref. erfahren hat, in vielen Lehranstalten Rußlands eingeführt ist. Für die Ostseeprovinzen ist dadurch einem großen Bedürfnisse abgeholfen, und jeder Lehrer wird dem Verf. für die Erleichterung, die er seinem Unterrichte geschafft hat, Dank wissen. Ref. glaubt selbst, daß jeder, der sich nur einige

Mühe giebt, daraus ohne Beyhülfe russisch lesen, schreiben und übersetzen lernen kann.

Der Druck ist gut, und ungeachtet der Schwierigkeiten der Accente, die bey aller ihrer großen Wichtigkeit doch bisher in keinem andern russischen Lehr- oder Lesebuche angebracht sind, im Ganzen sehr korrekt. Sehr schön in Kupfer gestochen ist das Schriftalphabet. Schade, daß das übrigens gute und starke Papier nicht überall gleich ist. Der Preis könnte wohl bey dem Mangel an baarem Gelde, und um den Ankauf zu erleichtern, geringer seyn.

Da die große Brauchbarkeit des Buchs so schnell eine neue Auflage nöthig gemacht, und der Verf. durch die darin häufig angebrachten Verbesserungen gezeigt hat, wie sehr es ihm ein Ernst sey, seiner Arbeit die möglichste Vollendung zu geben, so erlaubt sich Referent, auch seine Wünsche zu verlautbaren. Vielleicht wird der Verf. sie bey einer dritten Auflage nicht unbeachtet lassen. Zuvörderst vermißt man ungerne Proben der slavonischen Schrift; sodann ist der Abriss der Geschichte der russischen Sprache gar zu kurz. Da Leseübungen das Erlernen einer Sprache ungemein erleichtern, so würde man wohl den Verf. bitten dürfen noch einige dergleichen hinzuzufügen, obgleich er schon mehr geliefert hat, als irgend einer seiner Vorgänger. In derselben Hinsicht würden auch mehr Aufgaben zum Uebersetzen ins Deutsche, mit bengefetzter Phraseologie, so mühsam und unangenehm auch eine solche Arbeit seyn mag, sehr nützlich und den Bedürfnissen der Anfänger entsprechend seyn. Endlich könnte auch noch den syntaktischen Regeln eine Erweiterung gegeben werden.

Dr. G. S. Wilterling.

Mit diesem vierzehnten Bande der Ruthenia, wird dies Journal geschlossen, das sich fast fünf Jahre hindurch der achtungswerthen Theilnahme des gebildeten Publikums erfreute. Mangel an Absatz bey dem gegenwärtigen Geldmangel, und ein Verlust, der den Verlegern bey der weiteren Fortsetzung dieser Zeitschrift nur noch fühlbarer geworden wäre, nöthigte ihnen den Wunsch ab, jenen durch die Einstellung des Drucks wenigstens zu mindern — dem die Herausgeber um so williger entgegenkamen, als sich auch ihnen mancherley, hier nicht zu erörternde, Schwierigkeiten entgegenstellten und die Redaktion täglich mehr erschwerten. Indem sie ihren Lesern diese Anzeige schuldig zu seyn glaubten, scheiden sie jedoch nicht ganz ohne Hoffnung, unter anderen, besonders der Literatur günstigeren, Zeitumständen das bisherige Verhältniß zu ihnen wiederhergestellt und das jetzt goldste Band vielleicht desto dauerhafter geknüpft zu sehen.

Die Herausgeber der Ruthenia.

Die unterzeichneten Verleger haben der vorstehenden Anzeige nur noch die Aufforderung hinzufügen wollen, daß die diesjährigen Abonnenten sich in Absicht des ihnen zurückzuzahlenden Drittheils des Abonnements dahin zu wenden belieben wollen, wo sie ihre Bestellungen auf das Journal gemacht haben; so wie alle, welche dasselbe von dieser Verlags-handlung bezogen, den dritten Theil des gezahlten Abonnements von ihr zurückgezahlt erhalten. Riga, den 1sten September 1811.

Deubner und Treuy,
Buchhändler.
